
Th. III. S. 224.

Lms



Alberto Augspurg





Feierlicher Brautzug des Königs von Siam.

Robinsons Reise um die Welt.

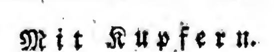
Ein

unterhaltendes und belehrendes Lesebuch

für

die Jugend.

Australien und Süd-Asien.



Mit Kupfern.

Nürnberg, 1819.
Bei Friedrich Campe.

Inhalt.

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Robinsons
Reise um die Welt.

Drittes Bändchen.

Einleitung.

Das Weihnachtsfest war vorüber, auf welches sich Herrn Barbastro's Kinder lange gefreut hatten. Alle waren reichlich beschenkt worden von Vater, Mutter und Oheim Robinson. Da sie aber nicht nur nehmen, sondern auch geben wollten, so waren sie in den letzten Tagen vor dem heiligen Abend sämtlich außerordentlich beschäftiget gewesen, besonders Lottchen, die älteste unter ihnen, welche der Mutter in allem, was zu besorgen war, treulich an die Hand ging.

Durch diese Freudenzeit wurden die Abendunterhaltungen der Familie ziemlich lang unterbrochen. Als aber einst bei einbrechender Nacht ein gräßlicher Wintersturm heulte und das Schneegestöber mit solcher Gewalt an die Fenster schlug, daß alle Scheiben zitterten, da rückten sie wieder traulich zusammen an den gutgeheitzten Ofen, und forderten den lieben Oheim Robinson auf, ihnen heute,

da bei dem abscheulichen Wetter doch kein Besuch zu erwarten sei, die langen Abendstunden, wieder wie sonst, durch die Erzählung seiner Reiseabentheuer, zu verkürzen.

Der Oheim erklärte sich bereitwillig dazu. Er machte es sich bequem, warf seinen Schlafrock um, stopfte seine Pfeife und nahm seinen Platz mitten unter ihnen. Franz und Wilhelm aber setzten sich ihm zur Seite und waren ganz Ohr.

Erster Abend.

Robinsons Reise nach der Südsee. Fürchterlicher Sturm an dem Vorgebirge Horn. Es landet das Schiff an dem Feuerlande. Verkehr der Mannschaft mit den Einwohnern. Benehmen der letztern auf dem Schiff. Ihre armseligen Wohnungen. Das Schiff steuert weiter nach der Osterinsel. Sie werden von den Eingebornen bestohlen. Ankunft auf Otaheite, oder Taiti. Die Pisangpflanze. Der Brodbaum.

Der heutige Sturm, fing Oheim Robinson an, erinnert mich an einen Orcan, den ich auf dem Schiff, welches mich aufnahm, an dem Kap Horn auszuhalten hatte. — Ihr wißt doch, wo das Kap Horn sich befindet?

O ja, schrie Franz, an der südlichen Spitze von Amerika, an dem äußersten Ende des Feuerlandes. O ich erinnere mich wohl noch aus unserer geographischen Stunde, daß es von Jakob Le=

maire, einem Holländer, aus der Stadt Horn gebürtig, entdeckt wurde.

Ganz recht, zwischen diesem Vorgebirge und dem Staatenland ist nun die gewöhnlichste Straße in die Südsee, die Straße Lemaire genannt, denn der schon früher entdeckte Weg durch die Magellanische Meerenge ist mit zu großen Gefahren verbunden.

Ich kann mir vorstellen warum? sagte Franz, denn es soll diese Straße über hundert Stund lang und an manchen Orten nur eine Meile breit seyn. Bei stürmischem Wetter können daher die Schiffe gar leicht scheitern. Es wäre mir aber doch lieb gewesen, wenn Sie durch diese Meerenge gefahren wären; und wissen Sie warum? Ich habe nämlich einmal ganz sonderbare Dinge von den Patagoniern gelesen, die dem Feuerlande gegenüber wohnen. Es sollen Riesen seyn, denen die größten Europäer nicht über den Gürtel gehen, und die alle sehr guten Appetit haben, denn es verzehrt jeder auf einen Sitz einen ganzen Korb voll Zwieback und trinkt einen Kübel Wein dazu. Andere sollen zwar nicht so groß, aber dafür desto dicker seyn und einen halbklafterlangen Kopf haben.

Alle Kinder lachten.

Lacht immer, sagte Oheim Robinson: aber eine solche Beschreibung von den Patagoniern machten wirklich die ersten Europäer, welche im Jahr 1520, unter des Portugiesen **Magellan** Anführung, durch die Meerenge fuhren. Jetzt aber weiß man mit Gewißheit, daß die Patagonier keine Riesen, sondern nur Leute von sehr hohem Wuchs sind. Sie kleiden sich in Thierfelle, haben langes schwarzes Haar und sind von kupferbrauner Farbe. Ihr Land ist reich an Hornvieh, an wilden und zahmen Pferden, und an Weiden, worauf ihre zahllosen Heerden Futter in Ueberfluß finden. Viele tausend Stück Ochsen und Kühe werden von ihnen, blos der Häute und des Unschlitts wegen, erlegt, welches sie an die Europäer verhandeln; das Fleisch überlassen sie größtentheils den Raubvögeln und den wilden Hunden, die ebenfalls heerdenweise herumschweifen. In Patagonien fehlt es auch nicht an **Vicunnas**, oder Peruanischen Schafen, und diese sind im Lande einheimisch. Die Pferde und das Rindvieh aber sind erst durch die Europäer nach Amerika gebracht worden, und haben sich in der Folge von selbst so sehr vermehrt und ausgebreitet.

Doch ich komme ganz von meiner Erzählung ab. Unser Schiff, **Britannia** genannt, steuerte

mit vollen Segeln an der östlichen Küste von Patagonien hinab, dem Kap Horn zu. Es war nicht, wie ich Anfangs wähnte, nach einem Europäischen Hafen, sondern nach den Südländern und Ostindien bestimmt. Je näher wir der südlichen Spitze von Amerika kamen, desto unfreundlicher und kälter wurde die Witterung. Es war im Monat April, wo in jener Gegend bald Winters Anfang ist. Das Klima ist auf diesen wilden Küsten ohnehin schon viel rauher als in unserm sorgsam angebauten Deutschland, und dann mußten wir bis über den 60sten Grad südlicher Breite hinaus segeln, indeß wir hier mitten in Deutschland unter dem 50sten Grad nördlicher Breite wohnen.

Julchen. Wenn wir aber unter dem 50sten Grad nördlicher Breite leben, so muß es ja bei uns viel kälter seyn, als unter dem 60sten Grad südlicher Breite. Gegen Süden ist es doch immer wärmer als gegen Norden.

Robinson. Du hast recht. Gegen Süden hin wird es von hier aus immer wärmer bis zur Linie; aber von der Linie oder dem Aequator an, wird es wieder gegen den Südpol hin immer kälter, und am Ende findet man dort die See mit ewigem Eis bedeckt, wie am Nordpol.

An der südlichen Spitze von Amerika wartete unser nun der schreckliche Sturm, auf den ich euch schon vorbereitet habe. Die Luft verwandelte sich in eine dichte und eisengraue Dunstmasse, die alle Seeleute als den Vorboten stürmischer Tage ansahen. Wir setzten uns mit aller möglichen Sorgfalt in Verfassung; wirklich nahm der Wind von Stund zu Stund an Heftigkeit zu und brach Nachmittags in einen fürchterlichen Orcan aus. Wohl uns, daß wir nicht ganz unvorbereitet waren! Wir hatten alles Segelwerk eingezogen, alles was oben das Schiff beschwerte, nach unten gebracht, alle Segelstangen niedergelassen; dessen ungeachtet wurde es mit solcher Gewalt auf die Seite geworfen, daß es auf die Stückpforten zu liegen kam. Die See rollte mit schrecklichem Schaum über uns her, und erhob sich brausend, gleich einer Wand, mit solchem Ungestümm, daß man kein Zurufen mehr hörte. Wir konnten nichts thun, als uns von den Wogen treiben lassen. Alle Lucken (Fensteröffnungen) und Fallthüren hatten wir sorgfältig verstopft; die Masten und das Tauwerk auf das Beste gesichert, auch die gehörige Mannschaft mit Aexten auf die Mastkörbe beordert, um im Nothfalle die Masten zu kappen (abzuhauen). So hielten wir es aus bis Abends

um zehn Uhr; der Wind schien jetzt ein wenig abzunehmen, aber die aufgewühlte See tobte noch fürchterlich, und wälzte eine ungeheure Welle mit solcher Gewalt auf unser Schiff, daß jeder das Sinken desselben vor Augen sah. Ihr könnt euch vielleicht die Gewalt dieser Wassersäule etwas begreiflich machen, wenn ich euch versichere, daß sie nicht nur völlig so hoch war als der vordere Mastkorb, sondern daß sie auch mit solchem Ungestümm an die linke Seite des Schiffes schlug, daß sieben Zoll dicke eichene Planken zerschmettert, und ein dreißig Zentner schwerer Anker, mit einem dabei liegenden kleineren, die beide an dem Rande des Schiffes befestiget waren, auf das Verdeck geworfen, das Boot zersplittert, und die Trümmer über Bord geführt wurden. Zugleich öffnete sich die Welle unter schrecklichem Krachen einen Weg durchs obere Verdeck, stürzte mit Gewalt in das untere, ersäufte alles Vieh, das da stand, und füllte den Schiffsraum drei Fuß hoch mit Wasser. Der oberste Theil der Wassersäule suchte wieder einen Ausweg; er zerschlug alle Pforten, stürzte alle Bänke um, samt denen, die darauf saßen; alle Wachen und alles, was auf dem Verdeck war, fing an zu schwimmen. Unter letzteren war auch ich. Ich wurde auf den

Rücken geworfen; zum Glück erhaschte ich ein Tau, woran ich mich festhielt, sonst wäre ich ganz gewiß über Bord geschwemmt worden. Durch die Gewalt der Erschütterung wurden auch die Kanonen mit den Ankertauen nach der Seite geschleudert, wodurch das Schiff eine noch schiefere Lage erhielt. Zwei Matrosen stürzten von dem Mastkorb herab; der eine brach den Schenkel, der andere das Schlüsselbein.

Bei diesem Zustand hatten wir auch noch stockfinstere Nacht und ein fürchterliches Schneegestöber mit Regen. Das Tauwerk war mit Eis überzogen und sprang wie Glas. Die Matrosen, welche viel damit zu thun hatten, erfroren sich die Finger, und manche auch durch die Nässe, in welcher sie standen, die Füße. Das Saußen und Braußen des Sturms und der Meereswogen hörte nicht auf. Wir hielten uns alle für verloren; indessen waren wir doch mit vereinten Kräften bemüht, das Wasser aus dem Raum *) zu pumpen und das Schiff in eine andere Lage zu bringen. Damit ging nun endlich die lange Nacht hin. Die fortdauernden

*) Dem Schiffsboden.

Schläge der Wellen machten sich aber immer neue Oeffnungen, wodurch Wasserströme ins Schiff drangen. Wir erreichten dessen ungeachtet glücklich bei einem etwas gemäßigteren Wind eine Bucht an der Küste des Feuerlandes, wo wir unser Schiff auszubessern suchten.

Zum Glück legte sich der Sturm. Wir landeten, und bald darauf kamen uns eine Anzahl Eingeborne entgegen, die uns von einer Anhöhe herab beobachtet hatten. Sie näherten sich uns, bis auf einige hundert Schritte, dann machten sie plötzlich Halt, riefen und gaben Zeichen der Freundschaft, die von unsern Leuten erwiedert wurden. Jetzt kamen sie jauchzend und lachend heran. Man schüttelte sich die Hände und wir beschenkten sie mit allerlei Kleinigkeiten. Ihre Kleidung waren Häute von Seekälbern, die einen unausstehlichen Gestank verbreiteten; einige von ihnen aßen mit großer Gierigkeit faules Fleisch und alle Lebensmittel, die ihnen von uns gegeben wurden. Ein Matrose hatte in einem Tuch einen Fisch, der von ihm gefangen worden war. Er warf ihn einem Indianer zu, der ihn auffing, wie ein Hund einen Knochen und ihn ganz roh vom Kopf bis zum Schwanz aufzehrte, ohne Gräten, Eingeweide oder Floßfedern davon ab-

zusondern. Branntewein aber, den wir ihnen anboten, wollten sie nicht trinken. Sie führten als Waffen Bogen und Pfeile, auch eine Art von Wurfspieß, womit sie Seekälber erlegten. Alle hatten rothe entzündete Augen, was vermuthlich von dem beständigen Rauche herkam, dem sie in ihren Hütten ausgesetzt sind.

Unsere Unterhaltung im Freien war nicht sehr angenehm. Wir wollten alle vor Kälte erstarren, und die Indianer beinahe noch mehr als wir. Sie legten daher einige Feuer an, und lagerten sich mit uns um dieselben. Jetzt aber, da sie anfingen warm zu werden, war es wegen des unerträglichen Fuchsgeruches, den sie verbreiteten, kaum neben ihnen auszuhalten. Wir hielten uns daher auch nicht lange in ihrer Gesellschaft auf und gingen nach dem Schiffe zurück.

Drei von ihnen bezeigten ein großes Verlangen, uns zu begleiten, und wir erfüllten ihren Wunsch. Wir ließen sie in unser Boot treten und brachten sie an Bord. Sie hatten wahrscheinlich nie ein europäisches Schiff gesehen, aber nichts setzte sie auf demselben in Erstaunen. Sie waren so roh und so ganz ohne Nachdenken, daß sie den Aufwand von Geschicklichkeit und Kunst, der zu ei-

nem solchen Bau erfordert wird, gar nicht zu würdigen wußten. Nichts bewunderten sie als einen Spiegel. Das erstemal, da sie hinein sahen, fuhren sie erschrocken zurück. Sie versuchten hierauf, obgleich ganz verstohlens, einen zweiten Blick, fuhren aber wieder zurück, bis sie nach und nach etwas vertrauter damit wurden. Jetzt traten sie lächelnd näher; als sie aber sahen, daß das Bild im Spiegel ihr Lächeln nachahmte, brachen sie in ein lautes Gelächter aus, das zu ihrem großen Vergnügen von dem Spiegelglas ebenfalls nachgeahmt wurde. Jetzt fingen sie an allerlei drollige Gesichter zu schneiden und wollten sich zu todt lachen, daß alles treulich erwiedert wurde. Sie guckten dabei hundertmal hinter den Spiegel nach dem Spaßvogel, der ihnen alles nachmachte, und glaubten ihn immer auf frischer That zu ertappen. Sie trieben dieses Spiel eine Zeit lang fort, dann aber verließen sie den Spiegel mit eben derselben Gleichgültigkeit, wie alles andere, und schauten sich nicht mehr darnach um.

Nach dem Spiegel schien ihnen nichts so viel Vergnügen zu machen als einige Truthühner, die wir an Bord hatten. Das Rad, das diese Thiere mit ihren Schwanz schlugen, ihr stolzer geblähter

Gang, ihr Zorn, wenn sie etwas rothes zu Gesicht bekamen, dieß alles sahen sie mit großem Wohlgefallen. Während sie aber so auf dem Verdeck standen und lachten, hatte ein Matrose hinter ihnen zum Spaß einen Ziegenbock aus seinem Stall gelassen. Dieser Bock schien unsere Feuerländer mit großem Mißfallen zu sehen. Er meckerte sie erst von weitem an, und kaum hatten sie sich durch seine Stimme aufmerksam gemacht, gegen ihn umgedreht, so fuhr er mit den Hörnern auf sie los, und versetzte einem von ihnen einen so tüchtigen Stoß, daß er der Länge nach auf das Verdeck fiel. Vor Schrecken sprangen die beiden andern über Bord, und der Niedergestoßene erhob ein Zetergeschrei. Unsere Mannschaft lachte sich satt über diese Scene. Da aber der unfreundliche Bock Mine machte, den Angriff zu erneuern, so packten wir ihn bei den Hörnern und führten ihn wieder in seinen Stall. Der Indianer raffte sich auf, und redete mit erschrockenen Geberden, und einer heftigen Bewegung seiner Hände, lange nach einander fort, und wir hätten wohl alle gewünscht zu verstehen, was er sagte. Wir merkten an seinen Bewegungen, daß ihm besonders der lange Bart und die Hörner des Ungeheuers sehr erschreckt hatten. Einer von

unsern Leuten machte Mine, das gefährliche Thier noch einmal heraus zu lassen; kaum aber erblickte der Indianer den furchtbaren Kopf, so sprang er wie die andern über Bord in das Boot hinab, und war nicht mehr zu bewegen herauf zu kommen.

Am folgenden Tag ruderten wir zum zweiten Mal nach dem Land. Eine Menge Indianer erwarteten uns am Ufer, und forderten uns durch Zeichen auf, ihnen in eines ihrer Dörfer zu folgen. Wir nahmen ihre Einladung an. Als wir uns dem Orte näherten, kamen uns zwei Einwohner entgegen, und fingen, ohne sich dabei an jemand zu wenden, ein lautes Geschrei an. Hierauf wurden wir in das Dorf eingeführt. Es lag auf einer kleinen Anhöhe und bestand aus zwölf oder funfzehn elend gebauten Hütten. Hausgeräthe hatten sie gar nicht in denselben. Ein wenig Heu vertrat die Stelle der Stühle und Betten. Sonst sahen wir nichts als einen Korb, einen Schnappsack und die Blase von, ich weiß nicht welchem Thier, die ihnen als Wassergefäß diente. Der Ort war von ungefähr funfzig Personen bewohnt. Sie hatten alle eine Farbe, wie Eisenrost in Oel getaucht. Die Damen hatten ihre Reitze durch allerlei Figuren erhöhet, womit ihr Gesicht bemalt war; auch trugen sie

Armbänder aus kleinen Muscheln und Knochen. Ihre Sprache war so schön als ihre Figur; sie redeten durch die Gurgel, und manche Worte glichen dem Ton, welchen wir hören, wenn uns etwas in der Kehle steckt, das wir gern heraus haben möchten.

Das Leben dieser armseligen Menschen scheint eine ununterbrochene Wanderung in rauhen Gegenden zu seyn: denn ihre Hütten waren so gebaut, als ob sie nur einen kurzen Gebrauch davon zu machen gedächten. Sie sahen sich aller Bequemlichkeiten des Lebens beraubt, selbst solcher, die bei andern Völkern auf der niedrigsten Stufe der Kultur angetroffen werden. Gleichwohl schienen sie so vergnügt, als ob ihnen nichts gefehlt hätte, und um nichts wurden wir von ihnen beneidet. — So ist also das innere Glück an kein Land und an keinem Himmelsstrich gebunden. Durch Gewohnheit wird dem Menschen alles leicht, und kein Volk ist von Gott zu wahrem und bleibendem Elend verurtheilt.

Wir wurden von diesen Indianern mit frischem Wasser versehen; andere Lebensmittel hatten sie aber kaum genug zu ihrem eigenen Gebrauch. Auch Bauholz war nirgends zu bekommen. Das Feuerland ist eine große öde unfruchtbare Insel, zu welcher noch mehr anders kleinere gehören. Es hat

viele hohe und kahle Berge, in deren Nachbarschaft die Thäler mitten im Sommer mit Schnee bedeckt sind.

Julchen. Da möchte ich nun wissen, warum man ein solches Land das Feuerland nennt.

Robinson. Ei nun, weil man viel Feuer schüren muß, um sich zu wärmen. Magellan sah bei seiner Durchfahrt durch die Meerenge, welche seinen Namen führt, viel solche Feuer, deswegen nannte er diese Insel das Feuerland.

Wir wurden mit Schrecken gewahr, daß die Gewalt des Wassers und des Windes alles Eisenwerk an unserm Steuerruder dergestalt losgerissen und zertrümmert hatte, daß wir in großer Gefahr schwebten, das Ruder ganz zu verlieren. Wir richteten daher sogleich eine Schmiede am Land ein, und machten die nöthigen Ausbesserungen.

Drei Wochen weilten wir hier, dann setzten wir unsere gefährliche Reise nach Australien fort. Das Vorgebirge Horn war glücklich umschifft; wir durften uns aber bei dieser Jahreszeit keine Hoffnung auf eine ruhige Fahrt machen. Nur im Dezember und Januar, welches in jener Gegend die Sommermonate sind, läßt sich noch einigermaßen auf günstige Witterung rechnen.

Alles ging jedoch besser als wir erwarteten. Wir steuerten nordwestlich den Südländern zu, kamen in ein ruhigeres Meer und unter einen milderen Himmelsstrich. Eines Morgens aber, da wir uns nichts böses versahen, und mit dem besten Winde segelten, wurden wir plötzlich durch einen sehr heftigen Stoß, den das Schiff empfing, auf eine sehr unangenehme Art aus unserer Ruhe geschreckt. Wer da Beine hatte und gehen konnte, lief auf das Verdeck. Alle blickten ängstlich umher nach der Klippenbank, auf die wir aufgefahren zu seyn glaubten. Wir entdeckten aber nichts als die offene See und unser Schiff blieb flott. Nach einigen Minuten sahen wir rothe Blutstreifen im Wasser; wir schloßen daraus, daß wir auf einen Wallfisch gestoßen seyn, und ihn verwundet haben müßten. Wirklich sind die Wallfische gegen die südliche Spitze von Amerika hin so häufig, daß die Schiffahrt dadurch gefährlich gemacht wird. Sie scheuten sich nicht vor uns, und mehr als einer bließ das Wasser bis auf das Verdeck unsers Schiffes. Verschiedene Matrosen, die schon in Grönland gewesen waren, versicherten, daß sie sie dort nie so groß und kühn gesehen hätten.

Eine weit schwerere Prüfung war uns aber

vorbehalten. Es fing nämlich der Scharbock an unter dem Schiffsvolk einzureissen, und raffte einen Matrosen nach dem andern hin oder machte sie doch wenigstens untüchtig zur Arbeit. Diese Krankheit rührte vorzüglich von dem Mangel an frischen Speisen und dem vielen gesalzenen Fleisch her, das gegessen wurde. Allgemein sehnten wir uns daher nach einer Insel, wo wir landen, eine Zeitlang verweilen und uns wieder erholen könnten. Mehr als drei Monate verstrichen indessen, ehe wir die Osterinsel erreichten, und in dieser Zeit nahm die Krankheit fürchterlich überhand. Kaum zehn Gesunde hatten wir mehr an Bord, und ich war selbst unter der Anzahl der Kranken. Wir schwebten umher wie Gespenster; die meisten aber konnten ihre Hangmatten nicht mehr verlassen, und als wir endlich das ersehnte Land erreichten, mußten sie in das Boot getragen werden, und starben zum Theil in dem Augenblick, da sie wieder in die freie Luft kamen.

Unter den Todten befand sich auch unser Schiffschreiber; ich bewarb mich um sein Amt und erhielt es ohne Mühe, denn unsere Mannschaft war so geschmolzen, daß mir niemand den Rang streitig machte. Diese Stelle kam mir doppelt erwünscht, denn

sie war ziemlich einträglich, und setzte mich gewissermassen den Schiffsoffizieren gleich.

Wir betraten also das langgewünschte Land und weideten unsere Augen an dem grünen Rasenteppich, womit der Frühling sie bedeckte. Wir suchten und fanden bald Sauerampfer, Brunnenkresse und andere eßbare und gesunde Kräuter in Menge. Es wurden Küchen und Zelten aufgeschlagen. Alles was sich noch regen konnte, legte Hand an, und so wurde nun vor allen Dingen der Heishunger unserer Patienten nach frischen Erdgewächsen gestillt. Schon nach einigen Tagen erholten sich die meisten zusehends; bei andern hatte aber die Krankheit so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie nicht mehr zu retten waren und noch am Lande dahin starben.

Die Bewohner gingen uns bei unserer Arbeit treulich an die Hand und bewiesen sich außerordentlich geschäftig. Die meisten waren nackt und hatten nichts als einen Büschel Gras um den Gürtel gebunden. Sie lebten in größter Armuth von der Jagd und dem Fischfang. Für die Dienste, die sie uns leisteten, machten sie sich am Ende auf eine ganz eigene Art selbst bezahlt. Sie rissen uns nämlich den Hut vom Kopf und liefen damit was sie konnten davon. Wir versuchten sie einzuholen; al-

B 2

lein umsonst; sie waren viel schneller als wir. In einiger Entfernung blieben sie auf einer Anhöhe stehen, putzten sich mit ihren gestohlnen Hüten und lachten uns aus. Wir sahen, daß die meisten auch Tücher in der Hand hatten. Wir besorgten, es möchten unsere Sacktücher seyn, und wirklich waren sie größtentheils fort. — Wäre uns unserer Kranken wegen nicht sehr daran gelegen gewesen, mit diesen Indianern in Frieden zu leben, so würden wir unter sie gefeuert haben; unter solchen Umständen aber mußten wir sie ungestraft ziehen lassen, und uns vor der Hand mit Mützen behelfen.

Nichts vermißten wir auf diesen Inseln so sehr, als hinlänglichen Vorrath an frischem Wasser, woran es uns fehlte. Wir trafen nur wenige und kleine Quellen an, die nicht hinreichend waren, unsere leeren Tonnen zu füllen; wir wollten daher auch nicht lange hier verweilen, und sobald unsere Kranken sich etwas erholt haben würden, unsere Reise weiter fortsetzen.

Dieß geschah. Wir lichteten die Anker und steuerten den Gesellschafts-Inseln und besonders dem bekannten Otaheite zu. Dort hofften wir uns vollends zu erholen, denn diese Inseln sind außer-

ordentlich fruchtbar an Kokosnüssen, Brodfrüchten, Maulbeerbäumen, Pisang und dergleichen.

Julchen. Was ist Pisang?

Robinson. Es ist die Frucht des größten unter allen Pflanzengewächsen. Der Stamm ist unten so dick als ein Mannsschenkel; er wird achtzehn bis zwanzig Fuß hoch, also dreimal so hoch als der höchste Mann, hat dicke vielmehr als Mannslänge Blätter und ist dicht mit Früchten bewachsen, die oben traubenweise an einander sitzen, und die Gestalt einer Gurke haben. Diese Früchte werden theils roh gegessen, theils gebraten oder mit einer Brühe zugerichtet. Sie sind in Asien auf allen Märkten zu haben, und die Schiffer nehmen immer einen ansehnlichen Vorrath davon ein, denn die Pisang halten sich trefflich, wenn sie an dem Stengel gelassen und mit demselben abgeschnitten werden. An manchem Stengel hangen über hundert. Aus den Blättern machen sich die Indianer Schürzen, Tischtücher, Servietten, Teller zu trockenen Speisen. Es wird diese Frucht auch Paradies- oder Adamsfeige genannt, weil man glaubt, die Feigenblätter, womit die ersten Menschen ihre Blöse bedeckten, seyen nichts anders als Pisangblätter gewesen.

Ein eben so nützliches Produkt ist der Brodbaum, der die Höhe einer Eiche erlangt, und große anderthalb Fuß lange Blätter hat. Er trägt Früchte, die oft dreißig bis hundert Pfund wiegen und ein angenehmes schwammiges Fleisch haben, das weiß wie Schnee ist. Die kleinsten sind von der Größe eines Menschenkopfs. Sie werden unreif abgenommen und geröstet, wodurch sie einen etwas süßlichen Geschmack wie Waizenbrod bekommen. Man bereitet aber auch noch auf eine andere Art Brod aus diesen Früchten. Man nimmt sie nämlich ab, ehe sie zu voller Zeitigung gelangen, läßt sie eine Zeitlang liegen und nachreifen, löset das Fleisch von der Schale und den Kernen, legt es in eine Grube und läßt es gähren. Auf solche Art erhält man einen Taig, aus welchem Brode gebacken werden. Es ist nöthig, daß man die Frucht des Brodbaums unreif abnehme, denn wenn sie zu voller Reife gelangt, so wird das Fleisch zu einem Brei von unangenehmen Geschmack, den niemand genießen kann. Drei Brodbäume ernähren einen Indianer ein ganzes Jahr lang. Das Holz ist weich und gelblich, nimmt aber keine Politur an, und dient blos zum brennen. Man hat sich schon sehr bemüht, diesen nützlichen Baum auch nach Eu-

ropa zu verpflanzen; alle Versuche waren aber bis jetzt vergeblich. Er scheint blos zwischen den Wendekreisen fortzukommen.

Wir erreichten endlich nach einer glücklichen Fahrt die südliche Inselwelt, Polynesien oder Australien genannt. Werft einen Blick auf diese Karte. Hier liegen die Societätsinseln, nach denen wir steuerten; hier über denselben die Marquesas Inseln, hier, weiter westlich, die freundschaftlichen Inseln, Neu Caladonien, die neuen Hebriden; Neu Seeland, Neu Guinea und Neu Holland, die größte aller Inseln auf der Welt. Es gehören auch noch hieher Neu-Britannien, die Admiralitäts-Inseln, die Charlotten-Inseln, die Schiffer-Inseln, die Harveys-Inseln, die Sanct Georgs-Inseln und gegen den Wendekreis des Krebses hin die Sandwichs-Inseln, unter welchen besonders Owaihi durch seine Fruchtbarkeit, seine schönen kunstreichen Bewohner und den Tod des Weltumseglers Cook merkwürdig ist, der dort von den Eingebornen ermordet wurde.

Was uns auf jener Inselwelt begegnete, werde ich euch morgen und in den folgenden Abenden erzählen.

Die Kinder hätten sehr gewünscht, daß Oheim Robinson sich noch länger mit ihnen unterhalten hätte; aber die Stunde zum Abendessen hatte bereits geschlagen und die ganze Gesellschaft wurde zu Tisch gerufen.

Zweiter Abend.

Begebenheiten auf einem unbewohnten Eiland. Entdeckung einer größeren bevölkerten Insel. Ein lustiger Indianer kommt an Bord. Feindseligkeiten der Einwohner. Beilegung der Fehde und Handelsverkehr. Die Kranken werden an das Land gebracht. Diebstähle der Indianer und Bestrafung derselben. Es entsteht darüber ein neuer Krieg. Schreckliche Niederlage der Inselbewohner. Die Mannschaft verläßt das Fort und zieht sich in das Schiff zurück. Fortsetzung der Reise nach Otaheite. Ankunft auf dieser Insel. Schilderung der Bewohner. Ihre Kleidung, ihr Putz, ihre Wohnungen. Die Offiziere des Schiffes werden dem Befehlshaber der Indianer vorgestellt. Tättowiren der Otaheiter. Tauschhandel. Gastmahl bei einem alten Insulaner. Ankunft einer Pirogue voll Europäer. Ihre Schicksale. Abfahrt von Otaheite.

Den nächsten Abend fuhr Oheim Robinson in seiner Erzählung auf folgende Art fort.

Wir steuerten von der Osterinsel, wie ich euch bereits gesagt habe, gegen Otaheite. Der Mangel an süßem und frischem Wasser nöthigte uns aber vorher an verschiedenen andern Inseln anzulegen, die uns näher waren.

Nach einigen Wochen lachte uns eines der schönsten kleinen Eilande entgegen. Hohe Kokosbäume und ganze Waldungen von diesen und andern Baumarten forderten uns auf hier zu landen. Wir näherten uns und ließen einen Anker fallen. Es wurden sogleich die Boote ausgesetzt, gehörig bemannt und mit Wasserfässern versehen. Bald aber kamen sie unverrichteter Sache wieder zurück. Der Wogenbruch war an dem Felsenufer so stark, daß eine Landung unmöglich schien. Zum Glück hatten wir gute Schwimmer unter unserer Mannschaft. Der Capitain ließ sie Korkjacken anziehen, um ihnen das Schwimmen noch mehr zu erleichtern, und zu verhindern, daß sie an den Felsen zerschmettert wurden. Es wartete ihrer aber noch eine andere Gefahr, worauf sie nicht vorbereitet waren. Raubfische verschiedener Art hauseten nämlich in diesen Gewässern, und ein Matrose wurde unweit des Ufers von einem derselben so empfindlich gebissen, daß er ohne seine Jacke schwerlich

das Land würde erreicht haben. Es mußte nur ein kleiner Fisch gewesen seyn; denn wäre er einem Seelöwen begegnet, wie wir mehrere um unser Schiff herum bemerkten, so wäre er ohne Rettung verloren gewesen. Eines von diesen Ungeheuern, das gegen zwanzig Fuß lang war, verschlang vor unsern Augen ein ziemlich groſses Seekalb auf einen Bissen. Unser Capitain erzählte, daß er selbst auf einer früheren Reise von einem solchen Thier angefallen wurde und große Mühe hatte, sich vor ihm zu retten. Ein ansehnlicher Bullenbeisser, von dem er an das Land begleitet wurde und der Mine machte, sich und ihn zu vertheidigen, wurde von dem Seelöwen auf einen einzigen Biß in Stücke zerlegt. Es schläft dieses Thier gern auf den Inseln und Sandbänken im Meer, stellt aber immer eine Wache aus, die Lärm macht, wenn sie einen Feind merkt. Sie wiehert nämlich wie ein Pferd oder grunzt wie ein Schwein, auf welches Zeichen dann alle, die am Ufer schlafen, in die See springen. Die Weibchen nehmen ihre Jungen auf den Rücken und tragen sie fort. Hindert sie aber ein Feind am Rückzug, oder reizt man sie auf eine andere Weise zum Zorn, dann werden sie wüthend und zerbeissen alles, was sie erreichen können. Auf den

Inseln in der Südsee finden sich diese Thiere in Menge. Doch ich komme auf meine Erzählung zurück.

Unsere Schwimmer verschafften uns glücklich einige Fässe treffliches Wasser, auch schossen sie einige wilde Ziegen, die an Geschmack dem besten Wildpret gleich kamen. Gegen Abend langten die meisten wohlbehalten wieder an Bord an, den gebissenen Matrosen hatten sie aber auf dem Lande zurück lassen müssen, weil er sich mit seinem verwundeten Bein nicht getraute durch die Brandung bis an das Boot zu schwimmen. Den folgenden Tag wurde noch mehr Wasser eingenommen. Gegen Abend stellten sich Vorboten eines heftigen Windes ein. Wir ließen daher den Matrosen nochmals auffordern, alle seine Kräfte aufzubieten, um das Boot zu erreichen. Wir konnten ja nicht wissen, ob wir nicht in der Nacht abgetrieben werden würden; in diesem Fall hätte er auf dem unbewohnten Eiland einsam zurück bleiben müssen. Alles Zureden war aber vergeblich; der Matrose versicherte, daß er sich fühlte und daß er gewiß nicht lebendig das Boot erreichen würde. Lieber will ich hier bleiben, sagte er, mich zu erhalten suchen, wie ich kann und von aller Welt abgeschieden den natürli-

chen Tod erwarten. Gebt mir nur, was ich im höchsten Nothfall brauche und laßt für das übrige den Himmel sorgen. Da er durch kein Zureden fortzubringen war, so wurden ihm eine gute Flinte, ein ziemlicher Vorrath Pulver und Blei, einige Beile, Sägen, Hämmer, Nägel und andere Werkzeuge aus dem Schiff geholt. Er nahm hierauf von der Mannschaft rührenden Abschied und wünschte ihr alles Heil und Glück.

Indem er aber so am Ufer stand, und einem nach dem andern die Hand bot, warf ihm ein Matrose von hinten eine Schlinge um den Leib, stieß ihn in das Meer, und rief seinen Kameraden im Boot, die das andere Ende des Stricks hielten und das Wagstück mit ihm abgeredet hatten, zu, ihn schnell an Bord zu ziehen. Dieß geschah auch und der arme Einsiedler wurde mit größter Geschwindigkeit an das Boot gerissen. Er hatte aber unterwegs so viel Wasser eingeschluckt, daß ihn bei seiner Ankunft jedermann für todt hielt. Bald wurde er jedoch durch gute Anstalten wieder zum Bewußtseyn gebracht und sich und dem Schiffe erhalten.

Den folgenden Tag entdeckten wir eine andere größere und, wie es schien, gut bevölkerte Insel.

Eine Menge Vögel, die unser Schiff umgaben, hatten sie uns schon angekündigt, ehe wir sie zu Gesicht bekamen. Auch dieses Eiland gewährte den angenehmsten Anblick. Kaum war unser Schiff so nahe, daß es von den Einwohnern gesehen werden konnte, so versammelten sich viele hundert an dem Gestade. In kurzer Zeit wurden mehr als sechzig Kähne von dem Ufer gelassen, die uns entgegen kamen. Bald schlossen sie in einer gewissen Entfernung einen Kreis um uns her. Eine Zeit lang staunten die Indianer uns an und sprachen viel mit einander. Endlich sprang einer von ihnen aus seinem Kahn, schwamm an das Schiff, kletterte wie eine Katze daran hinauf, setzte sich oben nieder und brach in ein gewaltiges Gelächter aus. Dann fuhr er auf, rannte überall auf dem Schiffe herum und suchte alles, was er erreichen konnte, wegzustehlen. Aber es wollte ihm niemals gelingen, denn er war splitternackt und konnte seinen Raub nirgends verbergen. Unsere Matrosen zogen ihm eine Jacke und ein Paar große Schifferhosen an, welches ein allgemeines Gelächter erregte, weil er sich in seinen Staat durchaus nicht zu finden wußte, und sich wie ein geputzter Affe betrug. Wir gaben ihm auch Brod, das er sich recht gut schmecken

ließ. Endlich, nachdem er eine Menge lustiger Streiche gemacht hatte, sprang er mit Jacke und Hosen wieder über Bord und schwamm nach seinem Kahn zurück.

Nach ihm kamen noch verschiedene andere an unser Schiff, kletterten hinauf, nahmen was sie erreichen konnten und sprangen wieder ins Wasser.

Es gehörte diese Insel, wie es scheint, zu den Societäts-Inseln. Die Einwohner waren kupferfarben, groß und gut gebaut; sie hatten langes schwarzes, in Zöpfe geflochtenes Haar; alle waren nackt, und nur mit einigen Zierrathen geschmückt. Einige sahen wir wehrlos, andere führten eine sehr gefährliche Art von Waffen. Es war eine Art von Spieß, drei Fuß lang, auf der Seite mit Seehundszähnen besetzt, die so scharf als eine Lanzette waren. Auch hatten sie Schleudern und Steine. Wir zeigten ihnen einige Kokosnüsse, und gaben ihnen zu verstehen, daß wir solche Nüsse zu kaufen wünschten; aber anstatt uns damit auszuhelfen, suchten sie uns auch diese zu entwenden.

Wir suchten nun einen bequemen Ankerplatz und fanden ihn endlich in einer kleinen Bucht. Das Boot wurde bemannt und an das Land geschickt. Die Indianer bezeigten sich zwar nicht

feindselig, wollten aber doch durchaus keine Kokosnüsse hergeben, an denen uns doch sehr viel gelegen war. Der Lieutenant, welcher das Boot kommandirte, suchte sich jetzt mit Gewalt zu verschaffen, was er in der Güte nicht erhalten konnte. Er gab Befehl, einen Kokosbaum umzuhauen, der voll schöner Früchte hing. Die Indianer eiferten dagegen, aber man kehrte sich nicht an sie. Endlich da der Baum fiel, liefen alle davon und sammelten sich in einen Haufen. Man sah, daß sie Anstalt zu einem Angriff machten; aber es wurde wenig darauf geachtet und in aller Eile der Baum abgeleert. Noch war man nicht damit fertig, als gegen vierhundert Indianer anrückten und die unsrigen mit einem Steinhagel begrüßten. Mit ihren Schleudern warfen sie zwei Pfund schwere Steine mit großer Gewalt aus einer ziemlichen Entfernung. Unsere Leute antworteten mit ihrem Feuergewehr; mehrere Indianer stürzten nieder und die übrigen wurden einen Augenblick erschreckt. Allein stolz auf ihre Uebermacht, erneuerten sie gleich darauf den Angriff und suchten unsere Mannschaft von dem Boote abzuschneiden. Sie mußte sich daher in aller Eile zurückziehen, und einige Matrosen zurück lassen, die von großen Steinen getroffen bewußtlos niederge-

sunken waren. Das Boot entfernte sich vom Ufer so schnell es konnte; ein Steinregen der Indianer folgte ihm. Durch die Flucht der unsrigen wurden sie immer kühner. Nach einer halben Stunde war unser Schiff von mehr als hundert Fahrzeugen umgeben, alle mit Schleuderern besetzt. Es wurde ein allgemeiner Angriff auf uns gemacht; nirgends waren wir auf dem Verdeck vor ihren Steinen sicher. Wir hatten ihrer bis jetzt geschont, weil wir uns immer noch Hoffnung machten, eine friedliche Unterhandlung einzuleiten; nun aber war es Zeit, ihnen unsere ganze Ueberlegenheit zu zeigen und durch Gewalt zu erlangen, was in der Güte nicht zu erhalten war. Es wurden die Kanonen auf sie gerichtet, und gleich auf die erste Lage ein Dutzend ihrer Kriegsfahrzeuge von unsern Kugeln so zerschmettert, daß die Stücke umher flogen, und alle, die darin saßen, in die See stürzten. Der Kanonendonner und die Wirkung, die davon zu sehen war, verbreitete den größten Schrecken und eine allgemeine Flucht. Unsere Boote wurden ausgeschickt, einen Theil der umherschwimmenden Indianer aufzufangen. Wir wollten sie als Geisel für unsere zurückgelassene Verwundete bis zur Auslieferung der letzteren behalten. Dieß gelang uns. Die

Boote fischten zehn oder zwölf Indianer auf und brachten sie an Bord. Es waren diese Leute außerordentlich traurig, sie schienen nicht anders zu glauben, als es sei ihre Todesstunde gekommen. Um desto vergnügter wurden sie als sie sahen, daß wir ihnen liebreich begegneten und nichts zu leide thaten. Durch Vorzeigung der Steine, die sie in das Schiff geworfen hatten, suchten wir ihnen begreiflich zu machen, daß sie selbst Schuld an ihrem Unglück gewesen seyen. Sie schienen uns auch sehr wohl zu verstehen. Wir erklärten ihnen hierauf, daß sie so lange auf dem Schiff bleiben müßten, bis wir unsere mit Steinen verwundete Matrosen wieder hätten. Zwei davon ließen wir aber sogleich los, damit sie ihren Landsleuten unsere Forderung hinterbringen möchten.

Ihre Absendung war von guten Folgen. In weniger als einer Stunde kamen sie mit einem Kahn herangerudert, auf welchem sich unsere beiden Leute, zwei gebundene Schweine und eine große Anzahl Kokosnüsse befanden. Wir nahmen alles in Empfang und gaben ihnen dagegen die Gefangenen zurück. Für die Lebensmittel aber beschenkten wir sie mit einer Säge und einem Beil. Wir zeigten ihnen, wie beides gebraucht würde. Die Wirkung

unserer Beile hatten sie schon an dem Kokosbaum bemerkt; desto neuer war ihnen aber ein Werkzeug wie die Säge. Sie lachten vor Freude und klatschten in die Hände als sie sahen, wie schnell damit ein dickes Stück Holz zerschnitten wurde. Ein nicht geringeres Vergnügen bezeigten sie über ein Taschenmesser und eine Schere, die wir ihnen schenkten. Mit letzterer schnitten wir einem zu seinem nicht geringen Erstaunen seinen Haarzopf ab und gaben ihn denselben in die Hand. Die andern brachen über diese Beschimpfung seines Kopfes und das possierliche Gesicht, welches er darüber machte, in ein großes Gelächter aus. Indeß schienen sie doch sogleich recht gut einzusehen, wozu Werkzeuge wie Scheeren und Messer dienlich seyn könnten, und hatten eine große Freude darüber. Wir gaben ihnen zu verstehen, daß wir für Kokosnüsse noch mehr dergleichen an sie vertauschen wollten, und nun wurde wirklich ein freundschaftlicher Handelsverkehr unter uns eröffnet.

Wir waren alle sehr froh über unsere Aussöhnung mit den Indianern, vorzüglich aber unsere Kranke, welche die Oster-Insel, kaum halb hergestellt, wieder hatten verlassen müssen. Nach ihrer Einschiffung nahm der Scharbock wieder fürchterlich

überhand; hier hatten sie nun die Mittel dagegen in Ueberfluß, nämlich Kokosnüsse und frisches Wasser. Die Heilkraft der Kokosnüsse bei dem Scorbut ist in der That wunderbar. Manche von unsern Patienten, deren Glieder schon so schwarz wie Dinte geworden waren, und die sich nicht mehr allein bewegen konnten, wurden durch diese Nüsse in weniger als acht Tagen so weit hergestellt, daß sie ihre gewöhnlichen Arbeiten wieder vornehmen konnten.

Die Indianer verhielten sich ziemlich ruhig. Um jeden möglichen Angriff auf dem Lande zu vereiteln, befestigten wir, so gut es sich thun ließ, eine Anhöhe am Ufer, die eine solche Lage hatte, daß sie auch vom Schiff aus vertheidigt werden konnte.

Wir bekamen nun täglich Lebensmittel in Menge. Die Einwohner wurden immer zutraulicher und wir erhielten so viel Besuche von ihnen, daß sie anfingen uns zur Last zu werden. Viele kamen blos, um zu stehlen, und die meisten gingen dabei so schlau zu Werk, daß wir unsern Verlust nicht eher bemerkten, als bis der Dieb schon mit seiner Beute in Sicherheit war. Ich verlor auf solche Art ein schönes Messer, ein Fernglas, ein Paar Schnupftücher und andere Kleinigkeiten; andern wurden ihre Ueberröcke, ihre Hüte und Mützen ent-

wendet. Es ward daher beschlossen, für die Zukunft dergleichen Diebstähle exemplarisch zu bestrafen. Dieß geschah auch wirklich. Es wurde ein solcher Schnaphahn auf frischer That mit einer Sanduhr ertappt, die er auf die Seite schaffen wollte. Auf Befehl des Kapitains wurde er an einen Baum gebunden, und bekam zwölf Hiebe mit einer Art von Knute auf den blosen Rücken. Noch mehr andere mußten dieselbe Strafe ausstehen. Unsere Strenge hatte aber fatale Folgen, denn die Indianer blieben aus, brachten keine Lebensmittel mehr und fingen die Feindseligkeiten wieder an. Es kamen in der dritten Nacht zwei von den gezüchtigten Dieben herangeschlichen, überfielen eine Schildwache, rissen ihr die Flinte aus der Hand und den Säbel aus der Scheide, und würden sie wahrscheinlich ermordet haben, wenn wir ihr nicht schnell zu Hülfe geeilt wären. Unsere Bemühungen, des Thäters habhaft zu werden, waren umsonst. Wir bemerkten von nun an allerlei drohende Bewegungen und Anstalten unter den Indianern. Sie hatten sich uns gegenüber eine halbe Viertelstunde weit von unserm kleinen Fort auf einer Anhöhe gelagert, tanzten dort ihren Kriegstanz, schwangen ihre Lanzen und übten sich mit ihren Schleudern. Wir waren ent-

schlossen uns zu entfernen ehe ein neuer Angriff erfolgte; aber sie ließen uns nicht Zeit dazu. Auf ein gegebenes Zeichen liefen sie alle mit einem großen Geschrei die Anhöhe herab gerade auf uns zu. Jetzt galt es kalten Muth und Besonnenheit. Wir ließen sie bis auf einen Steinwurf herankommen. Sie wurden durch unser ruhiges Verhalten immer kühner; ihre Schleudern wurden geschwungen und pfündige, auch zweipfündige Steine zu hunderten in das Fort geschleudert. Aber o Schrecken, nun fing unser Geschütz an unter sie zu feuern. Die Kanonen waren mit Kartätschen geladen, die fürchterlich unter ihnen aufräumten. Es wurde nicht mehr als eine einzige Lage erfordert, sie in die Flucht zu jagen. In wilder Unordnung lief alles, was noch laufen konnte, auf die Anhöhe zurück, wo sie sich in Sicherheit glaubten, und sich aufs neue zu sammeln suchten. Ein Zehenpfünder, den wir ihnen nachfeuerten, benahm ihnen ihren Irrthum. Die Kugel schlug mitten unter ihnen nieder und verbreitete neuen Tod und Schrecken.

Wir würden uns ein solches Blutbad nie vergeben haben, wenn wir nicht durch die Pflicht der Selbsterhaltung dazu genöthiget worden wären. Es war nun voraus zu sehen, daß nie unter uns wie-

der aufrichtiger Friede würde hergestellt werden. Wir machten daher sogleich alle Anstalten zu unserm Abzug. Gleich auf den ersten Schuß waren die Boote ausgesetzt worden, und das Schiff hatte sich der Küste zu unserer Vertheidigung genähert. Wir schifften auf den Booten unsere Kranke, unser Geschütz und unsere übrigen Habseligkeiten ein und folgten ihnen nach. Die Menschlichkeit gebot uns Eile, denn wir konnten leicht denken, daß die zahlreichen Verwundeten, welche auf dem Schlachtfelde liegen geblieben waren, nicht eher als nach unserer Entfernung von den Ihrigen abgeholt und verbunden werden würden.

Dieß geschah wirklich noch ehe wir die Anker lichteten. Kaum sahen sie aus der Ferne, daß wir das Fort verlassen hatten, so erschienen sie wieder und untersuchten das Schlachtfeld. Sie hoben ihre verwundeten Gefährten auf und stellten sie Anfangs auf die Füße, um zu sehen, ob sie noch stehen konnten; standen sie nicht, so versuchten sie, ob sie noch im Stande wären zu sitzen. Alle die noch stark genug dazu waren, wurden von zwei Mann mit untergelegten Armen sogleich fortgetragen, für die Uebrigen wurden Bahren gemacht.

Den Indianern mußte ihr Gewissen sagen, daß sie sich diese Niederlage durch ihre eigene Schuld zugezogen hatten. Wir wünschten nichts mehr als in Frieden mit ihnen zu leben, sowohl unser selbst als anderer Europäer wegen, die nach uns kommen würden. Wahrscheinlich war es nun freilich nicht, daß sie künftig neue Angriffe auf europäische Schiffe wagen würden, denn sie hatten die Wirkung unserer Waffen auf die traurigste Art empfunden; eben so wenig war hingegen auch von ihnen zu erwarten, daß sie andere Seefahrer, die hier anlanden könnten, mit Lebensmitteln versehen würden. Sie mußten sie ja als Feinde betrachten, und sich des Schlimmsten von ihnen versehen.

Wir setzten nun unsern Lauf nach Otaheite fort und erreichten glücklich diese schöne Insel.

Die Bewohner hatten schon mehrere Besuche von europäischen Schiffen erhalten; wir waren ihnen daher willkommene Fremdlinge und sie kamen uns mit Liebe und Zutrauen entgegen.

Die Otaheiter sind im Ganzen ein schöner Schlag Menschen. Die Männer sind groß, stark und wohlgebildet, die Weiber angenehm. Ihre natürliche Farbe ist hellbraun; viele aber, die oft der Sonnenhitze und dem Winde ausgesetzt waren, fanden wir

auch sehr dunkelbraun. Die Haut ist sanft, ihre Augen sind voll Ausdruck. Sie haben schöne weiße Zähne und schwarzes grobes Haar. Den Bart lassen sich die Männer nicht wachsen; sie raufen vielmehr jedes Härchen, das sich zeigt, sorgfältig aus. Sie sind im Ganzen aufrichtig, offenherzig, gutmüthig und ohne Falsch, aber größtentheils Diebe.

Beide Geschlechter gehen in niedliche Zeuge gekleidet, die sie aus einer Art Baumbast, von dem Papier-Maulbeerbaum, verfertigen. Die Frauen wickeln ein langes Stück solchen Zeuges mehrere Male um den Leib, und lassen ihn wie einen Rock bis auf die Waden herab fallen. Andere kleinere Stücke, die in der Mitte einen Einschnitt haben, legen sie über einander und stecken den Kopf durch das Loch, so, daß die Enden vorn und hinten herunter hangen. Die Seiten aber bleiben offen und die Arme frei. Die Mannspersonen tragen den Zeug um die Lenden, nicht wie einen Rock, sondern sie ziehen ihn zwischen den Beinen durch, so, daß das Ganze ungefähr aussieht wie unsere Beinkleider. Dabei schmücken sich auch noch die Damen den Kopf mit Zöpfen, die oft eine Viertelmeile lang sind und nirgend einen Knoten haben. Es versteht sich, daß diese Zöpfe nicht aus ihren eige-

nen Haaren geflochten werden. Sie zieren sie noch überdieß mit schönen natürlichen Blumen; die Männer aber bestecken ihre Köpfe mit Vogelfedern. Beide Geschlechter tragen auch Ohrengehänge aus kleinen Muscheln, rothen Beeren, Perlen oder europäischen Glaskorallen. Wir machten daher mit solchen Korallen einen bedeutenden Handel.

Die Gegend, wo wir gelandet waren, gewährte eine schöne romantische Ansicht. Gegen die See war sie flach und mit vielen Kokos- und andern Fruchtbäumen bewachsen. Etwas entfernt von dem Meere lagen zwischen solchen Bäumen die Wohnungen der Indianer zerstreut. Weiterhin erhob sich das Land in hohen Hügeln, die mit Holz bewachsen waren, und von welchen sich Flüsse herab in das Meer ergossen.

Ein Trupp dienstfertiger Indianer führte uns nach dem Pallast ihres Oberhauptes. Dieser Pallast war gegen hundert und funfzig Ellen lang und ungefähr vier und zwanzig Ellen breit. Er bestand aus einem blosen Dache, das auf Säulen ruhete und mit Palmblättern gedeckt war. Wir beschenkten den Otaheitischen Befehlshaber mit einigen Beilen, Schnitzmessern und einer Säge, und wurden dafür sehr freundlich empfangen, und von ihm zur

Tafel gezogen, auch mit einem schönen Schwein begnadigt. Wir bemerkten bei dieser Gelegenheit, daß die Otaheiter einen ganz ungewöhnlichen Appetit besitzen. Es verzehrte unser Wirth für sich allein zwei ziemlich große Fische, drei Brodfrüchte, jede größer als zwei Fäuste, funfzehn Bananas, und noch einen großen Teller voll gekneteter Brodfrucht, die doch außerordentlich nahrhaft ist. Wenn ich sage Teller, so verstehe ich darunter ein Pisangblatt, denn anderes Tafelgeschirr hat man nicht auf Otaheite. Schon Lieutenant Cook hat die Bemerkung gemacht, daß diese Insulaner außerordentlich starke Esser sind.

Nach der Tafel besuchten wir noch einige andere Wohnungen der Indianer. In einer derselben fanden wir eine Dame beschäftigt, ihre Töchter zu tättowiren, das heißt, ihnen allerlei zierliche Figuren in die Haut zu drücken. Sie hatte nämlich in der Hand eine Muschel, in welche spitzige Zähne eingekerbt waren, wie in eine Säge. Diese Zähne tauchte sie in eine schwarze Farbe von Lampenruß, setzte sie auf die Haut und schlug mit einem Stöckchen darauf. Diese eingefärbten Zähne drangen nun in das Fleisch und ließen auf der Haut unauslöschliche Punkte zurück. Bei Mädchen stellen der-

gleichen Zierrathen gemeiniglich ein Z vor. Sie werden auf jedem Gliede der Finger und Zehen, auch rings um die äußere Seite des Fußes eingedrückt. Beide Geschlechter schmücken sich auch mit Zeichnungen von Zirkeln, Vierecken, halben Monden, unförmlichen Bildern von Menschen, Vögeln und Hunden. Am freigebigsten sind sie mit solchen Zierrathen auf dem Hintern, der zu dergleichen malerischen Vorstellungen ganz besonders bequem ist. Männer und Weiber waren ganz stolz darauf und ließen sie mit Vergnügen sehen. — Ich, meines Theils, hielt es für unbescheiden, um eine solche Vergünstigung zu bitten; sie wurde mir aber einmal ganz ungesucht zu Theil. Es ließen sich nämlich während unsers Aufenthalts zu Otaheite zwei Damen bei uns melden, die vermuthlich noch keine Europäer gesehen hatten. Sie waren zu Schiff mit einem Diener angekommen. Wir bestimmten ihnen eine Stunde zur Audienz und erwarteten sie in einem Zelt, das wir aufgeschlagen hatten. Da erschienen sie nun, und vor ihnen her breitete der Bediente ein Stück Zeug aus. Sie traten gravitätisch auf demselben vorwärts, und als sie uns nahe gekommen waren, hoben sie äußerst naiv ihre Röcke bis an die Lenden auf und tanzten mit großem Ernst

vor uns in die Runde herum, wobei wir denn die erwünschteste Gelegenheit hatten, recht genau ihre Bildergallerie zu betrachten, und uns von der Geschicklichkeit der Mama zu überzeugen.

Die Herren gaben uns bei einem Wettringen ebenfalls in der Folge Veranlassung dazu; auch überraschten wir nicht selten zahlreiche Gesellschaften im Bade, denn Tag für Tag baden sich diese Insulaner dreimal in fließendem Wasser, nämlich des Morgens, des Mittags und des Abends. Sie thun dieß theils der großen Wärme wegen, theils aus Liebe zur Reinlichkeit, denn sie können durchaus nichts schmutziges an sich ertragen. Eben deswegen waschen sie sich auch unter dem Essen Mund und Hände beinahe zwischen jedem Bissen.

Wir hatten alle Ursache mit unserer Aufnahme auf Otaheite oder O Taiti zufrieden zu seyn. Zwar wurde mir von einem listigen Kunden eine schöne Tabakpfeife und eine gute Brille aus der Tasche gestohlen, auch kam der Kapitain um einen feinen Ueberrock und der Koch um einige Teller und ein halb Dutzend Gläser; im Grund war aber ein so geringer Verlust zu verschmerzen, und wir wollten lieber einen kleinen Theil unsers Eigenthums missen, als einen neuen Krieg anfangen und uns

dadurch viel wichtigere Vortheile entziehen. Die Einwohner und ihr Oberhaupt versorgten uns reichlich mit Früchten, Fleisch und frischem Wasser, und ließen sich dafür mit Aexten, Hackmessern, Sägen, Bohrern, Nägeln und andern europäischen Waaren bezahlen. Wir erhandelten auch von ihnen mehrere Stücke von den schon gedachten Zeugen aus Baumrinde, geflochtene Matten und Fischergeräthe, die sie selbst verfertigen. — Die meisten aber beschäftigen sich mit dem Ackerbau und der Schweinszucht.

Bald nach unserer Ankunft wurden wir von einem freundlichen Alten, dem wir ein Dutzend Schweine abgekauft hatten, zu einem Familienmahl geladen. Wir nahmen die Einladung an und wurden recht splendid mit Pisang, Fischen, geröstetem Fleisch, Brodfrucht und am Ende auch mit einem ansehnlichen Braten bewirthet. Es war Wildpret von einer uns unbekannten Art, das wir uns sehr wohl schmecken ließen. War es ein australischer Hirsch, ein Hase, ein Rehbock? Doch es gibt ja nichts dergleichen in den Südländern. Wir theilten einander unsere Muthmaßungen mit; da aber keiner bestimmt zu errathen wußte was es war, so beruhigten wir uns mit dem Glauben, es sei eine Thierart, die der Insel Otaheite besonders eigen

ist. Zufällig trat eben unser Dolmetscher zur Thür herein; wir fragten ihn nach dem Namen dieses Wildprets. Er konnte sich nicht genug wundern, daß wir einen gebratenen Hund nicht gleich auf den ersten Bissen an dem Geschmack erkannten. Ein Hund! schrieen wir alle, und leerten unsern vollen Mund auf ein Pisangblatt mit dem größten Eckel aus. — Der Indianer sah uns betreten an und wußte nicht was er denken sollte. — Dem Dolmetscher aber fiel jetzt erst ein, daß die Europäer kein Hundefleisch zu essen pflegen. Er machte sich Vorwürfe, daß er unserm Wirth keinen Wink darüber gegeben hatte. Er glaubte aber das Versehen durch die Versicherung wieder gut zu machen, daß es einer der fettesten und schönsten jungen Hunde gewesen sei, wie er nicht schöner auf die königliche Tafel käme. Allein er redete vergeblich; unsere verlorne Eßlust wollte sich nicht wieder einstellen. Indessen gab uns dieses Abentheuer auf lange Zeit Stoff zum lachen.

Die Otaheiter hatten bei der Ankunft der ersten Europäer kein anderes Hausvieh, als Schweine, Hunde und Geflügel; seit kurzem besitzen sie aber auch Pferde, Schafe, Ziegen, Truthühner, die sich

aber noch nicht hinlänglich vermehrt haben. Sie verdanken diese nützlichen Thiere den Seefahrern.

Während wir noch bei Otaheite vor Anker lagen, sahen wir einst eine ganze Pirogue *) voll Europäer in den Hafen einlaufen. Sie erhoben bei dem Anblick unsers Schiffes ein lautes Freudengeschrei, und ruderten dicht an unsern Bord. Es waren Engländer. Was wollten sie und wie kamen sie zu diesem indianischen Fahrzeug? Wir waren begierig es aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, und luden sie ein, zu uns herauf zu kommen. Sie wünschten nichts mehr, als uns ihre Leiden zu klagen und ihre Freude über unser unvermuthetes Zusammentreffen auszudrücken; die Aufforderung wurde daher ohne Bedenken angenommen.

Das Schiff dieser braven Leute war an einer blinden Klippe nahe an einer kleinen Insel gescheitert, und zwischen zwei Felsen sitzen geblieben. (Man nennt blinde Klippen, wie ihr schon wissen werdet, solche, die unter dem Wasser verborgen sind.) Sogleich wurden die Boote ausgesetzt, um die Mann-

*) So nennen die Indianer in jener Gegend ihre Fahrzeuge.

schaft und wo möglich einen Theil der Ladung zu retten. Alles wäre glücklich von statten gegangen, wenn die Bootsleute durch die vollen Wein- und Branntweinfässer nicht wären verleitet worden sich zu betrinken. Je mehr sie sich berauschten, desto wilder ging es zu. Das Schiff wurde nicht mehr ausgeräumt, es wurde geplündert; jeder nahm was ihm gutdünkte; die Kisten wurden erbrochen, die Behältnisse eingeschlagen, vieles muthwillig zerstört und in die See geworfen. Der Kapitain bot vergeblich seine ganze Beredsamkeit auf, sie zur Zucht und zur Ordnung zu ermahnen; sie hörten nicht auf ihn und ließen ihn reden. Einer der wildesten trat ihm sogar trotzig entgegen und drohete, ihn in die See zu werfen, wenn er nicht schwiege. Es entstand ein hitziger Wortwechsel; der Matrose wurde immer unverschämter, und brachte den Kapitain durch höhnische Reden und Antworten dergestalt außer sich, daß derselbe nach einer Pistole griff und dem Frevler eine Kugel durch den Kopf jagte. — Durch dieses Beispiel wurden die andern Aufrührer geschreckt, aber nur auf kurze Zeit. Sie beredeten sich in der Nacht, dem Kapitain förmlich den Gehorsam aufzukündigen, sich der beiden Boote zu bemächtigen, davon zu fahren und ihn auf der wü-

sten Insel allein zurück zu lassen. — Dieses Schelmstück wurde ausgeführt. Sie überfielen den Befehlshaber, banden ihn mit Stricken, und kündigten ihm den Gehorsam auf. Vergeblich machten die übrigen Officiere ihnen Vorstellungen; sie blieben bei ihrem Vorsatz. Die Boote wurden mit Proviant und dem Besten und Kostbarsten beladen, was von dem Schiff zu retten war; als es aber zum Abfahren kam, wollten die Freunde des Hauptmanns ihn in seinem Unglück nicht verlassen, und lieber sein Schicksal, so traurig es auch seyn möchte, treulich mit ihm theilen. Gleich wie sie, dachten auch zehn oder zwölf Matrosen. Man ließ also die Aufrührer ziehen, die vermuthlich in einem heftigen Sturm, der sich in der zweiten Nacht erhob, ihren Untergang fanden. — Die Zurückgebliebenen bauten sich aus abgerissenen Planken des gestrandeten Schiffes, die von der See an das Ufer gespühlt wurden, einen Floß, und retteten noch einen guten Theil Lebensmittel und andere Bedürfnisse, die ihnen gut zu statten kamen, bis endlich der Rumpf des Schiffes von den Wellen völlig zertrümmert wurde. — Jetzt errichteten sie sich einige Hütten, deckten sie mit Pisangblättern, und nährten sich über ein halb Jahr lang von der Vogeljagd, vom Fischfang und von

Pisangfrüchten, die sie hier und da antrafen. Endlich führte ein glückliches Ungefähr eine Pirogue mit Indianern auf ihre Insel, die sie in ihr Fahrzeug aufnahmen, und nach Otaheite brachten.

Die Ankunft dieser Fremden war uns sehr erwünscht, denn wir hatten durch den Scharbock einen großen Theil unserer Mannschaft verloren. Unser Kapitain bot ihnen Dienste auf seinem Schiffe an und sie wurden mit Freude angenommen.

Wir weilten jetzt nur noch auf Otaheite so lange, bis wir hinlänglich mit Lebensmitteln, Holz und Wasser versehen waren, dann nahmen wir Abschied von unsern dasigen Freunden, lichteten die Anker und setzten unsern Lauf westlich gegen Neu-Holland fort.

Dritter Abend.

Durchflug durch die Australischen Eilande und Ankunft auf Neu-Guinea. Dienstfertigkeit der Papuaner. Sie feiern das Fest des Neumondes. Armuth dieser Menschen an den Bequemlichkeiten des Lebens. Beschreibung des Paradiesvogels. Kokos und Kohlpalmen. Wechselseitige Treulosigkeiten der Haraforas und Holländer. Gewürzbäume auf den Banda- und Ambrina-Inseln, und auf den Molucken überhaupt. Ankunft eines englischen Schiffes. Nachrichten von Neuholland und seinen Bewohnern.

Mit frischem und günstigem Winde steuerten wir den freundschaftlichen Inseln, über hundert und fünfzig an der Zahl, zu. Sie sind größtentheils bewohnt, und zwar von hellbraunen Indianern von sanfter freundlicher Gemüthsart, die gar manche künstliche Arbeiten verfertigen und schöne Pflanzungen unterhalten. Die Natur hat sie reichlich geseg-

net mit Brodbäumen, Kokosbäumen, Papier-Maulbeerbäumen, aus deren Rinde sie, wie die Otaheiter, niedliche Zeuge machen, worein sie sich kleiden. Sie haben auch Ueberfluß an Bananas (einer Art Pisang), Zitronen, Zuckerrohr; auch fehlt es ihnen nicht an Fischen, Schweinen, Hühnern und anderm Geflügel. Die wichtigste dieser Inseln ist Tongatabu; wir steuerten aber vor derselben vorüber, ohne zu landen. Eben so wenig liefen wir in die Häfen von Neu-Caledonien ein, welche Insel wir zur Linken liegen ließen. Sie hat einen dürren Boden und nur wenig Producte, unter welchen Pisang, die Brodfrucht, Feigen und Kokosnüsse die vornehmsten sind. Die Einwohner haben schwarze, krause, wollige Haare, und sind ein ernsthaftes und gutmüthiges Volk. Eben so gestaltet sind die Bewohner der neuen Helriden, welche Inseln wir mit ihren feuerspeienden Bergen rechts liegen ließen. Sie bringen außer den gewöhnlichen Früchten dieser Länder auch Orangen.

So erlangten wir nun endlich nach einer langen aber glücklichen Fahrt Neu-Guinea, nach Neu-Holland die größte Australische Insel. Sie wird von der Nation der Papus und den Haraforas, (Alfurier) bewohnt, welche erstere

glänzend schwarz sind und krause, lockige Haare haben. Wir fuhren durch den Kanal, der Neu-Guinea von Neu-Holland trennt, und suchten an der westlichen Spitze der Insel zu landen.

So bald die Strandbewohner unsere Absicht merkten, kamen sie uns mit ihren Korokoros entgegen. So nennen sie ihre Fahrzeuge. Es befanden sich einige Frauenspersonen bei ihnen; sie sprachen Malaisch. Wir hatten die Muße auf unserer langen Reise dazu angewendet, die schöne und weiche sehr leichte Malaische Sprache zu erlernen, denn sie ist die Gemeinsprache in Ostindien und in den nahe gelegenen Südländern. Wer Malaisch versteht, bedarf in jener Gegend keines Dolmetschers. Wir hatten auf unserm Schiff einen alten Seemann, der lange auf Borneo gelebt hatte und uns Unterricht darin ertheilte.

Die Papuaner bewiesen sich sehr dienstfertig gegen uns und erboten sich, unser Schiff in einen sichern Hafen zu führen, auch auf unsern Booten rudern zu helfen. Ihr Antrag wurde angenommen. Es legten selbst die Weiber Hand an das Werk und wir bemerkten, daß sie fleißiger ruderten als die Männer. Sie wurden für ihre Mühe mit einigen

rothen Schnupftüchern beschenkt, womit sie sehr vergnügt waren.

So bald unser Schiff vor Anker lag, kamen noch mehr Korokoros mit Fischen, Schildkröten und andern Lebensmitteln, die sie gegen Aexte, Hackmesser und allerlei Eisenwaaren an uns vertauschten, denn solche Werkzeuge werden außerordentlich gesucht. Für ein Beil, das die Strandbewohner den Haraforas im Innern geben, arbeiten diese für sie so lange sie es besitzen, oder liefern ihnen eine Abgabe an Früchten.

Wir hörten an dem Gestade Trommeln, Gesang und Geschrei. Wir wurden Anfangs ein wenig unruhig darüber, weil wir besorgten, es möchten Feindseligkeiten gegen uns im Werke seyn; allein wir irrten uns. Es war der erste Tag, an welchem der Neumond sich blicken ließ, und dieser Tag war für das ganze Volk ein Freudenfest. Wir wurden bei unserer Landung von ihnen umringt, und erhielten mancherlei Beweise von Wohlwollen und Zutrauen. Ein Paar Mädchen waren unter ihnen, die sich durch eine sehr angenehme Stimme auszeichneten. Ich bat die eine, mir ein Liedchen zu singen, und sie war sogleich bereitwillig dazu. Ihr Lied hatte eine sehr liebliche Melodie. Einer von unsern

Leuten nahm seine Flöte aus der Tasche und beglei-tete sie damit. Sein Spiel wurde mit großer Auf-merksamkeit und den Aeußerungen des größten Ver-gnügens angehört. Wir beschenkten die Sängerin mit einem schönen Tuch und baten nun auch ihre Freundin, uns mit ihrem Gesang zu erfreuen; al-lein sie war zu blöde und wollte sich nicht dazu verstehen; wir ließen sie deswegen auch unbeschenkt. Sie schien darüber betroffen und brachte uns lä-chelnd ein großes Bündel Platanen. Diese Höflich-keit erwiederten wir durch ein Gegengeschenk, das sie freundlich annahm und stolz ihren Gespielinnen zeigte. Die Hälfte der Platanen vertheilten wir unter eine Menge Kinder, die um uns herumsaßen und sie mit vieler Bescheidenheit annahmen. So oft wir sie beschenkten, hoben sie zum Zeichen ihres Dankes die Hände gegen den Kopf auf.

Es führten uns diese Leute auch in ihre Hüt-ten, in welchen wir nichts antrafen als ein Paar Matten, einen Heerd, einen irdenen Topf und ei-nige Schüsseln. Da sie in jeder Hütte kochen und keinen Schornstein haben, so dringt der Rauch über-all zum Dach heraus. Wir erfreuten die Frauen und Mädchen mit Glaskorallen und porzellanenen

Perlen, die für sie einen großen Werth haben, denn sie tragen sie als Ohrengehänge und Armbänder.

Die Papuaner unterhalten in manchen Gegenden einen regelmäßigen Landbau und haben Ueberfluß an zahmen und wilden Schweinen. Sie ziehen auch Hunde, die große Aehnlichkeit mit den Füchsen haben, aber kein Rindvieh. Es fehlt ihnen nicht an mannichfaltigem Geflügel, auch besitzen sie schöne Papageien und mehrere Arten von Paradiesvögeln.

Lottchen. Was sind das für Vögel?

Robinson. Die schönste Gattung dieser Vögel ist beinahe dritthalb Fuß lang, also größer als ein Schwan. Kopf und Nacken sind zitronenfarbig, der Hals aber von dem schönsten Grün und sanft wie Sammt anzufühlen. Die Brust ist schwarzgrau, die Flügel groß und kastanienbraun. Der hintere Theil des Körpers ist mit langen, geraden, schmalen, hellbraunen Federn versehen, und am Steiß kommen zwei lange steife Kiele hervor, die an dem Ende gefiedert sind. Diese Federn breiten sich aus, wenn der Vogel fliegt, deswegen kann er sich lange in der Luft erhalten. Die Beine sind sehr niedrig; ehedem erzählte man sich daher die Fabel, daß dieses Vogelpaar keine Beine habe, sondern beständig auf seinen Flügeln in der Luft schwebe.

Um dieses Mährchen glaubwürdig zu machen, schnitten die Indianer allen Paradiesvögeln die Beine ab, ehe sie sie zum Verkauf brachten. Ein Umstand gab der Sage einen Schein von Wahrheit. Die Länge und der Bau der Schwungfedern hindert nämlich die Paradiesvögel, sich bei starkem Winde auf die Bäume niederzulassen, und sich, wenn der Wind sie auf die Erde wirft, wieder in Flug zu setzen. Fangen die Indianer einen Paradiesvogel, so tödten sie ihn sogleich, weil seine Nahrung nicht bekannt ist und er sich mit seinem harten und scharfen Schnabel mit außerordentlichem Muth verthei-di… gibt auch eine kleinere Art von gleichen … sind kaum zwanzig Zoll lang. Dann …erdem ganz schwarze und ganz weiße; …er sehr selten.

…ica wachsen Kokosnüsse, Baum- …hte, Platanen und andere Frucht- … auch eine Art langer Muscaten- [illegible]

…en. Von Kokosnüssen haben wir schon …ort. O erzählen sie uns doch von dem Ko- …um lieber Onkel.

Robinson. Recht gern. Unstreitig ist die Kokospalme ein sehr nützlicher Baum. Wo sie da-

her nicht wild wächst, wird sie mit größter Sorgfalt angepflanzt. Sie erreicht eine Höhe von achtzig Fuß, wird also höher als unsere höchsten Pappelbäume. Der Stamm hat Absätze wie das Schilfrohr, auf welche man treten kann, und das ist ein Glück, weil ihn sonst niemand würde ersteigen können. Wo wollte man eine Leiter hernehmen, die hoch genug wäre zu einem solchen Baum?

Wilhelm. Vor dem Hinaufsteigen ohne Leiter würde ich mich aber recht schön bedanken, so herzhaft ich auch im Klettern bin.

Robinson. Man macht sich das in Ostindien ganz leicht. Die Indianer verfertigen sich aus einer starken Binde einen Sitz wie die Schieferdecker. So wie der Schieferdecker seinen Stuhl an den Dachlatten anhängt, so befestigt der Indianer den seinigen an den Knoten der Kokospalme. Er wirft nämlich eine Schlinge um den Baum, schiebt sie hinauf so weit er kann, und hängt sie an einen Absatz oder Knoten des Stammes, klettert mit Händen und Füßen nach, schiebt sie wieder höher und fährt auf diese Weise fort, bis er ganz oben ist. Wird er müde, so bleibt er auf der angehängten Binde sitzen und ruhet aus. — Ist der Mann nun oben, so findet er das ganze Jahr Blüthen und Früchte an dem

Baum. Brennt ihn die Sonne, so geben ihm die fünf Ellen langen und mehr als Ellen breiten Blätter des Baumes Schatten. Die Blüthen der Kokospalme sehen aus wie Kastanienblüthen. Die Nüsse werden so groß wie der Kopf eines Kindes; sie sind etwas oval, bisweilen auch ganz rund. Aus der dicken, harten, holzartigen Schale werden in Ostindien Trinkgefäße, Punschlöffel, Dosen und kleine niedliche Körbchen verfertigt. Die Nuß selbst ist mit einer Art Hanf oder Flachs umwickelt, aus welchem treffliches Tauwerk gesponnen wird, das unsern europäischen Tauen weit vorzuziehen ist, weil es mehr Stärke und Dehnbarkeit hat, und sich in dem Seewasser sehr gut hält. Ein Schiff liegt viel sicherer an einem Kokostau vor Anker, als an einem hänfenen. — Das Innerste der Nuß ist weiß, dünne, glänzend und hart, doch nicht viel härter als eine Rübe; man kann es daher roh essen, und es schmeckt beinahe wie süße Mandeln, weswegen sich auch die Seefahrer mit etwas Zimmt vermischt eine Mandelmilch daraus bereiten. — Wird die Nuß halb reif geöffnet, so fließt ein milchartiger, zuckersüßer und wohlriechender Saft heraus. Er ist etwas säuerlich und sehr gesund. Je mehr sich die Nuß ihrer Reife nähert, desto mehr nimmt

er ab, bis er endlich zu einer schneeweißen festen Substanz wird. Ein solcher Nußkern stillt Hunger und Durst; es wird auch, wenn die Nuß alt ist, ein treffliches Oel daraus gepreßt, das man als Butter gebraucht. Es schmieren sich damit die Indianer und Indianerinnen, theils in Krankheiten, theils weil es Mode ist, um sich glatte und schöne Haare zu verschaffen. Man brennt es auch in Lampen. Von der frischen Kokosnuß hat das Oel eine gelind purgirende Kraft. Macht man in die Aeste des Baumes Einschnitte, so fließt in der Nacht aus der Wunde ein klarer Saft, den man in einem Topf auffängt und der ein sehr gesundes Getränke gibt, das sich aber nicht lange hält. Man nennt es Toffi. Es wird auch Arrak und Essig daraus distillirt, und gibt man ihm einen Zusatz von Kalk, so erhält man aus eben diesem Saft einen nicht übeln Zucker, der Jagrazucker genannt wird.

Ihr seht aus dem allen, was die Kokospalme für ein trefflicher Baum ist. Die Bewohner jener Gegenden sind warlich darum zu beneiden. Er kommt aber nur in den wärmsten Erdstrichen zwischen den Wendekreisen fort, deswegen würden wir uns vergeblich bemühen, ihn nach Europa zu verpflanzen.

Der Kohlbaum ist ebenfalls eine Art Palme, die nur in jenen heißen Gegenden wächst. Sie steigt bis zu einer Höhe von funfzig Ellen, und ist also noch einmal so hoch als ein dreigädiges Haus. Der Kohl, den diese Bäume tragen, ist nichts anderes, als die jungen Blätter, die sich noch nicht ganz entfaltet haben. Sie werden sowohl roh mit Pfeffer und Salz, als auch wie anderes Gemüse zubereitet genossen.

Ich komme wieder auf unsern kurzen Aufenthalt in Neu-Guinea zurück. Die Haraforas, welche das Innere bewohnen, sind auch weit umher auf den kleinern Inseln zerstreut. Während unser Schiff an der Nordküste vor Anker lag, erhielten wir einen Besuch von einem ihrer Mudus oder Anführer auf einer nahgelegenen Insel. Er erschien auf einem großen Korokoro von sechs Ruderbänken, und wurde von uns mit einigen Kanonenschüssen begrüßt. Er hatte zwei von seinen Frauen bei sich, die er den Holländern von einer Insel nahe bei Amboina entführt hatte. Sie schienen Malayinnen zu seyn. Die eine führte einen Knaben bei sich, welchen sie dem Mudu geboren hatte. Ihr Gesicht hatte etwas schwermüthiges, und sie schien nicht glücklich zu seyn; bei dem Anblick von Europäern

suchte sie sich aber etwas aufzuheitern. Die andere Gefangene wußte sich in ihren Zustand besser zu finden. Wir bewirtheten sie mit Thee und beschenkten sie mit englischem Kattun.

Wir bezeugten dem Mudu unser Erstaunen, daß er es gewagt hatte, Unterthanen der Holländer zu rauben. Er versicherte aber, daß man sich hier im Ganzen wenig um die Holländer bekümmere, weil sie zu weit entfernt und nicht leicht geneigt seyen, einen Krieg anzufangen. Kommen sie aber doch, fuhr er fort, und verlangen die Auslieferung eines Anführers, ei nun, so kleiden wir einen Sklaven in fürstliches Gewand, und übergeben ihnen denselben. Sie führen ihn fort, schlagen ihm, in der Meinung es sei ihr Feind, den Kopf ab und lassen uns in Ruhe.

So sprach der Mudu; wir wußten aber aus andern Berichten, daß die Holländer nicht immer auf gleiche Art getäuscht werden. So versammelten sich einst mehr als hundert papuanische Fahrzeuge von Neu-Guinea, den Inseln Oeru, Salwatty und Meisol. Sie fuhren die Straße hinauf, welche Batschian von Dschilolo trennt. Zwar begingen sie keine Feindseligkeiten; aber da die Holländer sich vor ihnen fürchteten, so schickten

sie ihnen allerlei Geschenke, worauf sie nur noch einige Tage fischten und in den Wäldern jagten, dann aber ruhig nach Haus zurückkehrten. Nur der Raschah (Fürst) von Salwatty blieb zurück. Die Holländer wünschten ihn in ihre Gewalt zu bekommen, und ließen ihn in ihre Stadt einladen. Er hatte Anfangs keine Lust, die Invitation anzunehmen; es erschien aber ein zweiter Abgeordneter mit einer schriftlichen und besiegelten Versicherung vom holländischen Gouverneur von Ternate, daß ihm nichts zu leide geschehen, und ihm seine Landung auf holländischem Gebiete ganz verziehen seyn sollte. Das Schreiben war mit einem Beutel voll Thaler begleitet, wofür er sich aus den Magazinen der Ostindischen Gesellschaft alles, was ihm gefällig wäre, kaufen sollte; auch wurde ihm die Zusage ertheilt, daß er nach Standesgebühr mit allen möglichen Ehrenbezeugungen empfangen werden sollte. — Der Raschah ließ sich bethören, und da ihm die Thaler in seinem Lande zu nichts helfen konnten, und er von den vielen prächtigen Sachen hörte, die sich auf Ternate befinden sollten, begab er sich mit einer Begleitung von zehn bis zwölf Personen in das Fort, wo er auch wirklich von dem Kommandanten sehr freundlich aufgenommen wurde. — In-

deß er sich aber für seine Thaler Waaren aussuchte, wurden Wachen ausgestellt und alle Anstalten getroffen, sich seiner Person zu versichern. Als man ihm seine Gefangenschaft ankündigte, gab er seinen Leuten einen Wink zu entfliehen. Sie liefen daher aus dem Fort an den Bord ihres Korokoro zurück, und kamen — vielleicht mit Bewilligung der Holländer — glücklich davon. Der Raschah hingegen wurde festgenommen und nach dem Kap der guten Hoffnung in Afrika geschickt.

Wir befanden uns in der Nähe der Molukkischen oder Gewürzinseln. Gerne hätte ich wenigstens Banda und Amboina besucht; allein die Holländer sind bei ihrem Gewürzhandel so eifersüchtig und mißtrauisch gegen andere Nationen, daß sie keinem fremden Fahrzeug eine Landung gestatten. Beständig kreutzen in jenen Gewässern ihre bewaffneten Schiffe und beobachten sorgsam alle Fahrzeuge der Ausländer, daß es ihnen unmöglich werde, Schleichhandel mit den Eingebornen zu treiben. Sie wollen ganz allein den Gewinn von dem einträglichen Gewürzhandel haben; um ihn mit niemanden zu theilen, beschränkten sie sich mit dem Anbau der Gewürznelken auf die Insel Amboina und fünf andere kleine Eilande, die nahe daran lie-

gen; auf den vier Banda-Inseln hingegen werden Muskatenbäume angepflanzt. Man trifft aber auch Muskatenbäume auf den Amboina-Inseln an. Auf allen andern Molukken wurden diese Gewürzbäume ausgerottet, wenigstens längs dem Seestrande hin, und einige Meilen tiefer ins Land, denn im Innern ist gewiß noch mancher schöne Nelken- und Muskatenbaum anzutreffen. Von Zeit zu Zeit wird nachgesehen, ob kein junger Nachwuchs entstanden ist. Zu dem Ende setzt sich ein holländischer Officier nebst einigen Civilbedienten und zwanzig bis dreißig indianischen Soldaten in ein Fahrzeug und so beschiffen sie die Inselküsten. Sie sehen dieß gemeiniglich als eine Lustreise an. Ein indianischer Unterofficier streift mit einigen seiner Leute in den Wäldern herum, und verrichtet seinen Auftrag nach Gutdünken, indessen der holländische Befehlshaber in der Hitze des Tages der Ruhe pflegt. Zum Beweise ihrer Thätigkeit bringen sie bei ihrer Zurückkunft einige Zweige von Gewürzbäumen mit, die aber gemeiniglich von Einem Stamme abgehauen worden sind *).

*) Im Jahr 1810 wurden die Banda- und Amboina-Inseln den Holländern von den Eng-

Der Gewürzbau war öfters unser Gespräch mit der Gemahlin des Mudu, die, wie ich euch gesagt habe, aus einer Amboinischen Insel entführt worden war. Sie machte uns davon eine Beschreibung, die ich euch mittheilen will.

Der Gewürznelkenbaum, sagte sie, ist ein sehr großer Baum. Er trägt erst im achten Jahr Blüthen, aber er wird oft hundert Jahre alt und noch älter. Seine Blätter gleichen den Lorbeerblättern; die Frucht fällt ab wenn sie reif ist, und geht auf wie andere Obstkerne. Die Blüthen wachsen traubenförmig. Man pflückt sie ehe sie völlig aufblühen, und trocknet sie. So erhält man die Gewürznelken. Wollte man sie früher oder später einsammeln, so würden sie bei weitem nicht dieselbe Kraft haben. Je fleischiger, trockener und mürber sie sind, desto mehr werden sie gesucht; sie müssen auf der Zunge

---

ländern abgenommen, vermöge des 1sten Pariser Friedens wurden sie aber zurückgegeben. Die Britten werden nicht ermangelt haben, so lange sie in Besitz jener Eilande waren, die Gewürzbäume auf Balambagan und andern Inseln, die ihnen in jenen Gewässern zugehören, anzubauen.

brennen, und einen aromatischen Geruch haben. — Es werden auch viele Gewürznelken von den Holländern grün eingemacht und bei Tisch gegessen, auch treffliches und wolriechendes Oel aus den Gewürznelken gepreßt.

Die Muskatennüsse wachsen auf einem ziemlich hohen Baum. Seine Blätter sind breiter und länger als die Blätter eines Pfirsigbaums. Die Frucht wird so groß als die Faust eines neugebornen Kindes. Die eigentliche Nuß steckt in einer grünen Schale, und ist noch besonders mit einer Haut umwickelt, die unter dem Namen der Muskatenblüthe verkauft wird. Der Kern hat dann noch eine harte aber ganz dünne schwarze Schale. Immer hangen die Muskatenbäume voll Blüthen und Früchte. Es gibt eine doppelte Art, runde und länglichte. Die runden, Kayan genannt, sind die besseren und werden allein von den Holländern gebaut; die länglichten heißen Warong. In manchen Jahren ist die Erndte so reichlich, daß ein Theil davon von den Holländern vernichtet wird, damit sie nicht im Preis fallen. Die Muskatennüsse werden auch wie die Gewürznelken eingemacht und man distillirt ein treffliches Oel daraus. Die neidischen Holländer hätten daher nicht nöthig ihren

Ueberfluß zu zerstören. In dem Innern der großen und waldigen Insel Dschilolo soll es eine Menge Gewürzbäume geben; auf der Insel Selang bei Batschian befinden sich sehr hohe Muskatennuß-bäume, und auf den Inseln Ceram und Auby wachsen Gewürznelken; aber die Einwohner dürfen keinen Handel damit treiben, und müssen ihre Schätze verborgen halten. Indessen täuschen sie doch oft genug die Wachsamkeit der Holländer. Auf den Amboinen-Inseln allein werden jährlich gegen 600,000 Pfund Gewürznelken gewonnen, und auf den Banda-Inseln noch mehr Muskaten. Die andern Molukkischen Inseln sind reich an Kokosnüssen, Zuckerrohr, Sago und Brodfrüchten. —

Dieß waren die Nachrichten, welche wir von den Gemahlinnen des Mudu erhielten. Den Tag nach unserer Unterredung wurden uns von einem Harafora Muskatenblüthen angeboten, und wir erhandelten zwanzig Pfund für ein rothes Schnupftuch. Beweis genug, daß den Holländern zum Trotz eine Menge Gewürze heimlich und um einen Spottpreis verkauft werden.

Wir rüsteten uns zur Fortsetzung unserer Fahrt nach Ostindien, als ein zweites englisches Schiff in den Hafen einlief, in dem wir vor Anker lagen.

Es grüßte uns mit einigen Kanonenschüssen und ihm wurde mit eben so vielen geantwortet. Kaum hatte es sich vor Anker gelegt, so erschien der Kapitän an unserm Bord. Er kam von Botany Bai, wo er eine Anzahl englischer Verbrecher abgeliefert hatte, denn seit dem Jahr 1787 haben die Britten auf der Ostküste von Neu-Holland eine Verbrecherkolonie angelegt. Alle diejenigen, die eines schweren Vergehens überwiesen sind, das aber doch nicht den Tod verdient, werden eingeschifft und nach Botany Bai gebracht, wo sie wieder ganz frei Ackerbau, Viehzucht und was sie wollen treiben können. Es geht den meisten so gut, daß bereits viele Freiwillige ankommen, die sich in dieser neuen Welt ansiedeln, weil es ihnen in der alten nicht mehr gefallen will. Je mehr deren anlangen, desto besser ist es für die Kolonie, denn sie ist um so mehr im Stand, den Angriffen der Wilden zu widerstehen, wenn es ihnen einfallen sollte, sie zu beunruhigen. Wirklich sind die Kolonisten schon über acht tausend Seelen stark.

Soll ich euch wieder erzählen, was uns der Kapitän von Neu-Holland berichtete? Das Innere dieser grosen Insel, sagte er, ist noch völlig unbekannt. Wir kennen nichts davon als einzelne

Theile der Küste. Anfangs glaubte man, es sei festes Land; Abel Tasmann segelte aber im Jahr 1642 ganz herum und entdeckte, daß es eine Insel sei. Die Ur-Einwohner dieses Landes sind nicht von gleicher Farbe und gleicher Art, sprechen auch nicht einerlei Sprache und haben nicht einerlei Sitten. Ein Theil von ihnen hat krause und wollige Haare, und nähert sich den Negern. Auf der West- und Nordwestküste unterscheiden sie sich kaum durch die Gestalt von den Thieren; sie schweifen unbekleidet herum ohne Obdach, leben vom Fischfang, nähren sich nicht selten von verfaulten Fischen, von Ameisen-Eiern, auch wohl von Gewürmen aus faulem Holz. Im südlichen Theil des Landes sind sie doch etwas gebildeter; man hat sie da in kleinen Dorfschaften vereint gefunden, in welchem Ackerbau getrieben wurde. Sie verfertigen mancherlei Geräthe, Werkzeuge, Waffen, hübsche Matten, Zeuge zur Bekleidung und bauen Kähne. Sie haben auch zum Theil Könige, die sie regieren, und Priester, die ihren Gottesdienst besorgen. Das Land, so weit man es kennt, scheint arm zu seyn an Thieren und Mineralien. Man hat da keine andern vierfüßigen Hausthiere als haarlose Hunde und Schweine; dagegen ist ein großer Reichthum an

neuen Gewächsen daselbst entdeckt worden. Es hat auch Jam, Pataten, Brodfrüchte, Pisang von mehreren Arten und dies alles in Ueberfluß; auch Eisengruben sind entdeckt worden, es scheint aber nicht, daß ein starker Gebrauch davon gemacht werde.

Dieß sind in Kürze die Nachrichten, welche uns der englische Kapitän in unsern Unterredungen von Neu-Holland mittheilte. Er bestätigte auch die Versicherung anderer Seefahrer, daß mehrere Stämme der Neu-Holländer Menschenfresser sind. —

Hier schlug die Glocke zum Abendtisch, und die Erzählung des Oheims wurde dadurch unterbrochen.

Vierter Abend.

Abreise von Neu-Guinea. Feuerspeiende Berge auf einigen Molukken. Die Sagopalme. Zubereitung der Sagokörner und des Sagomehls. Die Insel Salu. Reitende Damen. Ankunft auf der Nordküste von Borneo. Der Kampferbaum. Zubereitung des Kampfers. Das Menschenmördervolk im Gebirge Kinibalu. Wassermarkt zu Borneo. Der Pfefferbau. Geschäftigkeit der Chineser.

Wir verweilten nicht länger auf Neu-Guinea als nöthig war unsern Vorrath an Lebensmitteln zu ergänzen, und setzten dann unsere Reise nach der Insel Balambangan an der Nordküste von Borneo fort, wohin unser Schiff bestimmt war. Das neuangekommene englische Fahrzeug blieb aber zurück, weil es sich noch nicht die nöthigen Lebensmittel und andere Bedürfnisse verschafft hatte.

Wir segelten den weiten Kanal zwischen der großen Insel Celebes und Dschilolo hinauf, und ließen die molukkischen Eilande Machian, Motir, Tidore und Ternate östlich liegen. Indem unser Schiff in der Nacht bei ganz ruhigem Wetter langsam seinen Lauf fortsetzte, verspürten wir auf einmal eine heftige Erschütterung, gleich als ob es gehoben und dann plötzlich wieder fahren gelassen würde. In dem nämlichen Augenblick fing die See, die vorher spiegelglatt gewesen war, plötzlich an zu brausen und zu strömen. Unser Schiff wurde pfeilschnell fortgerissen, und niemand wußte sich zu erklären warum noch wohin? Bald aber entdeckte sich uns die verborgene Ursache. Mit entsetzlichem Geprassel fing auf der Insel Motir einer der höchsten Berge an Feuer zu speyen, und schleuderte glühende Steine in eine solche Höhe und Entfernung um sich her, daß einige davon in unser Schiff fielen. Die Erschütterung, welche wir empfunden hatten, war eine Folge des damit verbundenen Erdbebens. Dicke mit glühender Asche vermischte Dämpfe verfinsterten jetzt ganz das Mondenlicht. Wir sahen, wie zwei Lavaströme den Berg herab schossen. Der entzündete Luftkreis schimmerte beständig und die Erdstöße wurden immer fürchter-

licher. Dicker Rauch und Asche verhinderten endlich ganz den Anblick des Vulkans. Das Meer tobte dergestalt, daß wir in Gefahr geriethen, an das Ufer geschleudert zu werden und zu scheitern. Ein solches Unglück zu vermeiden, mußten von uns alle Kräfte aufgeboten werden, uns westlich zu halten. Mit Mühe gelang es uns. Das Schiff war Fuß hoch mit Asche überstreut, und selbst unter dem Verdeck fanden sich ganze Haufen. Das Erdbeben ließ ziemlich bald nach, aber die Feuerausbrüche aus dem Berg hielten mehrere Tage lang an. Zugleich mit diesem erfolgte auch ein Ausbruch auf dem Berg von Ternate, der nicht mit geringerer Gewalt wüthete.

Kaum hatten wir Ternate im Rücken, so wurden wir durch einen heftigen Westwind gegen die Insel Dschilolo oder Schiloso getrieben. Ein Glück für uns war es, daß sich dieser Wind nicht früher einfand, weil wir sonst unfehlbar an die Küsten der feuerspeienden Eilande würden geworfen worden seyn. Wir ließen in einer Bucht den Anker fallen, um günstigere Winde abzuwarten.

Der nördliche Theil der großen Insel Dschilolo gehört dem Sultan von Ternate, der unter holländischer Oberherrschaft steht. Er besitzt auch

einige kleine benachbarte Inseln, und ein ansehnliches Gebiet auf Celebes. Ternate war ehedem berühmt wegen ihrer Gewürznelken; die Holländer erkauften sich aber von dem Sultan die Erlaubnis, sie auszurotten, durch einen jährlichen Gehalt von 13,000 Thalern, den sie an ihn auszahlen. Er gestattet daher auch nicht den Anbau der Gewürzbäume auf Dschilolo. Im Innern der Insel sollen aber, wie ich euch schon gesagt habe, noch sehr viele wild wachsen. Dagegen benutzen die Einwohner einen viel nützlicheren Baum, um den sie mehr zu beneiden sind als die Holländer um ihre Gewürznelken, ich meyne den Sagobaum, der sie reichlich und ohne große Mühe mit trefflichem Mehl und Brod versieht. Ihr habt gewiß alle schon oft genug Sagosuppe gegessen, es wird euch also nicht unangenehm seyn, wenn ich euch umständlich erzähle, was ich von diesem edlen Baum gesehen und erfahren habe.

Die Sagopalme wird dreißig bis fünfzig Fuß hoch und ist von ansehnlicher Dicke. Die Blattstiele sind gegen zwanzig Fuß (zehn Ellen) lang. Oben sind sie mit schmalen Blättchen besetzt; unterwärts haben sie scharfe Dornen. Als wir an das Land stiegen, waren eben einige Indianer beschäf-

tigt, eine solche Palme zu fällen. Es wurde von ihnen der Stamm in sechs Stücke zersägt. Diese Arbeit ging sehr leicht, denn das Holz war nicht dicker als Daumensdick, das Innere bestand, wie bei unserm Fliederbaum, aus einem mit Fasern vermischten weichen Mark. Dieses Mark wurde herausgenommen und in kleine Bröckelchen zerschlagen. Aus dem holzigen Theil des Stammes aber machten sie Tröge, in welche das Mark hineingeschüttet und mit Wasser übergossen wurde. Die Indianer rieben und schlugen es so lange, bis die Fasern sich absonderten und das reine Mehl zu Boden sank. Jetzt wurde das Wasser abgegossen, der Bodensatz aber in Körbe gethan, abermal mit Wasser verdünnt und durchgeknetet. So lief nun das Wasser mit dem feinsten Mehl in die darunter gesetzten Fässer, das gröbere aber blieb in den Körben zurück. Als das feine Mehl wieder zu Boden gesunken war, ließen sie das Wasser behutsam ablaufen, und nun wurde das Mehl getrocknet und gekörnt. Wir sahen in den folgenden Tagen auch dieses Geschäfte mit an. Sie nahmen das noch feuchte Mehl, stellten ein Gefäß über Kohlen und siebten es da hinein. Hier bucken nun die kleinen Klümperchen schnell und wurden hart wie Gerstengraupen. In

dieser Gestalt wird der Sago meistens nach Europa geschickt, weil sich das Mehl nicht so gut halten würde. Die Indianer hingegen brauchen das Mehl häufiger. Unser gekörnter Sago ist also schon halb gebacken, und hält sich daher länger als das Mehl, welches leicht sauer wird.

Ein Sagobaum gibt 2 — 400 Pfund Mehl, und würde noch mehr geben, wenn man das Mark sorgsamer sammelte und benützte. Es wird aber bei dem Fällen und Zerhauen so viel verschleudert, daß ganze Schaaren wilde Schweine sich davon mästen.

Aus dem Sagomehl wird treffliches Brod oder vielmehr eine Art Kuchen gebacken, die sich Jahre lang halten, ohne daß Würmer hinein kämen. Sie schmecken, wenn sie eben aus dem Ofen kommen, wie warme Stollen. Ein harter Sagokuchen muß aber in Wasser eingeweicht werden, ehe man ihn essen kann; er schwillt dann auf wie eingebrühter Zwieback und wird zu Brei. Uneingeweicht erregt er in dem Mund eine Empfindung, als ob man Sand kauete.

Die Blätter vom Sagobaum geben unter allen Arten von Palmbäumen das vortrefflichste Dach; sie halten sieben Jahre lang Regen, Wind und jedes Ungemach der Witterung aus.

Wird ein Sagostamm abgehauen, so wachsen schon nach wenigen Wochen neue Schüsse aus der Wurzel hervor, und in sieben Jahren sind sie wieder zum Niederhauen reif. Fünf Personen, die sich mit dem Fällen dieser Bäume, mit Zubereitung des Mehles und des Brodes beschäftigen, können hundert ernähren. In Gegenden also, wo dieser nützliche Baum wächst, können die Menschen wie in dem goldenen Zeitalter beinahe ohne Arbeit leben. Frisches Sagobrod und die Kima, eine Art großer Muscheln, die an dem Strand der Molukkischen Inseln häufig angetroffen werden, würde ihnen, so oft sie wollten, eine sehr wohlschmeckende Mahlzeit gewähren.

Die Insel Dschilolo hat aber auch Ueberfluß an andern Lebensmitteln. Man sieht auf derselben Büffel, Ziegen, wilde Schweine und dergleichen Wild. Die Bewohner sind, so wie auf allen Molukken, ein Gemisch von langhaarigen Mauern oder Mohren, und kupferfarbigen und rauhköpfigen Papuanern. Die Mauren bekennen sich zur muhameddanischen Religion. Auf der Insel Tidore allein sollen fünf und zwanzig, und auf Goram dreizehen Moskeen seyn. Die Papuaner sind Götzendiener, viele aber werden Muselmänner, und dann

schneiden sie ihre buschichten Locken ab, und käm-
men sie so schlicht nieder als möglich.

Wir sahen am Seegestade eine Anzahl solcher
Papuaner sehr geschäftig, große Stücke von Korall-
felsen auf einen Haufen zusammentragen. Wir er-
kundigten uns, zu welchem Zweck sie solche sammel-
ten, und erfuhren von ihnen, daß ein sehr guter
Kalk daraus gebrannt wird, den die Eingebornen
mit Oel vermischen und den Boden ihrer Fahr-
zeuge damit bestreichen. Er vertritt bei ihnen die
Stelle des Theers, wird aber auch zu gewöhnlichem
Gemäuer gebraucht.

Der widrige Wind, von welchem wir an die
Küste von Dschilolo getrieben worden waren, legte
sich nach einigen Tagen, und erlaubte uns, unsere
Fahrt nach der Nordküste von Borneo fortzusetzen.
Wir bestiegen das Schiff und langten glücklich auf
der Rhede von Sulu an. Es liegt diese ansehnli-
che Insel zwischen Magindanao und Borneo,
und wird von einem Sultan beherrscht, der ein
Freund der Britten ist. Wir trafen einen englischen
Residenten in der Residenzstadt Bowang an, von
welchem wir freundlich aufgenommen wurden. Er
stellte uns dem Sultan vor, dem seine Prinzen, sein
Admiral, sein General und viele andere Officiere

und vornehme Staatsdiener zur Seite standen. Abends hatten wir auch das Vergnügen die Prinzessinnen Fatime und Dijamina in Begleitung mehrerer anderer Damen ausreiten zu sehen. Sie waren sehr schön gewachsen und saßen gut zu Pferd. Sie trugen eine Art Westen von feinem Nesseltuch, die dicht am Leibe anlagen; ihr Hals und der obere Theil der Brust war blos. Von der Weste an fiel ein weiter Rock herab, der mit einem gestickten Gürtel in der Mitte des Leibes festgeschnallt war. Am Gürtel hing eine große goldene Spange mit Edelsteinen besetzt. Dieser weite Rock ging bis auf die Mitte des Beines, und die Beinkleider von feinem Nesseltuch reichten bis an die Knöchel. Ihr Haar war oben auf dem Kopf in einen breiten Zopf gebunden. Sie ritten wie Mannspersonen mit kurzen Steigbügeln in einem scharfen Trabe auf einer langen sandigen Straße hin und her. Wenn die Pferde in einen Galopp verfallen wollten, so hielten sie sie an und nöthigten sie, einen leichten und schnellen Trab zu laufen. Wir hörten, daß alle Damen auf dieser Insel sehr gerne reiten.

Der Resident bewirthete uns aufs beste mit den herrlichsten Erfrischungen, besonders trefflichen

Orangen, die den chinesischen nichts nachgaben, auch mit sehr gutem Rindfleisch und Geflügel.

Wir versahen uns mit einem Vorrath frischen Wassers, der in jenen heißen Gegenden nicht oft genug erneuert werden kann, und lichteten hierauf den Anker.

Wir erreichten glücklich die Insel Balambangan an der Nordküste von Borneo. Sie gehörte ehemals dem Sultan von Sulu, von dem sie an die Engländer mit einem ansehnlichen Strich Landes auf Borneo abgetreten wurde. Borneo, nach Neu-Holland die größte Insel in der Welt, hat nämlich mehrere auch ausländische Regenten, worunter der Sultan von Sulu gehört. Der mächtigste unter ihnen ist aber der Sultan von Borneo. Es haben auch die Holländer Besitzungen auf der Südseite, wo der Sultan von Bantam herrscht.

Ich ließ mich mit mehreren Freunden einige Tage nach unserer Ankunft auf Balambangan nach Borneo übersetzen. Wir fanden auf der Nordküste Wälder mit dem schönsten Bauholz; auf den Triften weidete Hornvieh und in den Wäldern ganze Heerden Rehe und wilde Schweine ohne Furcht vor Tigern wie auf Sumatra; auf den Bäumen spielten mancherlei Arten von Affen. Das

Land trägt alle tropische Früchte, als Kokosnüsse, Pisang, Sago und dergleichen, auch Pfeffer, Ingwer, Zimmet. Man findet auf Borneo Gold, Diamanten, Perlen, unter die nützlichsten Bäume gehört auch der Kampferbaum.

Franz. Von dem uns Oheim Robinson vermuthlich etwas zu erzählen haben wird. Ich muß gestehen, daß ich nicht recht weiß was der Kampfer ist. Ich halte ihn für eine Art von Gummi.

Robinson. Du hast nicht ganz unrecht. Der beste Kampfer sammelt sich zwischen dem Holz und der Rinde des Kampferbaums, und tröpfelt aus derselben heraus. Von der Art findet sich aber nur wenig; kaum gibt ein Baum im Ganzen zwei Loth. Wenn aber die Rinde geritzt wird, dann fließt der Kampfer reichlicher. In Japan und China bereitet man ihn durch Kunst in viel größerer Menge. Man nimmt nämlich die Wurzeln und junge Aestchen von dem Baum, zerhaut sie in ganz kleine Stückchen, nicht größer als ein Glied vom Finger, und kocht sie acht und vierzig Stunden lang in einem Kessel voll Wasser. Der Kessel hat einen Hut, wie die sogenannten Blasen unserer Branntweinbrenner. Dieser Hut wird mit Stroh ausgefüttert, an welches sich der Kampfer, anstatt zu verdunsten, in

Gestalt gelber Körner anhängt. Es ist das eine Arbeit der Bauern, die ihn nur sieden, wenn eine gewisse Menge bei ihnen bestellt wird. In Europa wird er dann verfeinert, schneeweiß gemacht und in dieser neuen Gestalt wieder in Japan, China und wo er sonst gewachsen ist, theuer verkauft. In der Kunst, ihn zu läutern, sind besonders die Holländer Meister. — Wozu der Kampfer gut ist, werdet ihr vermuthlich schon wissen. Er wird nämlich sowohl äußerlich als innerlich sehr stark in der Arzeneikunst gebraucht, und dann leistet er auch treffliche Dienste bei Feuerwerken, denn er entzündet sich sehr leicht, und wenn er einmal brennt, so ist er selbst mit Wasser und Schnee kaum mehr zu löschen. Deswegen muß man bei dem Gebrauch desselben sehr vorsichtig zu Werke gehen. — Wir sahen auf Borneo viele Kampferbäume, und einige waren so dick, daß sie zwei Männer kaum umklaftern konnten. Sie gehören, ihrem Geschlechte nach, zu den Lorbeerbäumen; das Holz ist weiß und sehr fest; es wird daher auch häufig zu allerlei schönen Tischlerarbeiten gebraucht.

In dem nördlichen Theil von Borneo zeigte man uns ein hohes Gebirge Kinibalu genannt. Es wird dasselbe von den Eidahanern bewohnt,

von welchen man uns Dinge erzählte, die ich bis auf diese Stunde mich nicht überwinden kann zu glauben. Sie sind nämlich der Meinung, es finde die Gottheit ein großes Vergnügen an Menschenopfern. Ein Eidahaner, sagt man, muß wenigstens einmal in seinem Leben seine Hände mit Menschenblut beflecken. Viele thun es nur allzuoft, und die Reichen putzen ihre Häuser mit den Hirnschädeln der Ermordeten auf, um dadurch zu zeigen, wie sehr sie ihren Schöpfer und Wohlthäter ehren. Von den ärmeren sollen sich oft mehrere zusammen gesellen, um einen wohlfeilen Sklaven zu kaufen. Sie erwürgen ihn dann gemeinschaftlich um sämmtlich Theil an dem Heil seiner Ermordung zu nehmen. Dieß alles wird mir um desto schwerer zu glauben, da ich viele Eidahaner kennen lernte. Sie gleichen keiner wilden menschenfeindlichen Nation. Sie bringen, wie die andern Bewohner, ihren Reis, ihre Früchte, ihr Vieh und was sie sonst haben, an die Küste, und verhandeln es an die ankommenden Schiffe, wobei sie sich sehr umgänglich und leutselig beweisen. Es ist freilich wahr, daß der Mensch, besonders durch seine falschen Begriffe von der Gottheit, auf mancherlei Irrwege geräth, die man einem vernünftigen Wesen kaum zutrauen

sollte. Da ich aber von solchen Greueln nicht Zeuge war, so will ich sie auch nicht glauben. Ich sollte denken, so gefährliche Menschen würde kein anderes Volk unter sich dulden, und wir sahen doch viele Eidahaner in der Stadt Borneo, wo niemand sich vor ihnen fürchtete.

Diese Stadt Borneo liegt an den Ufern eines großen Flusses gleiches Namens, ungefähr drei Stund weit landeinwärts. Die Häuser sind auf beiden Seiten des Stromes auf Pfählen erbaut und man steigt auf Treppen und Leitern hinein. Wegen des morastigen Bodens gehen keine Landwege von einem Hause zum andern, sondern die Verbindung wird durch Boote unterhalten. Statt der Straßen hat man also Kanäle. Selbst die Märkte hält man auf dem Wasser. Stellt euch nun eine ganze Flotte von Fahrzeugen vor, alle mit Fischen, Geflügel, Gartengewächsen beladen, und einige hundert Boote mit Käufern, die von einem Schiff zu dem andern rudern: so habt ihr ein Bild von dem Markte zu Borneo. Es bleiben aber diese Fahrzeuge nicht an einer Stelle liegen, sondern kommen in allen Kanälen der Stadt herum. Die Bootsleute, meistens Weiber, haben Hüte von Bambusrohr auf dem

Kopf, die so groß sind, daß die ganze Person wie mit einem Dach damit bedeckt ist.

Bei einem solchen Verkehr zu Wasser ereignet sich, wie ihr euch leicht denken könnt, öfters Unglück, denn gar manches Mädchen, das schöne Waare nach Haus bringen will, und bei der Auswahl sich zu sehr über das Boot hinaus legt, plumpt in das Wasser. Oft schlagen auch ganze Kähne mit Menschen um und leeren alles, was sie enthalten, in den Fluß aus. Dieß ist nun ein gefährlicher Fall, denn unter dem Wasser lauern bisweilen einige Dutzend hungrige Alligatoren (wie ihr schon wißt, eine Art Krokodille) die aus ihrem Hinterhalt auf die Verunglückten hervorschießen, und ihren Raub sogleich in Empfang nehmen und verschlingen. Man kann daher solchen Menschen nicht schnell genug zu Hülfe eilen. In der Nacht werden diese gefährlichen Thiere noch kühner. Sie postiren sich dann unter die Häuser und fangen alles auf, was in den Strom fällt.

Wir trafen zu Borneo eine Menge Chineser an, denn der Handel zwischen China und Borneo ist bedeutend, und beständig sieht man einige Junken (so nennt man die chinesischen Schiffe) dort vor Anker liegen. Die Chineser bauten auch zur

Zeit meines Aufenthalts in der Stadt ein ganz neues Schiff, das sie mit Waaren aus Borneo beladen und in ihr Vaterland führen wollten. Viele haben sich auch auf Borneo häuslich niedergelassen und beschäftigen sich mit dem Pfefferbau: denn unser gemeiner schwarzer Pfeffer kommt aus Borneo, Sumatra, Java und überhaupt aus Ostindien. Es ist ein Rankengewächs, das an Stangen und Bäumen hinauf läuft wie unsere Bohnen, oder der Hopfen, oder Epheu. Dieses Gewächs trägt traubenförmige Blüthen, die sich in zwanzig bis fünfzig Beeren verwandeln, welche die eigentlichen Pfefferkörner sind. Sie werden so groß als Erbsen; Anfangs sind sie grün, und wenn sie anfangen zu reifen, roth. Der schwarze Pfeffer kommt von unreifen Beeren, die im Trocknen zusammenrunzeln und eine schwarze Farbe annehmen. Sie sind unreif viel schärfer und hitziger als wenn man sie zeitigen läßt. Bleiben sie an dem Stock bis zu ihrer völligen Reife, so fallen sie am Ende ab, schälen sich und geben das, was man weißen Pfeffer nennt. Weisser Pfeffer wird aber auch durch Kunst gemacht. Ich sah öfters wie die Chineser eine Menge schwarzer Körner in Seewasser einweichten, sie quellen ließen, und dann die äußere schwarze Haut zwischen

den Händen abrieben. Dieser abgehäutete weiße Pfeffer ist nicht so beissend wie der schwarze, und wird daher in vielen Fällen jenem vorgezogen und theurer bezahlt.

Immer aber ist das Hauptgeschäfte der Chineser auf Borneo der Handel, besonders mit chinesischen Manufakturwaaren. Sie schlagen daher sowohl am Bord ihrer Junken als am Ufer Krambuden auf, und beweisen sich außerordentlich geschäftig. Mit Vergnügen sieht ein Europäer die Ordnung und Reinlichkeit, welche in den chinesischen Schiffen herrscht. Vieles trägt zu diesem saubern Ansehen der Umstand bei, daß sie keinen Theer gebrauchen. Sie verstreichen die Fugen der Bretter auf ihrem Verdeck und anderwärts mit einer Mischung aus Oel und Kalk, die ganz hart und dicht wird. Das ist nun viel reinlicher als das klebrige zähe Pech. Ob dieser Kitt aber auch bei stürmischem Wetter zur See dicht genug halten würde, das ist eine andere Frage. Die Wasserbehältnisse der Chineser sind bequem und sauber; ihre Küchen werden vorzüglich rein gehalten, und das Schiffsvolk ißt durchgehends auf Porzellan.

Die Mutter. Worauf ihnen aber gewiß nicht ihr Braten besser schmecken wird, als uns der

unsrige, der schon seit einer halben Viertelstunde in dem Nebenzimmer auf die Gesellschaft wartet.

Die Kinder. Auf auf! daß dem Braten die Zeit nicht lange werde.

Fünfter Abend.

Reise nach Magindanao. Robinsons Aufnahme bei dem Sultan und Raschah Mudu seinem Nachfolger. Krankheit, Tod und Beerdigung eines Prinzen. Es werden einer Prinzessin Löcher in die Ohren gestochen. Feierlichkeiten dabei. Vermählungsfest einer Tochter des Raschah Mudu. Beschäftigungen der Inselbewohner. Ihre Seeräubereien. Das Schiff lichtet die Anker und setzt seine Reise fort.

Unser Schiff war durch den gewaltigen Sturm am Vorgebirge Horn schwer beschädiget worden, es bedurfte daher einer sorgsamen Untersuchung und Ausbesserung, wenn es die lange Fahrt nach Europa aushalten sollte. Die Zeit, welche hierzu erfordert wurde, suchte ich zu einer Reise in die umliegenden Länder zu benutzen. Ich verschaffte mir Urlaub hierzu; und da eben ein Fahrzeug nach der Insel Magindanao abging, so schiffte ich mich auf

demselben ein und machte Freundschaft mit dem Kapitän, der ein sehr artiger Mann war. Der brittische Präsident hatte mir ein Schreiben an den Sultan von Magindanao nebst einem Geschenke übergeben, das ich persönlich überreichen sollte, ein Auftrag, der mir höchst angenehm war, weil er mir Gelegenheit verschaffte, den Regenten von Magindanao und seine Hofhaltung kennen zu lernen.

Wir erreichten glücklich die Insel, und fuhren einen grossen Fluß mit der Fluth hinauf. Unser Schiffskapitän hatte Geschäfte mit Raschah Mudu, dem Nachfolger des Sultans. Das Fort, welches dieser Fürst bewohnte, lag auf der einen Seite des Melampystroms, und das Fort des Sultans auf der andern. Wir fuhren vor dem Pallast des Sultans vorbei und begrüßten ihn mit fünf Kanonenschüssen, die mit eben so viel Schüssen von dem Kastell aus beantwortet wurden. Mit einer gleichen Anzahl Kanonenschüssen wurde von uns das Fort Koto Jatang begrüßt, welches Raschah Mudu bewohnte.

Wir legten unser Fahrzeug dicht am Lande an, und wurden beim Aussteigen von einem Schwager des Prinzen bewillkommt. Er führte uns nach dem Pallast und stellte uns dem Raschah Mudu vor, der

bei unserm Eintritt mit seinem Vater und andern Prinzen auf europäischen Stühlen saß. Sie empfingen uns sehr artig und ließen uns bei sich niedersitzen. Raschah Mudu war ein schöner Mann von hohem Wuchs, mit feurigen Augen und einer Adlersnase. Kaum hatten wir uns bei ihm niedergelassen, so wurde gleich Schokolat aufgetragen. Wir sprachen malayisch. Nach einer kurzen Unterredung sagte ich dem Prinzen, daß ich einen Brief nebst einem Geschenk an den Sultan zu übergeben hätte, und bat ihn, mir Gelegenheit zu verschaffen, mich meines Auftrags zu entledigen. Er versprach mir seinen Schwager zum Begleiter mitzugeben, und indeß der Kapitän sich über seine Geschäfte mit dem Raschah Mudu unterhielt, fuhr ich wirklich mit dem gedachten Prinzen über den Melampystrom nach dem Pallaste des Sultans.

Ich wurde gemeldet. Ungefähr eine Viertelstunde ließ man mich im Vorzimmer warten, dann wurde ich in den Audienzsaal gerufen.

Der Sultan sprach gut malayisch; er hielt es aber seiner Würde mehr gemäß, sich durch einen Dolmetscher mit mir zu unterreden. Ich übergab ihm das Schreiben und das Geschenk, und erhielt dagegen die Versicherung seines Schutzes, ich möchte

mich nun auf seiner Seite des Flusses oder auf der andern Seite bei seinem Nachfolger aufhalten.

Wir wurden auch hier mit Schokolat bewirthet, der auf einen schön gedeckten Tisch aufgesetzt wurde. Der Sultan, Raschah Mudu's Schwager und ich saßen auf Stühlen, der Dolmetscher aber auf einem Schämel. Nach einer Stunde beurlaubte ich mich wieder. Der Sultan entließ mich in Gnade und bat mich, ihn oft zu besuchen.

Die Insel Magindanao oder Mindanao wird bisweilen zu den philippinischen Inseln gerechnet. Sie ist fruchtbar an Reis, Baumwolle, Indigo, Pfeffer; sie hat auch viel Kampfer- und Zimmtbäume; der Zimmet ist aber von geringerer Güte, als auf der Insel Ceylon. Man gewinnt hiernächst auf der Insel Gold und Wachs. Magindanao hat mehrere Regenten, unter welchen der Sultan, dem ich vorgestellt worden war, der vornehmste ist. Die Spanier besitzen einen Theil der nördlichen, westlichen und nordöstlichen Küste. Unter den Einwohnern sind Harafores, Chineser und Europäer. Die herrschende Religion ist die muhamedanische.

Am folgenden Tag wurde ich mit dem Kapitän von Raschah Mudu zum Abendessen gebeten. Der

Tisch war mit ungefähr zwanzig porzellanenen kleinen Schüsseln besetzt, die Geflügel und gebratenes Ziegenfleisch enthielten, das ziemlich gut zubereitet war. Raschah Mudu saß bei uns, trank aber blos Schokolat, welcher sein gewöhnliches Abendessen ausmachte. Was wir nicht aßen, wurde uns am folgenden Morgen kalt auf das Zimmer geschickt.

Bald nach unserer Ankunft ward ein naher Verwandter des Raschah Mudu an einem bösartigen Geschwür gefährlich krank. Wir besuchten ihn und fanden ihn in dem großen Saale in einem Bette, das zur Pracht aufgeschlagen schien. Es lagen auf demselben eine Menge seidener, am Rand gestickter Polster. Der ganze Saal war voll Gesellschaft. Es saßen immer drei und vier Personen zusammen auf dem Boden um einen großen messingenen Präsentirteller, der mit Schälchen voll Confekt und mit Tassen voll Schokolat besetzt war. Viele von den Anwesenden ließen sich von einem Aufwärter am Fuß der Treppe Wasser auf die Füße gießen, wobei sie die letztern an einander rieben. Wir zogen daher ebenfalls unsere Schuhe vor der Thür aus und schlichen uns zwischen der Gesellschaft durch, wobei wir uns so tief bückten, daß wir beinahe mit der rechten Hand den Boden hätten errei-

chen können. Es war dieß Sitte. Wir setzten uns mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen nahe an den Fuß des Bettes, und erkundigten uns nach dem Befinden des Kranken. Er schien sehr schwach und fieberhaft zu seyn. Ein chinesischer Arzt war beschäftigt, einige grüne Blätter klein zu hacken, und vermischte sie darauf in einem Becken mit gewöhnlichem Kokosöhl.

So wie sich der Chineser mit seiner Arzenei dem Bette näherte, wurden die Vorhänge niedergelassen. Personen von hohem Rang haben bisweilen drei Reihen solcher Vorhänge.

In dem nämlichen Saale saß nicht weit von uns eine ältliche Frauensperson, die sehr emsig beschäftiget war, Stücke von einem großen Wachskuchen mit einem Instrumente abzuschneiden, das sie an einem Kohlenfeuer heiß machte. Diese Stücke Wachs reichte sie einer zweiten Frauensperson hin, die um jeden Schnitt ein Stück Kattun von ungefähr einer halben Elle wickelte. Darauf wurde das Wachs zwischen zweien Brettern gerollt und die daraus entstehenden kleinen Wachslichter für die Gesellschaft aufgesetzt. — Wir tranken Schokolat und empfahlen uns dann in der Stille.

Den folgenden Tag besuchten wir den Patienten wieder. Ich nahm etwas in einer Schale zubereitete Arzenei mit; allein seine Gemahlin wollte schlechterdings nicht zugeben, daß sie von ihm eingenommen würde. Mein Freund der Kapitän wurde empfindlich über ein solches Mißtrauen. Um die Prinzessin zu beschämen, trat er zu mir hin. Freund Robinson, sagte er, laß uns die Arzenei mit einander theilen, und der ganzen Gesellschaft zeigen, daß sie unschädlich ist. Er goß sich hierauf die Hälfte davon in eine Tasse, trank sie aus und gab mir das übrige. Die ganze Gesellschaft sah es und schwieg.

Nach wenigen Tagen starb der Prinz, und nun war mir es sehr lieb, daß er meinen Trank nicht genommen hatte. Ich war eben in unserm Fahrzeuge, als ich die Frauenspersonen in dem Pallast ein klägliches Geheul anstimmen hörte. Zugleich sah ich eine Schaar Boten herauskommen, die vermuthlich die Nachricht von seinem Tode verkündigen sollten. Sogleich fingen die Zimmerleute auf dem Hofe an mit verdoppeltem Eifer zu zimmern, denn schon seit vorgestern waren sie mit dem Sarge des Kranken beschäftigt, der aus dicken, stark in einander gefugten Brettern gemacht werden sollte. Der Kranke mußte jeden Schlag auf seinem Sterbebette gehört

haben. Es war das eine schöne, recht vernehmliche und wohlverständliche Erinnerung für ihn, sich auf den Tod zu bereiten.

Den folgenden Morgen wurde der Sarg fertig. Man schaffte ihn leer zum Grabe, das sich ungefähr dreihundert Schritt von der Wohnung des Verstorbenen auf einem Begräbnißplatz befand. Um Mittag wurde die Leiche, mit einem weißen Tuch bedeckt, auf dem Bette, worauf der Kranke gestorben war, nachgetragen. Es lag dieses Bett auf Bambusrohren, und die Träger waren meistens junge Leute und Verwandte des Verstorbenen. Ueber die Leiche wurden wenigstens ein Dutzend Schirme gehalten, damit die Sonnenstrahlen dem Todten nicht beschwerlich fallen möchten. Man legte ihn ins Grab und bedeckte ihn nur ganz leicht einige Zoll hoch mit Erde. Der starke Sarg ohne Boden wurde darüber gestellt, und dann noch mehr Erde ungefähr drei Fuß hoch über den Sarg geschaufelt. Man goß hierauf aus porzellanenen Gießkannen Wasser auf das Grab.

Bei der Beerdigung war ein sehr großes Gefolge, wobei aber keine Frauen zu sehen waren. In der Zeit zwischen des Prinzen Tod bis zu seinem Begräbniß wurden häufig Kanonen abgefeuert,

aber ohne Ordnung. Auch von unserm Schiff lie-
ßen sich von Zeit zu Zeit Schüsse hören.

Den Tag darauf wurde eine Art von Schuppen über dem Grabe aufgeführt, und ein loser Fußboden von Brettern darüber gelegt. Die Wittwe des Verstorbenen hielt sich ungefähr acht Tage lang auf dem Grabe auf; die weitläufigeren Verwandten machten sich aber während dem in dem Trauerhaus lustig. Sie und alle andern Gäste wurden mit Fleisch von jungen Rindern bewirthet. Man sang aber auch aus Büchern Trauerlieder zum Lobe des Verblichenen und für die Ruhe seiner Seele. Wir besuchten einmal die Wittwe unter ihrem Schuppen und wurden sehr freundlich von ihr aufgenommen. Sie ließ uns Speisen vorsetzen, und schickte uns nachher noch ein Stück Rindfleisch nach Haus.

Bald darauf waren wir Zeugen von einer fröhlicheren Feierlichkeit. Noe, die älteste Prinzessin des Sultans hatte nämlich ihr dreizehntes Jahr erreicht, und es sollten ihr nun zum erstenmal nach der Landessitte die Zähne dünne gefeilt und Löcher in die Ohren gestochen werden. Dieser Tag war ein Festtag für den ganzen Hof, und aus allen Gegenden wurden Gäste dazu eingeladen. Schon am

frühen Morgen kamen Fahrzeuge mit Fremden den Strom herauf gesteuert. Es zeichnete sich unter ihnen vorzüglich Eines aus, das aus zweien neben einander befestigten Kanoen bestand. Auf diesen Kanoen befand sich ein durch Kunst nachgeahmtes Kameel, das mit zwei Füßen in dem einen und mit zwei Füßen in dem andern stand. Das Kameel wird von den Muhamedanern auf Mindanao sehr hoch geschätzt, theils weil es einheimisch ist in dem Lande ihres Propheten, theils weil sie dergleichen Thiere selten zu sehen bekommen. In dem Körper des Kameels saß jemand, der den Hals desselben bewegte und zur Freude aller Anwesenden eine lange rothe Zunge hervorschob.

Nächstdem wurde eine Belustigung veranstaltet, die mit unsern Turnieren im Mittelalter verglichen werden kann. Ein völlig bepanzerter Kämpfer mit einem ehernen Helm, einer Lanze, einem Schild und Dolch trat auf, und sein Helm war mit einem Paradiesvogel geschmückt. In dieser Rüstung schritt er stolz einher, vor des Sultans Pallast. Mit trotzigen Blicken schien er seinen Feind zu suchen und zu entdecken, obgleich keiner vorhanden war. Er ging auf ihn los, sprang zurück, bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Zuweilen warf er seinen

Speer nieder, zog das Schwert, und fuchtelte damit in der Luft hin und her. Die Zuschauer erhoben ein lautes Beifallgeschrei. Als er sich aber in eine rechte Wuth hineingearbeitet hatte, liefen seine Freunde herbei und nöthigten ihn mit Gewalt, das Gefecht aufzugeben. Die Frauenzimmer bezeugten ihr Wohlgefallen oft eben so laut als die Mannspersonen. — Nach dem ersten Kämpfer erschien ein Knabe von zehn Jahren, der sich eben so ungebärdig stellte und am Ende in solche Wuth gerieth, daß mir ganz bange wurde. Er wehrte sich so unbändig gegen einige erwachsene Personen, die ihn wegzubringen suchten, daß ich besorgte, er möchte durch seinen heftigen Widerstand ohnmächtig hinsinken.

Auch der Sultan trat auf und zeigte seine Geschicklichkeit; doch erlaubten ihm seine Höflinge nicht, sich zu sehr anzugreifen und seine Kräfte zu erschöpfen.

Des Abends ließen kleine Knaben ihre Fertigkeit im Fechten sehen. Sie schwangen wüthend gegen einander ihre kleinen Säbel in einem Saal, und ihre Schilde klirrten dabei von messingenen Zierrathen, die daran hingen.

Während dieser Lustbarkeiten, die zehen Tage dauerten, wurden täglich eine Menge Gäste mit Confect und Chokolat bewirthet. Am eilften machte man Anstalt zu einer großen Prozession. Wir fanden uns dabei ein. In einem ansehnlichen Saal war die Sultanin sehr beschäftigt, zehn hübsche Mädchen anputzen zu lassen, die mit goldenem Schmuck ganz bedeckt waren. Sie trugen schwere goldene Armbänder, große Ohrringe und Haarnadeln ebenfalls von Gold. Ihr Haar war aufgeschlagen. Die Pantoffeln waren mit Gold gestickt und ihre Kleidung hing bis auf die Füße herab. Sie waren ohne Strümpfe. Eine jede hatte einen kleinen hölzernen mit gelber Seide überzogenen Stab in der Hand, an welchem ein rothes, seidenes Band an jedem Ende festgebunden war. Sie trugen auch eine Schärpe von gelbem Band über die Schulter. Die Sultanin erschien dabei in einer weißen Morgenkleidung; Noe aber kam während dieser Zubereitungen nicht zum Vorschein.

Die zehen Mädchen setzten sich jetzt auf einen hölzernen Wagen, der auf vier niedrigen Rädern ruhete. Er hatte einen Himmel und rund umher liefen Bänke, auf welchen sie saßen. Dieses Fuhrwerk wurde von Menschen gezogen und fing den

Zug an. Dann kam ein anderer Wagen mit zwei stattlichen Tänzerinnen, die Ringe mit Edelsteinen in der Nase und allerlei klingende Zierrathen an den Knöcheln und Fußzehen trugen.

Hierauf erschien Noe in einem Palankin oder Tragsessel, der mit einem goldenen Tuch belegt war, worauf sie saß. Er wurde von zwei Männern auf der Schulter getragen, und hinter ihr folgten eine Menge Begleiterinnen.

Der Zug ging von einem besondern Gebäude, wo er sich versammelt hatte, nach dem Pallaste des Sultans.

Als Abends das Durchstechen der Ohren geschehen war, erschien Noe vor der Gesellschaft. Sie kam an dem Arm eines Führers hinter einem Vorhang hervor, wobei ihr ihre Begleiterinnen mit langsamen Schritten folgten. Sie setzte sich dann bei der Sultanin zu Füßen eines großen Bettes nieder.

Bald darauf fiel ein Vorhang herab, der die Prinzessinnen unsern Augen entzog.

Jetzt wurden mehrere Tische hereingebracht und mit Speisen besetzt. An einen davon, der in der Mitte des Saals stand, wurde an jedes Ende ein altmodischer Stuhl gebracht. Raschah Mudu nahm

mich bei der Hand und ließ mich an dem einen Ende, den Kapitän aber an dem andern Ende niedersitzen. Er sowohl als der Sultan wünschten, daß wir uns die Mahlzeit möchten wohl schmecken lassen, wobei der Sultan versicherte, daß uns alles, was wir nicht essen würden, auf unser Schiff geschickt werden sollte.

Es standen auf dem Tisch vier und sechzig porzellanene Schüsseln, blos für uns beide. Die Aufwärter nahmen auf einmal die Deckel von zwanzig ab, und wir fanden darin Suppe, Fische, Geflügel, Fleisch auf verschiedene Art zubereitet. Sie legten uns Reis aus der mittleren Schüssel vor, steckten porzellanene Löffel in alle aufgedeckte Schüsseln und gaben jedem von uns ein englisches Messer nebst einer Gabel und reine Teller, so oft wir ihrer bedurften. Zugleich boten sie uns Pfeffer, Salz und Essig in porzellanenen Tassen an.

Während wir aßen, wurde ein zweiter Tisch auf eben dieselbe Art gedeckt, aber nicht mit so vielen Speisen besetzt. Raschah Mudu's Sohn saß allein an demselben. Von den zehn jungen Mädchen, deren ich schon gedacht habe, standen zwei auf jeder Seite des Tisches mit großen Wachslichtern in den Händen. Ein dritter Tisch wurde hinter uns für

Raschah Mudu bereitet. Es standen nur wenige Schüsseln darauf, und der Raschah saß ebenfalls allein. Alle andern waren weggegangen.

Den folgenden Tag wurden uns eine Menge kalter Speisen zugeschickt. Die Ueberbleibsel aus den kleinen Schüsseln waren in die großen zusammengeschüttet, doch so, daß Fisch zu Fisch, und Fleisch zu Fleisch gelegt war. Wieder besonders wurde das Confect geschickt.

Wir verweilten ungefähr vierzehn Tage auf dieser Insel. Der Kapitän versah sich indessen mit mancherlei Vorräthen, die er meistens mit chinesischem Kangan bezahlte. Dieser Kangan ist ein grober dünn gewebter Zeug, der zwei Spannen breit und sechs englische Ellen lang ist. Ein Bündel von fünf und zwanzig zugesiegelten Stücken gilt zehn spanische Thaler, oder ungefähr fünf und zwanzig Gulden. Unsere kleinen Bedürfnisse kauften wir mit Porzellan-Münzen, von welchen vierhundert einen spanischen Thaler galten. Sie hatten alle ein Loch in der Mitte, wodurch man sie an eine Schnur anreihen konnte.

Den Tag vor unserer Abfahrt wurden wir zu dem Vermählungsfest einer Tochter des Raschah Mudu gebeten, die einen benachbarten Prinzen zum

Gemahl bekam. Es versammelte sich an dem fest-
gesetzten Tag eine große Gesellschaft. Braut und
Bräutigam waren zugegen, und es wurde in ihrer
Gegenwart den Verwandten die Frage vorgelegt,
ob eine Verbindung statt finden sollte? Alle ant-
worteten mit ja. Und nun trat der Serif oder
Priester hervor, nahm den Bräutigam beim Dau-
men der rechten Hand, und fragte ihn, ob er die
Prinzessin zur Frau nehmen und nach Muhameds
Gesetz mit ihr leben wolle? Diese Frage wurde
mit einem Kopfnicken bejahet. Darauf setzte sich der
Bräutigam am Ende des Saals bei seiner Braut
nieder, und ihre Gespielinnen machten ihm Platz.
Die Braut aber, der er nicht sonderlich zu gefallen
schien, kehrte sich von ihm weg, ob er ihr gleich
beständig nachrückte. Die Gesellschaft lachte darüber
und suchte die Prinzessin durch Scherz und Fröh-
lichkeit zu erheitern, aber die Verlobte sah den gan-
zen Abend mißvergnügt aus.

Ich besuchte während meines Aufenthalts auf
Magindanao nicht nur die Palläste des Sultans
und des Raschah, sondern auch die Häuser der Ein-
wohner. Die Frauen fand ich beschäftiget mit man-
cherlei häuslichen Arbeiten; die Männer mit dem
Feldbau und allerlei Gewerben, auch Künsten, in de-

ven sie es aber nicht weit gebracht hatten. Einige Goldarbeiter, die ich unter ihnen antraf, arbeiteten nicht viel feiner als unsere Nagelschmidte; sie verfertigten Knöpfe und mancherlei Ohrengehänge. Viel geschickter schienen mir die Magindaner in der Schiffbaukunst; ihre Fahrzeuge sind zwar nicht groß, aber sehr dicht gebaut. Sie kreutzen damit auf der offenen See, besonders gegen die Spanier und treiben stark die Seeräuberei. Sie verfertigen sich auch selbst ihr Pulver, das sie in einem hölzernen Mörser stoßen, und machen Gebrauch davon wider ihre Feinde. Kleine Fahrzeuge sind nie vor ihnen sicher; oft verbinden sie sich auch und wagen Angriffe auf größere, steigen an Bord unter dem Vorwand Handel zu treiben, stoßen dann unversehens den Befehlshaber des Schiffes und seine Offiziere nieder, und überwältigen die Mannschaft, ehe sie Zeit hat, sich von ihrer Betäubung zu erholen. So führen sie gar manche schöne Prise, die ihnen keinen Tropfen Blut gekostet hat, in ihre Schlupfwinkel ein und verkaufen die Ladung. Sie wissen schon, daß die Kauffahrtheischiffe nie stark bemannt sind, theils damit sie keine großen Kosten machen, theils weil aller Raum zu dem Aufstauen (aufschichten) der Waaren benutzt wird. Selten besteht die Mann-

schaft in mehr als zwanzig bis vierzig Personen. Oft kommen solche Seeräuber aber auch sehr übel an, denn wenn sie von einer Fregatte oder einem andern Kreuzer eingeholt werden, so werden sie ohne Gnade in den Grund geschossen; oder, wenn man ihrer lebendig habhaft wird, an die Rahen (die Segelstangen) aufgeknüpft.

Bei meinen Spatziergängen auf der Insel traf ich viele Bewohner auf ihren Reisfeldern an. Sie schnitten die Aehren einzeln mit einem Messer ab, und ließen das Stroh stehen und verfaulen. Des Abends, wenn sie lange genug des Tages Last und Hitze getragen hatten, badeten sie sich Truppweise in dem Flusse, und übten sich im Schwimmen. Sie sind im Ganzen mager, aber hübsch gewachsen. Die Männer tragen keinen Bart, sondern rupfen sich alle Härchen mit einer Zange sorgsam aus. Sehr große Stärke besitzen sie nicht; wenn es aber die Noth erfordert, können sie ihre Kräfte beträchtlich anstrengen.

Wir beurlaubten uns nunmehr bei dem Sultan und dem Raschah Mudu, die dem Kapitän noch ein Geschenk an Vieh und Geflügel machten.

Hierauf segelten wir Strom abwärts in die offene See, und steuerten, zwischen den philippinischen Inseln hin, der Stadt Macao in China zu.

Sechster Abend.

Die Philippinischen Inseln. Landung auf der Insel Manila. Die Stadt Manila. Feuerspeiende Berge. Heiße Mineralquellen. Leuchtende Würmer. Abfahrt nach Macao. Erzählung von der Insel Celebes. Buggesen und Makassaren. Muth und Biederkeit der Buggesen. Schilderung der Makassaren. Ihr Luxus im Anzug, ihr gesellschaftliches Leben und ihre Bildung. Verehrung der Krokodille im Innern der Insel. Schöne Anlage der Stadt Makassar.

Ob ich mir gleich vorgenommen hatte, nur die Insel Magindanao zu besuchen, so war mir es doch unmöglich, eine so schöne Gelegenheit, die Küsten von China zu sehen, unbenutzt vorübergehen zu lassen. Ich nahm daher das Erbieten meines Freundes, des Kapitäns, mich unentgeldlich mitzunehmen, mit Freuden an. Zugleich mit mir schiffte sich ein Holländer ein, der aus der Insel Celebes gekommen

war und sich eine Zeit lang auf Magindanao aufgehalten hatte.

Die philippinischen Inseln, zwischen welchen wir hinsteuerten, liegen nördlich von Magindanao, wie ihr es auf jeder Karte von Asien sehen könnt. Es sind derselben weit über tausend; die größten und vornehmsten aber sind Manila, (auch Luson genannt) Panay und Mathan. Sie werden sämtlich zu den spanischen Besitzungen gerechnet. Ihre Haupt-Niederlassung haben die Spanier auf Manila. Sie ziehen aus diesen Inseln keinen geringen Gewinn, denn man baut auf denselben Reis, Sago, Kakao, Tabak, Ingwer, Pfeffer, Oliven. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Kaffee gedeihen hier ohne alle Pflege. Es wird überdem viel Ebenholz, Kampfer, Gummi, Wachs, Blei, Eisen, Kupfer, Schwefel, Salpeter, Ambra auch Gold ausgeführt, das vorzüglich in dem Bett der Flüsse gefunden wird.

Auf manchen philippinischen Inseln, wie z. B. Panay, benützen auch die Einwohner recht gut durch ihren Fleiß den Reichthum des Landes. Sie verfertigen nämlich aus ihrer Baumwolle Schnupftücher und Zeuge, wovon sie einen Theil für sich behalten und die andern verkaufen. Die Ureinwoh-

ner dieser Inseln sind schwarzgelb, groß und wohl gebaut. Das Hauptkleidungsstück der Mannsperso-nen ist ein kurzes Hemd, das aus den Fasern einer Art von Bananasbäumen verfertiget wird. Sie tragen es über sehr weiten Unterhosen. Ihr größ-ter Putz besteht in rothen, gestickten, ungemein fei-nen Schnupftüchern, die sie um den Kopf, um den Hals, auch wohl in der Hand tragen. Die Frauen haben einige Kleidungsstücke mehr, besonders farbi-ge Zeuge. Die Haare salben sie sorgfältig mit Ko-kosöhl, flechten sie und winden sie wie unsere deut-schen Schönen am Wirbel in einen Knoten oder Ring, welcher mit einer goldenen oder silbernen Haarnadel festgesteckt wird. An den Füßen tragen Weiber und Mädchen gestickte Pantoffeln, welche so klein sind, daß sie nur die Fußspitze bedecken.

Die Hauptnahrung der Einwohner sind Reis und Fische. Doch fehlt es auch nicht an Rind-fleisch, Ziegenfleisch, Wildpret; denn in ihren Waldungen hausen viele Büffel, Hirsche und wilde Schweine. Ziegen, Kühe nnd Pferde sind aber nicht einheimisch auf den Philippinen, sondern wur-den erst von den Spaniern hingebracht; haben sich aber ungemein vermehrt, und sich recht gut an das Klima gewöhnt.

Werft einen Blick auf die Karte; ihr werdet finden, daß die Philippinen zwischen der Linie und dem nördlichen Wendekreis liegen. Zweimal im Jahr steht also ihren Bewohnern die Sonne senkrecht über dem Kopf. Ihr könnt daher leicht denken, daß es da im Sommer nicht wenig heiß ist. Der Himmel ist zum Glück um jene Zeit gemeiniglich mit dickem Gewölke überzogen, aus welchem beinahe unaufhörlich Regengüsse herabstürzen, wodurch das Land so überschwemmt wird, daß man auf Kähnen von einem Orte zum andern fahren muß. Die Einwohner bauen deswegen auch ihre Häuser auf hölzerne Pfeiler, acht bis zehn Fuß hoch über dem Boden, und steigen vermittelst kleiner Leitern hinein, die in der Nacht heraufgezogen werden, zur Sicherheit gegen Diebe und nächtliche Ueberfälle. Die schwüle Sommerhitze, verbunden mit der großen Näße, macht den Aufenthalt auf den Philippinen ziemlich ungesund für die Europäer. Sie zerfließen beinahe in Schweiß und verfallen in eine Mattigkeit, die sie in ihrem Vaterland bei der größten Hitze nie empfinden. Die Eingebornen aber, die von Jugend auf es nicht anders gewohnt waren, befinden sich sehr wohl dabei, und werden alte Leute. Schnee und Eis sind auf den Philippinen gänz:

lich unbekannt; nie kann man über empfindliche Kälte klagen; desto fürchterlicher aber wüthen Stürme und Erdbeben. Der Wind entwurzelt öfters die größten Bäume, und die Erderschütterungen lassen kein Haus stehen. Zur Zeit da es nicht regnet, fällt Thau in solcher Menge, daß man ihn wie Regen von den Bäumen schütteln kann. Das Laub ist daher immer grün, und Jahr aus Jahr ein sieht man Blüthe; ehe die alten Blätter abfallen, sind die neuen schon vorhanden. Auch tragen die Orangen- und Citronenbäume zweimal im Jahr.

Das Innere der Insel Manila ist voll waldiger Gebirge, in welchen ein Negervolk hauset, das von den Spaniern nie hat zur Unterwürfigkeit gebracht werden können, weil es von einem Schlupfwinkel zum andern flüchtet, und so strenge über seine Freiheit hält, daß es selbst mit den Schwarzen auf andern Bergen keine Gemeinschaft haben will. Es sind diese Neger ein wildes grausames Volk, das keinen Ackerbau treibt, und nur von der Jagd, Wurzelgewächsen und Früchten lebt. Einige haben krauses Wollenhaar, wie die afrikanischen Schwarzen; andere lange Haare, wie wir. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, eine kurze Lanze, ein Krid oder Dolch und ein Schild. Sie vergiften ihre

Pfeile und Dolche, und machen damit unheilbare Wunden. Man glaubt, daß diese Neger die eigentlichen Urbewohner der Philippinen waren, und sich nach und nach von Malaleyen (Bewohnern der Halbinsel Malacca), Macassaren (einem Volk auf Celebes) und den Bewohnern anderer Inseln von den Küsten haben verdrängen lassen.

Wir liefen in Cavite', den Hafen der Stadt Manila, auf der Insel dieses Namens, ein, denn dieser Platz steht allen fremden Schiffen offen, und wird besonders von Britten, die aus Bengalen viele Baumwollenzeuge einführen, stark besucht. Das Städtchen Cavite' ist nur klein, desto ansehnlicher aber ist Manila, das in einer anmuthigen Gegend an der Mündung eines schiffbaren Flusses liegt. Es hat diese Stadt gegen vierzig tausend Einwohner, unter welchen sich aber nicht mehr als ungefähr zwölfhundert Spanier befinden. Alle übrigen sind Indier, Chinesen und Mestizen, das heißt solche, die einen Europäer zum Vater, eine Indianerin zur Mutter haben. Es gefiel mir die Stadt Manila ungemein, denn sie hat regelmäßige Straßen und wohlgebaute Häuser, auch wird sie durch sechzehn katholische Kirchen und Klöster verschönert, worin sich über zweihundert Mönche und Pfarrer

befinden, die unter einem Erzbischof stehen. An zwei feuerspeienden Bergen, die mit einander in Verbindung sind, hat diese Stadt sehr gefährliche Nachbarn, deren beständige Bewegung ihr mit einem nahen Untergang droht.

Von dieser Stadt aus wird ein sehr starker Verkehr mit China unterhalten. In der Nähe derselben ist der Flecken Parian, ein starker Fabrikort. Er wird von arbeitsamen Armeniern, Chinesern, Malayen, Malabaren und andern bewohnt, die vielerlei Fabrikwaaren verfertigen, welche weiter verführt werden.

Wir konnten nicht lange in dieser Stadt verweilen; indeß schweiften wir doch einige Tage lang in der Gegend herum, und sahen unter andern Merkwürdigkeiten eine mineralische heiße Quelle von einer ganz besondern Eigenschaft. Ein Huhn, welches wir in dieselbe tauchten, wurde in weniger als sechs Minuten so ganz davon verzehrt, daß nichts als die Gebeine übrig blieben. Es hat dieses Wasser eine außerordentlich ätzende Kraft, beinahe wie Scheidewasser oder Vitriolöl. Niemand von uns hielt es für rathsam, seine Hände oder Kleidungsstücke damit zu benetzen.

In der letzten Nacht, die wir am Lande zubrachten, erwachte ich durch ein Gepolter, das ich im Hause hörte, und war nicht wenig erstaunt, meine Kammer, ohne daß ein Licht brannte, oder der Mond hinein schien, ganz erleuchtet zu finden. Ich sprang auf und bemühete mich, die Ursache zu entdecken. Nach einigen Suchen fand ich sie in zwei großen leuchtenden Insekten, die eine Gattung Scolopendra waren. Sie hatten siebzig Paar Füße und glichen unsern Mauerasseln. Ihr ganzer Körper ist mit einer Schleimhaut überzogen, die im Finstern Licht verbreitet wie Phosphorus. Sie halten sich gewöhnlich im Freien auf, schleichen sich aber auch bisweilen in die Häuser, und erleuchten in der Nacht sehr stark den Ort, wo sie sich befinden, und seine Umgebungen.

Mit Tages Anbruch wurde mit einem Kanonenschuß das Signal zur Abfahrt ertheilt. Wir kehrten an Bord zurück, lichteten den Anker, grüßten die Stadt mit Kanonendonner, und segelten davon.

Unsere Entfernung von der portugiesisch-chinesischen Stadt Macao betrug ungefähr hundert und dreißig Seemeilen. Eine Seemeile ist, wie ihr wissen werdet, beiläufig einer deutschen Meile gleich. Die Ueberfahrt wurde uns sehr durch die Unterhal-

tung mit dem Holländer verkürzt, der, wie ich euch schon gesagt habe, aus der Insel Celebes kam, und auf Magindanao unser Schiff bestiegen hatte. Er wußte von jener Insel, wo er lange gewesen war, viel zu erzählen.

Celebes, sagte er, ist fruchtbar an Reis und Baumwolle, auch hat es große Kokoswaldungen, und die Gebirge liefern Gold und Diamanten. Es ist die Insel so stark bevölkert, daß auf jeder Quadratmeile gegen siebenhundert Einwohner leben. Im Ganzen ist die Insel Celebes so groß, als England und Schottland zusammen genommen. Es liegt dieselbe gerade unter dem Aequator; dessen ungeachtet ist die Hitze sehr gemäßigt, weil das Land voll Berge, Hügel und Thäler auch stark mit Waldungen bewachsen ist. Durch die großen Meerbusen verbreitet sich eine kühle Seeluft über die ganze Insel.

Auf Celebes sind zwei große Reiche, im östlichen Theil Boni, im westlichen Goa oder Makassar. Beide werden von muhameddanischen Sultanen beherrscht. Doch gibt es auch viele kleine Fürsten, und die Holländer besitzen die Hauptstadt Makassar und ein ziemlich starkes Kastell von ge-

brannten Steinen, Rotterdam genannt. Sie haben auch auf der Südseite zwei hölzerne Forte.

Ein dritter Staat von Celebes, Tuatschu genannt, wird von einem Wahlfürsten unter dem Namen Aramatua beherrscht. Ich war einst bei der Wahl eines solchen Fürsten zugegen. Die Wählenden waren die vier vornehmsten im Volk, Adeliche von der großen Flagge genannt. Als sie ihre Wahl bekannt machten, sprach der Gewählte: Der Fürst, den ihr euch wählet, ist arm; der Vornehmste der Wahlmänner antwortete aber: Wartschu ist brav, reich und mächtig gleich andern Fürsten der Insel. Er wurde hierauf ausgerufen, und das ganze Volk huldigte ihm.

Unter den Bewohnern von Celebes unterscheidet man vorzüglich die Buggesen, oder Bonier, die Badschas und die Makassaren. Die Buggesen sind ein tapferes und thätiges Volk, das ausgebreitete Schifffahrt und einen starken Handel treibt. Sie sind stolz und muthig und lassen sich daher nicht leicht von den Europäern übel begegnen. Eine Menge Beispiele beweisen dieß, wovon ich aber nur einige anführen will. Auf der Insel Coadore, im chinesischen Meer, war im vorigen Jahrhundert eine englische Niederlassung angelegt, und

viele Buggesen, die in brittische Dienste getreten waren, befanden sich bei der Besatzung. Als sie ihre Zeit ausgedient hatten, verlangten sie ihren Abschied; der englische Kommandant verweigerte ihnen aber denselben, und wollte sie mit Gewalt zurückbehalten. Ueber diese Ungerechtigkeit wurden sie so aufgebracht, daß sie über die Europäer herfielen und sie so tapfer schlugen, daß die meisten ihrer Feinde auf dem Platze blieben, und nur wenige sich in einem Boote retten konnten.

Als der französische Admiral d'Estaing den Engländern ihre Niederlassung Benkulen auf Sumatra wegnahm, kamen einige buggesische Fahrzeuge, um mit den Malaiern auf Sumatra zu handeln. Der Admiral fürchtete einen Aufstand dieser Buggesen, weil er einen Anführer ihrer Nation, der in englischen Diensten gestanden wär, im Fort Marlborough gefangen gehalten hatte. Der Admiral ließ einige von ihnen in das Fort bitten und das Thor zumachen, als sie hineingekommen waren. Vielleicht hatte man nur die Absicht, das Eindringen der übrigen zu verhindern, denn es waren ihrer über dreihundert. Die Eingeschlossenen glaubten aber, man wolle eine Verrätherei an ihnen begehen; sie machten Anstalt sich zu wehren, und da man sie

entwaffnen wollte, geriethen sie in solche Wuth, daß sie, ihre geringe Anzahl vergessend, mit ihren Dolchen über die Franzosen herfielen, und viele tödteten und verwundeten, bis sie endlich von der Uebermacht überwältiget, selbst niedergestoßen wurden.

Die Buggesen sind von malaischer Herkunft und sprechen die malaische Sprache. Bekanntlich nennt man die Bewohner der Halbinsel Malacca Malaien. Sie haben sich auf allen indischen Inseln in großer Menge verbreitet, und stehen wegen ihrer Falschheit und Treulosigkeit in übelm Ruf. Unter allen malaischen Stämmen kann man aber behaupten, daß die Buggesen die ehrliebendsten sind. Sie haben in ihrem Betragen etwas freyes und edles, was alle Nationen, mit welchen sie in Handlungsverkehr stehen, gerne anerkennen. Sie hegen Achtung für fremdes Eigenthum, und lassen es unangetastet, so lange sie kein gegründetes Recht darauf zu haben glauben. Ich kann das durch meine eigene Erfahrung bewahrheiten. Ein Schiff, auf dem ich angestellt war, lag an der Insel Borneo vor Anker, in der Nähe der Stadt Passir, die größtentheils von Buggesen bewohnt wird, aber nur aus ungefähr dreihundert hölzernen Häusern besteht. Ich fuhr mit den meisten Officieren und Civilbe-

dienten nach der Stadt, um dem Sultan unsere Aufwartung zu machen. Den fünften Tag nach unserer Ankunft wurden wir alle nach Hof zu Gast gebeten, und zugleich mit uns der Anführer der Buggesen, nebst verschiedenen andern Vornehmen seiner Nation. Wir begaben uns um die bestimmte Stunde nach dem Pallast; von den Buggesen aber fand sich keiner ein. Es war eine grosse Tafel nach europäischer Art gedeckt, mit porzellanenen Tellern, Messern und Gabeln, und statt der Stühle waren Bänke für eine Menge Gäste gesetzt, die noch erwartet wurden. Der Sultan harrte lange, aber es kam kein Buggese, und selbst nicht einmal ein Bote mit einer Entschuldigung. Er schien etwas unruhig darüber, und zwar mit recht, denn es war wegen des Hafenzolls den Abend vorher ein Mißverständniß zwischen den Beamten des Sultans und den Buggesen entstanden, die sich nicht wollten in ihren Freiheiten kränken lassen. Wir setzten uns endlich zur Tafel, die sehr gut mit vielen Schüsseln Fischen und Geflügel besetzt war. Wir Christen tranken Wein, der Sultan aber und seine Malaien, denen als Muhameddanern der Wein durch ihr Gesetz verboten ist, begnügten sich mit Sorbet, einem Getränke aus Zucker, Citronen und Ambra. Während

wir so friedlich beisammen saßen, Essen und Trinken uns wohlschmecken ließen, und durchaus nichts Böses ahndeten, bereiteten die Buggesen alles zu einem Aufstand. In der Nacht wurde von ihnen das Fort des Sultans umringt und derselbe gezwungen, sich nach einem andern weit entfernten Aufenthalt zu begeben. Alles, was er besaß, ließen sie ihn ruhig mitnehmen; es wurde nicht geraubt, nicht geplündert. Der Kommandant unsers Schiffes war sehr besorgt um eine ansehnliche Menge Tuch, Eisen, Blei und andere Waaren, die er hatte an das Land setzen lassen; es blieb aber alles unangetastet, und niemand machte einen Versuch, sich etwas davon zuzueignen. So können nur Menschen mit Ehrgefühl handeln.

Wegen ihrer Rechtlichkeit, ihrer Tapferkeit, ihrer Betriebsamkeit stehen die Buggesen allenthalben in großer Achtung. Sie verstehen die Kunst, sehr dichtgebaute Fahrzeuge zu verfertigen, die sie Paduakane nennen, auch gießen sie sich selbst kleine metallene Kanonen, und machen Schießgewehre, aber ohne Flintenschlösser. Ihre andern Waffen sind Säbel, Lanze, Dolch und ein runder Schild. — Sie verfertigen eine Menge baumwollene rothgefärbte Zeuge, die sie Kambaien nennen, und eine

Art Papier aus Baumrinde, worein sie jene Zeuge wickeln. Oft färben sie dieses Papier ganz bunt, und versenden viel davon nach Manila und andern Orten.

Die Holländer auf Celebes leben selten in gutem Einverständniß mit den Buggesen. In ihren Streitigkeiten suchen sie beständig auf der Insel eine Macht gegen die andere aufzuhetzen; dadurch aber haben sie längst schon alles Zutrauen verloren. Von ihren Besitzungen auf Celebes ziehen sie keinen grossen Gewinn; aber es ist ihnen viel an der Erhaltung derselben gelegen, weil es die westliche Grenze ihrer Gewürzinseln ist. In allen Zugängen zu derselben halten sie Kreuzer, deren Pflicht es ist, den Schleichhandel zu verhüten.

Nicht weniger gebildet als die Buggesen sind die Makassaren, auf der Südseite der Insel. Wer sie für Wilde ansehen wollte, würde ihnen großes Unrecht thun. Sie sind meistens starke gut gewachsene Menschen, die fleißig arbeiten und ihre Kinder zur Arbeit anhalten. Sie müssen frühzeitig die Schule besuchen und lesen, schreiben, rechnen lernen, wie die Söhne und Töchter der Europäer. Sie kleiden sich gut, und lieben wie wir, das gesellschaftliche Leben. Unter den Vornehmen herrscht

großer Luxus. Sie tragen eine Art türkischer Kleider von Gold- oder Silberbrocat, oder Scharlach mit silbernen oder goldenen Knöpfen, gut gemachte Beinkleider und einen zierlichen Turban, oder, weil er ihnen zu warm macht, eine Mütze, nur keinen Hut, denn die Hüte sind ihnen unausstehlich. Die Frauen sind leicht, aber ebenfalls zierlich gekleidet. Ihr Hauptgewand ist ein fein musselinenes Hemd, und Beinkleider von Seide oder Gold- und Silberstoff, die ihnen bis über die Waden herabgehen, und worüber sie noch einen musselinenen Rock tragen. Von anderm Schmuck scheinen sie keine große Freundinnen zu seyn, denn er beschränkt sich auf einige goldene Ringe und eine goldene Kette, die sie um den Hals tragen. Sie halten, wie unsere europäischen Damen, Thee-, Kaffee-, Chocolat-Gesellschaften, und vertreiben sich dabei die Zeit mit Schwatzen oder Spielen. Der Unterschied der Stände in Adeliche und Unadeliche ist bei den Makassaren und Buggesen eingeführt, und der hohe Adel thut unter ihnen wenigstens eben so stolz, als bei uns Europäern.

Sie sehen hieraus, wie sehr sich diejenigen irren, welche sich die Bewohner von Celebes als Wilde vorstellen, die halb oder ganz nackt in den

Wäldern herumlaufen. Nein, sie waren schon vor der Ankunft der Europäer sehr gebildet und machten seitdem noch sehr merkliche Fortschritte in der Kultur. Die meisten Völkerschaften auf der Insel bekennen sich zur muhameddanischen Religion, manche aber auch noch zur heidnischen. Bei diesen sind die Krokodille, welche sich in ihren großen Flüssen aufhalten, ein Gegenstand der Anbetung, denn sie stehen in dem sonderbaren Wahne, es seyen die Menschen mit diesen Thieren verwandt, und die Seelen ihrer verstorbenen Freunde wanderen in den Körper der Krokodille ein. Daher feiert man auch ihnen zu Ehren jährlich ein Fest, an welchem diese theuern Verwandte mit allerlei Lebensmitteln unter Musik, Gesang und Klaggeschrei bewirthet werden. Wechselsweise wird gesungen und geweint, bis irgend ein Krokodill kommt und die Opfer in Empfang nimmt.

Die Stadt Makassar liegt an einem großen Strom auf der Westküste. Sie ist gut gebaut und hat gerade, sehr breite Strassen mit Bäumen bepflanzt. Die Häuser sind so nett gearbeitet, als ob sie aus einem Stück wären. Sie sind nicht groß, und stehen alle auf Pfählen, wie zu Manila. Die meisten scheinen aus Ebenholz und andern farbigen

Hölzern erbaut; nur die öffentlichen Gebäude sind von Stein. Allenthalben sieht man Spuren von dem Reichthum, oder doch wenigstens dem Wohlstand der Bewohner. —

Unser freundliche Reisegefährte erzählte uns noch manche andere Merkwürdigkeiten von der Insel Celebes, die ich aber übergehe, weil ich sie nicht interessant genug für euch halte, und der Abendtisch unser wartet.

Siebenter Abend.

Ankunft zu Macao. Chinesischer Orkan Taifong genannt. Macao und Canton. Ausmessung des Schiffes durch einen chinesischen Mandarin. Feierliche Bewillkommung desselben. Stolz, mit welchem die chinesischen Befehlshaber den Europäern begegnen. Macht, Größe und hohe Kultur des chinesischen Reichs. Große chinesische Grenzmauer gegen die Tartarei. Uniform und Waffen des chinesischen Militärs.

Wir gelangten nach Macao, ohne etwas von den fürchterlichen Stürmen empfunden zu haben, die in dem chinesischen Meere wüthen. Sie werden Taifong genannt. Die meisten Schiffe, welche dieser furchtbare Wind auf offener See ergreift, macht er mastlos, schleudert sie an Felsen oder auf Untiefen, oder stürzt sie um. Kaum waren wir in den Hafen eingelaufen, so stellten sich alle Vorboten desselben

ein; es stürmte einige Tage lang aus Nordosten, dann drehete sich der Wind und blies aus Norden. Die Luft wurde mit Dünsten angefüllt, die Sonne sah bei ihrem Auf- und Untergang ganz schwarzroth aus, und theilte einigen hohen Wolken, sogar dem Monde, eben dieselbe furchtbare Farbe mit. Schwache Blitze folgten in der Nacht schnell auf einander, und die Luft war dumpfig, schwühl und drückend. Der Bootsmann, welcher uns in den Hafen geführt hatte, hielt die Hand in das Wasser, und beurtheilte nach der Wärme desselben die Annäherung des Sturms und seine Stärke. Am dritten Tag verwandelten sich die Dünste in einen fliegenden Nebel, und nun brach der Orkan los. Er fing mit großer Heftigkeit in Norden an, und nahm zu, bei jedem Strich, den er weiter westwärts ging, bis er endlich aus Westen in seiner vollen furchtbaren Macht stürmte. Er ging dann weiter nach Süden, und nahm nun in eben demselben Verhältniß wieder ab. Je heftiger er wüthet, desto kürzer ist seine Dauer. Die Wellen heben sich in dieser Zeit nur wenig oder nicht; wenn aber der Wind vorüber ist, so schlagen sie gegen einander Kreuz und Quer, und spielen ein höchst gefährliches Spiel mit den Schiffen.

In dem Hafen von Macao lagen wir ziemlich sicher; doch wurde durch manchen Windstoß unser Schiff auf seinen Ankern hin und her gerissen, so, daß denen, die darauf zurück blieben, nicht ganz wohl zu Muthe war. Es wird der Ankerplatz nicht durch die See, sondern durch einen großen Fluß gebildet, den man eine Strecke hinauf fahren muß, ehe man in den Hafen gelangt. Wir trafen da ein schwedisches, ein dänisches, vier englische, vier holländische und noch zwei andere Schiffe an. Wir grüßten sie sämmtlich mit sechzehn Kanonenschüssen und der Gruß wurde von ihnen erwiedert.

Die Stadt Macao gehört den Portugiesen, aber unter chinesischer Oberherrschaft. Es befindet sich daher in derselben sowohl ein chinesischer, als ein portugiesischer Kommandant. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel an der Mündung des Tigerflusses am Meerbusen von Canton. Es ist der Ort ziemlich groß und auf einen Felsen erbaut. Er enthält ungefähr 20,000 Einwohner. Die Häuser sind von Stein und auf europäische Art gebaut, aber nicht sonderlich schön; die Straßen sind sehr enge und unregelmäßig. Alle Herren, die zu den verschiedenen europäischen Factoreyen gehören, haben

hier ihre eigenen Wohnhäuser, denn in Canton, welches der einzige chinesische Hafen ist, wo den europäischen Schiffen der Handel erlaubt wird, dürfen sie sich nicht längere Zeit aufhalten, als zur Einnehmung ihrer Schiffsladung erforderlich ist. So bald sie ihre Ladung haben, müssen sie wieder fort. Sie dürfen während ihres Aufenthalts nicht einmal in die Thore der Stadt Canton, sondern müssen in den Vorstädten bleiben. Die Europäer werden überhaupt in dem ganzen chinesischen Reich nicht mehr geduldet, weil ehedem durch ihre Schuld Unruhen im Innern und mancherlei Mißhelligkeiten entstanden sind. Viele Jesuiten und andere katholische Geistliche, welche die Landessprache erlernt haben, treiben sich aber doch noch in chinesischer Kleidung unter dem Volk umher, und predigen unter ihm das Christenthum. Vor fünf und zwanzig Jahren wurde auch den Engländern erlaubt, eine Gesandtschaft an dem chinesischen Kaiser zu senden, die das ganze Land durchreisete, und mit großen Ehrensbezeugungen aufgenommen wurde; sie richtete aber beinahe gar nichts aus, und konnte nicht erwirken, daß ihre Schiffe und Kaufleute weiter durften als vorher. Drei Meilen von der Stadt Canton müssen sie ihre Fahrzeuge bei der kleinen Insel

Wampo ausladen, und sich allerlei Plackereien gefallen lassen.

Auch unser Schiff erfuhr genug. Kaum war es von Macao aus in Wampo angelangt, so fanden sich zwei chinesische Soldaten zur Bewachung desselben ein. Ihre Pflicht ist, zu verhüten, daß Waaren von einem Schiffe zum andern geführt werden, auch sollen sie den Pöbel in Ordnung halten, der in ungeheurer Menge in kleinen Fahrzeugen umherschwärmt, und sich mit Fischen, Wäschewaschen, Hin- und Herfahren der Güter und Menschen, mit Betteln und Stehlen zu nähren sucht. Zu dem Ende sind auch vier Galeeren im Hafen auf Station, die mit einigen trägen Soldaten besetzt sind, deren Armatur in langen Büchsen, mit Luntenschlössern, Piken und großen Gabeln besteht.

Unser erstes Geschäft nach unserer Ankunft war, das Schiff abzutakeln, auszuladen, zu reinigen, zu kalfatern, Tauwerk, Segel, kurz alles was beschädigt war, auszubessern, und sowohl am Bord, als in den Strandgebäuden alles zur Heimreise wieder vorzubereiten. Es lagen damals noch mehr als dreißig Schiffe neben uns vor Anker, in welchen man eben so geschäftig war; ihr könnt euch also

leicht denken, was für Lärm in einem so kleinen Bezirk herrschte.

Bald nachher wurde uns angezeigt, daß der Hoppo oder Ober-Inspector über das Zollwesen kommen und das Schiff ausmessen lassen würde, denn nach der Größe des Fahrzeugs werden die Hafengelder berechnet. An dem festgesetzten Tag erschien er wirklich. Er fuhr von Canton herab in einer großen Staats-Sampane (eine Art chinesischer Schiffe). Es wehete über derselben eine gelbe mit schwarzen Buchstaben beschriebene Flagge, und hinter ihr folgten noch einige kleine Sampanen, mit schlechten Musikanten, Schreibern, Ausmessern und dergleichen Leuten. Außer einer Menge Bediente und Knechte hatte der Hoppo auch noch einen Soldaten bei sich, welcher einen gelbdamastenen Staatssonnenschirm trug, ferner einen andern mit einem großen Fächer, dann vier Profosen oder Büttel. An einer solchen Begleitung sind die mehresten Mandarine zu erkennen.

Julchen. Was ist denn ein Mandarin?

Robinson. Man versteht unter Mandarinen die kaiserlichen Befehlshaber, sowohl bei dem Heer als im Civilstand. So wie es bei uns Officiere und Beamte von sehr verschiedenem Range gibt, so fin-

det man auch in China hohe und niedere Mandarine. Sie unterscheiden sich von andern Personen durch Hüte mit rothen Federbüschen, die aussehen wie ein dichtgeflochtener Vogelbauer. Bisweilen hangen auch Adlerfedern herab. Sie haben immer Leute mit Säbeln, Ketten, Peitschen, Karbatschen, Stäben von Bambusrohr und anderen dergleichen Executionswerkzeugen bei sich.

Ein solcher Mandarin war nun auch der Hoppo, der unser Schiff untersuchen sollte. So wie er vor den Zollhäusern und Galeeren vorbeifuhr, wurde er mit Schlagen auf ein hangendes Metallbecken oder eine Art Glocke begrüßt, Gunggung genannt. Die Boote von unserm Schiff mußten ihm unter Aufsteckung ihrer Nationalflaggen bis an das nächste Zollhaus entgegen rudern, das Schiff aber begrüßte ihn mit einigen Kanonenschüssen, die ihn so andonnerten, daß er sich ganz erschrocken mit beiden Händen die Ohren zuhielt. Auf einer Leiter, die er selbst bei sich führte, stieg er jetzt das Schiff herauf, wo ihn der Kapitän bewillkommte. Es wurde dabei aus allen Kräften auf einen Gunggung geschlagen, und die Profosen nebst dem andern Troß schrieen aus vollem Halse dazu. Auf dem Verdeck war für den Hoppo ein kleiner Tisch mit einer

röthen goldverbrämten Decke, und ein eben so bezogener Stuhl in Bereitschaft gestellt, worauf er sich setzte.

Der Hoppo machte mit uns sehr wenig Komplimente; kaum würdigte er uns anzusehen und durch Dolmetscher mit uns zu reden. Sagte er ein paar Worte, so geschah es mit abgewandtem Gesicht, und ohne die Tabackspfeife, mit welcher er an Bord gekommen war, einen Augenblick aus dem Munde zu nehmen. Die Mandarine begegnen ihren Untergebenen mit vielem Stolz und halten es nicht für nöthig, gegen Fremde höflicher zu seyn. Sie achten sie alle für viel geringer, sich selbst aber für die erste Nation der Welt.

Es wurde nur von vier Ausmessern die Länge des Schiffes von dem vordersten bis zum hintersten Mast mit einer Schnur gemessen, und das Maas ausgerufen. Einige Schreiber schrieben es in ein Buch ein, und ließen hierauf auch die Breite des Schiffes messen, die sie ebenfalls in ihr Buch eintrugen. Es wurde sodann die Breite mit der Länge multiplicirt und uns hiernach unsere Rechnung gemacht, die über fünftausend Piaster oder 12,500 Gulden machte. Und dieß war nur allein das Hafengeld, wobei die Ein- und Ausgangszölle nicht

gerechnet waren. Solche ungeheure Summen erheben die Chineser von den europäischen Schiffen!

Zur Erkenntlichkeit für die Säcke Geld, die wir an ihn bezahlen mußten, und für die ehrenvolle Aufnahme, die ihm wiederfahren war, beschenkte uns der Hoppo mit zwei Ochsen, einigen Säcken Waitzenmehl und fünf oder sechs Kannen elenden Branntwein Samsu genannt. Dieß war alles, was wir für unsere Piaster erhielten; das übrige mußten wir aus dem Einkauf und Verkauf der Waaren schlagen.

Franz. Aber mein Gott, warum lassen sich denn die Europäer das alles gefallen, warum schikken sie nicht eine Flotte mit einigen tausend Mann Soldaten, und erobern ganz China, wie sie Mexico und Peru erobert haben?

Robinson. O lieber Franz, die Chineser sind nicht, was die Mexicaner waren; sie sind eine mächtige, zahlreiche, im Krieg und in allen Künsten geübte Nation, der es an keinem Vertheidigungsmittel fehlt. Sie haben Festungen, Kanonen, Flinten, Säbel, Pferde, Wagen und stehende Heere, wie wir. China ist wenigstens so groß als Deutschland, Frankreich, Spanien und Portugal zusammen genommen, und dabei ganz unglaublich bevölkert.

Es enthält weit über hundert Millionen Einwohner, und der Kaiser von China ist der mächtigste und reichste Monarch auf dem ganzen Erdboden, den Kaiser von Rußland nicht ausgenommen. Du glaubst man könne China mit einer Armee von einigen tausend Mann erobern? Aber eine einzige chinesische Provinz könnte ihr mehr als sechzig tausend gut geübte Soldaten entgegen stellen, und das chinesische Reich besteht aus funfzehn solchen Provinzen, die zusammen über neunhundert tausend Mann Truppen auf den Beinen haben. Man kann sie als funfzehn bedeutende Königreiche ansehen, jedes grösser als das Königreich Bayern. Und diese Provinzen sind nicht etwa mit Wilden bevölkert, sondern mit den betriebsamsten und thätigsten Menschen, die es durch eigenes Nachdenken in allen Gewerben, Künsten und Wissenschaften, in dem Ackerbau und Handel so weit gebracht haben, als wir. Sie wissen alles, was wir Europäer wissen, nur nicht so gut, sie wußten es sogar schon viel früher, und haben also nichts von uns gelernt. Auf unsere wichtigsten Erfindungen, wie z. B. die Buchdruckerkunst und das Pulver, sind sie von selbst verfallen. Man findet in China ungeheure sehr gut gebaute Städte, mit ansehnlichen Pallästen, Tempeln, großen und künst-

lichen Brücken, schiffbare Flüsse mit einer großen Menge Fahrzeuge bedeckt, ausgemauerte Kanäle, die mehr als hundert deutsche Meilen lang sind, schöne Heerstraßen mit Bäumen bepflanzt, und rechts und links die lachendsten Fluren durch eine Menge Gärten, Flecken, Dörfer, Lusthäuser verschönert. Kein Zoll breit Land bleibt in China unbenutzt. In den nördlichen Provinzen baut man das schönste europäische Getreide und alle unsere Obstarten, als Aepfel, Birnen, Pflaumen, Pfirschen, Abrikosen; in den südlichen köstliche Orangen oder Apelsinen (chinesische Aepfel), Citronen, Weintrauben und statt Waizen und Korn eine große Menge Reis, auch Taback. An den Flüssen sind Korn- und Reismühlen erbaut, die ganz wie die unsrigen eingerichtet und ebenfalls eine Erfindung der Chineser sind. Ganz China gleicht einem großen üppigen Garten; mit wenigen Ausnahmen ist allenthalben der Boden von außerordentlicher Fruchtbarkeit, und kein Volk auf Erden benutzt diese natürlichen Vorzüge besser, als die Chinesen. Der einzige Fehler dieser Nation ist ein übertriebener Stolz, der sie abhält, von andern Völkern etwas lernen zu wollen, ob sie gleich einsehen müssen, daß viele es in manchen Dingen viel weiter gebracht haben als sie.

Sie verbessern auch ihre eigenen Erfindungen nicht, und deswegen ist unter ihnen beinahe noch alles, wie es vor einigen tausend Jahren war.

Siehe, lieber Franz, ein so zahlreiches Volk, das auf einer so hohen Stufe der Kultur steht, und sich in allen Dingen so gut zu helfen weiß, kann nicht, wie du meinst, von Ausländern mit einem paar tausend Mann besiegt werden. Wenn wir sie mit Kanonen und Flinten angreifen wollten, so würden sie uns auch mit Flinten und Kanonen antworten, und unser kleines Häuflein würde unter ihrer Menge erdrückt werden.

Indessen wurde doch das große chinesische Reich bei aller seiner Macht vor ungefähr zwei hundert Jahren von Norden her durch die Tartaren erobert. Zur Sicherheit gegen diese gefährliche Nachbarn hatten schon vor zweitausend Jahren die alten Kaiser von China eine hohe und dicke, mehr als dreihundert deutsche Meilen lange Mauer aufführen lassen, die noch bis auf den heutigen Tag steht, und als ein wahres Wunder der Welt betrachtet werden kann. Sie läuft über Berge und Flüsse weg, und zieht sich in die tiefsten Thäler. Alle hundert Schritte weit sind Thürme und Bollwerke angebracht. Es ist unbegreiflich, wo nur die Chinesen

die Baumaterialien zu einem solchen Werk hernahmen, und wie sie sie an tausend unzugängliche Orte brachten. Diese Mauer ist so breit, daß eine Armee auf derselben marschiren und sich in Schlachtordnung aufstellen kann. Nur die zwei Außenseiten sind aber von Stein, das Innere ist mit Erde ausgeschüttet. Die Höhe beträgt fünf und zwanzig Fuß, oder zwölf Ellen. Denkt euch nun diese Mauer, wie sie sich über Gebirge zieht, wovon der höchste Berg, über den sie läuft, 5225 Fuß über der Oberfläche des benachbarten Bodens erhaben ist!

Diese ungeheure Mauer soll ungeachtet der mühsamen Arbeit, die sie erforderte, in wenigen Jahren vollendet worden seyn, was freilich nur bei einer so großen Volkmenge, wie China sie enthält, möglich war.

Durch dieses künstliche Bollwerk wurden die Tartaren viele hundert Jahre lang von den Grenzen abgehalten; am Ende fanden sie aber doch den Weg über die Mauer. Durch Bestechung und andere Mittel versicherten sie sich der festesten Plätze, und bestimmten die Anführer der Truppen sich ihnen zu ergeben. Man würde dieß alles unbegreiflich finden, wenn wir nicht zu unsern Zeiten ähnliche Beispiele von mächtigen Staaten erlebt hätten, die

durch eine einzige Schlacht unterjocht wurden. Die tartarischen Fürsten setzten sich auf den chinesischen Thron, nahmen die Sitten und Gebräuche der Chineser an, und beherrschten sie seitdem in tiefster Ruhe mit Mäßigung und Weisheit. Die Chineser haben nun nichts mehr von den Tartaren zu besorgen, denen sie jetzt angehören, und ihre große Mauer wird ihnen beinahe unnütz. Sie lassen sie deswegen auch in Verfall gerathen, und erhalten sie nur nothdürftig als eine Schutzwehr gegen Räuberbanden und die zahlreichen wilden Thiere, die in den mongolischen Wüsten herum irren. Indessen wird doch das große Thor, welches durch dieselbe in die Tartarei führt, auch viele Festungswerke noch von zahlreichen Abtheilungen Soldaten bewacht, die in Regimenter und Compagnien abgetheilt sind, wie die unsrigen, aber nicht gleichförmig bewaffnet.

Ich habe chinesische Soldaten gesehen. Ihre Uniform besteht in einem Paar großen weiten Hosen von schwarzem Nankin, die sie unten in eine Art Gamaschen stopfen. Anstatt Schuhe tragen sie baumwollene Socken, die vorne sehr breit und mit zolldicken Sohlen versehen sind. Die Hosen haben keinen Bund und hangen daher herab; damit sie aber nicht ganz fallen, sind sie mit einem Strick

hinauf gebunden, woran gemeiniglich noch ein kleiner lederner Beutel zur Aufbewahrung des Geldes hangt. Die Soldaten tragen weder Hemden noch Westen, noch Halsbinden, sondern blos einen Mantel von schwarzem Nankin mit weiten Aermeln und einem Gebräme von rothem Nankin. Um den Leib führen sie einen breiten Gürtel, von dem auf der einen Seite eine Pfeife und ein Tabacksbeutel, auf der andern ein Fächer herabhangt. Die Montur erhalten sie jährlich vom Kaiser, der ihnen auch täglich eine Portion Taback geben läßt, welcher in ganz China im größten Uebeofluß wächst.

Die chinesischen Truppen stehen bei der Parade in einzelnen Reihen, und führen eine große Menge von Fahnen, meistens von grüner Seide und roth eingefaßt mit eingestickten goldenen Buchstaben. Ihre Schwerter tragen sie zwar auf der linken Seite, aber so, daß die Spitze nach vorn, und der Griff nach hinten gerichtet ist. Sie müssen daher die Hand über den Rücken wegführen, wenn sie sie aus der Scheide ziehen wollen. Sie thun das, ehe man es gewahr wird, mit großer Geschicklichkeit; und es mag ihnen dies manchmal beim Angriff gute Dienste leisten, weil ein fremder Gegner, der an

diese Art das Schwert zu zucken nicht gewohnt ist, wahrscheinlich schon verwundet seyn wird, ehe er Anstalt zur Vertheidigung macht. Unter dem linken Arm tragen manche Regimenter Bogen, und auf dem Rücken hangt ein Köcher, in welchem gewöhnlich zwölf Pfeile stecken; andere haben Musketen ohne Schlösser, die man nur mit Lunten abbrennen kann. Jedes Regiment hat einige kleine Feldstücke, die nicht länger als anderthalb Ellen sind.

Der Kopf der Soldaten ist auf dem Scheitel um die Ohren herum abgeschoren; nur am Hinterhaupt bleibt das Haar in einem kleinen Umfang stehen, und wächst so lange es kann. Es wird immer in einen Zopf geflochten, der hinab hangt und mit einem Band gebunden wird. Darüber tragen sie einen niedrigen aber sehr niedlich gemachten Strohhut, der unter dem Kinn mit einer Schnur fest gebunden wird, und mit einem Büschel rothgefärbter Kameelhaare geschmückt ist. —

So, meine Lieben, ist die Uniformirung der chinesischen Krieger beschaffen. Sie mögen mit ihren Strohhüten, ihren dünnen Rattenschwänzchen von Zöpfen und ihren schwarzen Mänteln paradiren

so lange es ihnen beliebt; wir wollen uns indessen unser Abendessen gut schmecken lassen. Morgen aber, so Gott will, fahre ich fort in meiner Geschichte, worin ich durch Franzens Frage unterbrochen worden bin.

Achter Abend.

Ungeheure Menge Fahrzeuge auf den chinesischen Flüssen. Beschreibung von Canton. Ein Chineser wird von einem Matrosen erstochen. Strafe des Mörders und seines Gehülfen. Betrügereien der Chineser. Chinesische Junken. Bambusrohr. Die Chineser essen Ungeziefer.

Ich fahre heute, wie ich es euch versprochen habe, in meiner Reisegeschichte fort.

Indeß der Kapitän mit seinem Schiffe beschäftiget war, ließ ich mich mit einigen andern Passagieren an das Land setzen, denn ich war begierig, die Stadt Canton und ihre Umgebungen näher kennen zu lernen.

Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto mehr Sampanen *) bedeckten das Wasser; sie

*) Kleine chinesische Fahrzeuge.

fuhren so dicht an einander, daß wir kaum durchkommen konnten. Zum Glück hatten sie alle gegen hinten nur ein einziges langes Ruder, das nicht so viel Raum erforderte, als wenn sie zwei Ruder auf beiden Seiten geführt hätten. Eine große Menge solcher Fahrzeuge lagen auch still, und ließen einen gassenartigen Raum zwischen einander, in welchem hundert kleine Kähne kreutzten, welche durch Ausrufen oder Schlagen auf eine kleine Trommel Holz, Wasser, Eßwaaren und mehr dergleichen Dinge feilboten. Auch auf der andern Seite der Stadt und so weit der Strand der Vorstädte reichte, lagen eben so dicht die Sampanen. Es ist daher nicht ganz unglaublich, daß bei Canton mehr Menschen auf dem Wasser leben, als in der Stadt. Viele Familien haben gar keine andere Wohnung, als ihr Boot, und auf manchem wirthschaftet mehr als eine Haushaltung. Eben so ist es bei andern volkreichen chinesischen Städten, die an dem Ufer großer schiffreicher Ströme liegen. Eine zweite Stadt findet man immer auf dem Fluß. Das milde Klima, das zu Canton und selbst in den nördlichen Provinzen von China ungleich wärmer ist, als in dem südlichen Italien, macht den beständigen Aufenthalt auf dem Wasser nicht sehr beschwerlich. Selbst die Winternächte

Robinson in China.

sollen im südlichen Theile des Reichs nicht so kalt seyn, als bei uns die Nächte im Frühling; die Chineser sind aber auch bei der geringsten Kälte so empfindlich, daß sie Pelze tragen wie wir, und selbst in dem warmen Canton werden eine Menge Leoparden=, Fuchs=, Bären= und Schaffelle zu Kleidungen verkauft, die alle sehr gut gegerbt sind.

In den Vorstädten von Canton fanden wir eine außerordentliche Menge Kaufmannsbuden. Die meisten Häuser haben nach der Gasse entweder einen Laden, oder Werkstätte. In mancher Straße wohnen lauter Schuster, oder Schneider, oder Porzellanhändler, weswegen sie auch die Schuster=, die Schneider=, die Porzellangasse heißen. An der Thür jeder Bude steht ein vier bis fünf Ellen langes weißes Brett, worauf mit rothen Buchstaben der Name des Bewohners geschrieben ist.

Die Stadt Canton selbst ist mit hohen alten Mauern von gehauenen Steinen umgeben, die mit eisernen Kanonen besetzt sind. Kein Fremder, wie ich euch schon gesagt habe, darf die Stadt betreten, wenn er nicht von dem Kommandanten ausdrücklich berufen wird. Die Neugier verleitete mich einmal mich ins Thor zu wagen; sogleich kam mir ein Soldat entgegen, und wieß mich zurück. Ich spazierte

nun wenigstens außen um die Mauer herum, und brauchte drei Stunden Zeit, sie zu umgehen. Die Stadt mag ungefähr 150,000 Einwohner zählen, unter welchen diejenigen, die sich auf dem Wasser aufhalten, nicht begriffen sind. Canton ist wegen ihres Seehandels die wichtigste Handelsstadt in ganz China, denn hier ist der Sammelplatz für die Schiffe aller Nationen, die mit diesem großen Reich Verkehr treiben. Man sieht da Britten, Franzosen, Holländer, Dänen, Schweden, Italiener, Amerikaner, Armenier. Die Geschäftsführer aller dieser Nationen haben ihre Wohnungen in den Vorstädten, und die Europäer fangen an, die ihrigen nach europäischem Geschmack einzurichten. Sie sind mit Glasfenstern geziert, anstatt mit dunkeln Perlemutterscheiben, wie sie bei den Chinesern im Gebrauch sind, und der Fußboden ist mit Gyps ausgegossen, nicht mit bloßen mit Papier überklebten Matten belegt. Sie haben auch Altanen gegen das Wasser hin, und gewölbte Magazine zu den Waaren. In diesen Wohnungen dürfen sich die Fremden aber nicht länger aufhalten, als ihre Schiffe vor der Stadt liegen, dann müssen sie nach Macao zurück.

Während unsers Aufenthalts vor Canton ereignete sich ein unangenehmer Vorfall. Einer von uns

sern Matrosen bekam Händel mit einem Chineser, der ihm brutal begegnete; es entstand eine blutige Schlägerei, und der Chineser trug eine Wunde davon, an welcher er nach einigen Tagen starb. Der Mörder wurde sogleich nebst einem andern Matrosen, der ihm geholfen hatte, von der chinesischen Wache fest genommen und ins Gefängniß gebracht.

Bald nach der That erschienen einige Mandarine, die Sache zu untersuchen. Sie maßen die Wunde mit einem Zollstab aus, hörten Zeugen ab und führten Protokolle. Durch den Tod des Patienten nahm die Sache eine schlimme Wendung. Kein Untermandarin, selbst nicht die Obergerichte in den Provinzen dürfen einen Missethäter unbedingt zum Tode verurtheilen; immer muß das Todesurtheil von dem Kaiser selbst unterzeichnet werden, und das geschieht äußerst selten. Wir hatten daher immer noch einige Hoffnung, daß unser Landsmann mit einer mildern Strafe durchkommen würde; allein umsonst. Er wurde wirklich zum Strang verurtheilt, und in Gegenwart der ganzen Schiffsmannschaft und einer unglaublichen Menge anderer Zuschauer an einen Galgen am Strande aufgeknüpft. Seinem Gehülfen schenkte man zwar das Leben; er mußte sich aber bis an den Gürtel entkleiden, dann

wurde er auf die Erde niedergelegt, von zwei Büttteln gehalten und von einem dritten mit einem Bambusrohr so lange quer über die Hüften gehauen, bis der Richter das Zeichen zum Aufhören gab. Nach Vollziehung dieser Strafe setzte man ihn wieder in Freiheit. — Nichts ist gewöhnlicher als eine solche Züchtigung mit Bambusrohr; es haben sich derselben sogar die chinesischen, vielleicht auch die europäischen Schiffskapitäne in China zu erfreuen, wenn sie sich eines Vergehens schuldig machen. Die Mandarine brauchen zu einer Stockstrafe nicht die Genehmigung des Kaisers einzuholen, und sind daher sehr freigebig damit. Deswegen haben sie auch immer in ihrem Geleite einige Schergen, welche die Unordnung, die sie etwa unter dem Volke bemerken, auf der Stelle mit ihrem Bambusrohr bestrafen. Durch eine so strenge Polizei wird der ausgelassene Pöbel noch so ziemlich in Ordnung gehalten; indessen werden doch eine Menge Diebstähle, Betrügereien, selbst Mordthaten begangen, und in keinem Lande ist vielleicht der Kindermord alltäglicher, als in China, was wahrscheinlich von der Uebervölkerung herrührt, denn viele Väter sind nicht im Stande, eine zahlreiche Familie zu ernähren, und werfen daher die neugebornen Kinder in

das Wasser. Wird die That entdeckt, so wird sie doch nie mit dem Tode bestraft. Unser Matrose schien mit solcher Strenge behandelt worden zu seyn, weil er ein Ausländer war, und der Kaiser es für gut hielt, ein strenges Beispiel gegen die Europäer zu statuiren; denn wie gesagt, gegen einen Chineser findet höchst selten die Todesstrafe statt. Wir fragten über diesen Punkt sehr sorgfältig überall nach, wo wir nur Gelegenheit dazu hatten, aber nicht ein Mensch, selbst siebzigjährige Personen nicht, hatten einen Verbrecher hinrichten sehen.

Bald nach diesem Vorfall wurde uns ein geschlachtetes schönes Schwein nach dem Gewicht zum Verkauf angeboten. Es schien vollkommen gesund, und wir wurden des Handels einig. Der Chineser strich sein Geld ein und ging davon. Als wir es aber wollten zerlegen lassen, fielen drei große Steine aus dem Leibe heraus, die der schurkische Verkäufer hinein gesteckt hatte, damit das Schwein schwerer wiegen möchte. O Mandarin, warum warst du nicht da mit deinen Schergen und seinem Bambusrohr!

Wir nahmen uns vor, künftig kein geschlachtetes Thier zu kaufen, ohne es vorher sorgfältig zu

visitiren. Bald darauf brachte man uns ein halb Dutzend schöne schwere Enten. Sie lebten noch; wir besorgten daher nicht, abermal betrogen zu werden, und kauften sie. Kaum waren sie eine halbe Stunde auf dem Schiff, so krepirten sie alle. Wir ließen sie untersuchen, und es fand sich, daß sie mit Sand und Steinen waren gestopft worden. Wie sehnten wir uns da wieder nach dem Büttel mit seinem Bambusrohr! Die todten Enten wurden in die See geworfen, aber augenblicklich von einer Sampane voll hungriger Chineser wieder aufgefischt, gerupft, gebraten und jubelnd mit großem Appetit verzehrt, denn nicht nur das gemeine Volk, sondern auch die höhern Volksklassen in China, finden nicht das geringste Bedenken, krepirte Thiere zu essen. Unser Betrüger schien es daher auch sogar böse nicht mit uns gemeint zu haben. Er wollte uns nur bestimmen, die Enten wegen ihrer Schwere lieber zu kaufen und uns der Mühe überheben, sie zu stechen. Daß wir sie wegwerfen würden, fiel ihm vielleicht gar nicht ein.

Wir erzählten das Schelmstück den Officieren eines andern englischen Schiffes, aber auch ihnen war es nicht besser ergangen. Sie hatten statt eines schweinenen einen hölzernen Schinken gekauft,

der sehr künstlich mit einer frischgeräucherten Schwarte überzogen war.

Kurz, die Europäer sind in den Augen der Chineser ungefähr das, was die Juden in den Augen der Christen sind. Sie finden kein Bedenken sie zu betrügen, weil sie auch hundertmal von ihnen betrogen werden. Dabei scheint es, daß dort die Landesgesetze von den Betrügereien im Handel nicht viel Notiz nehmen, es ist die Schuld des Käufers, wenn er sich nicht besser vorsieht. Die chinesischen Kaufleute bleiben daher auch ganz ruhig, wenn man sie einer Schelmerei beschuldigt. Ein dänischer Kaufmann hatte eine ansehnliche Parthie Waaren erhandelt, und hintennach fand sichs, daß er sowohl im Preis als in der Güte unverantwortlich war betrogen worden. Das Geld war zum Glück noch nicht ausgezahlt. Der Däne schmeichelte sich, es würde der Chineser sich durch Vorstellungen bewegen lassen, etwas billiges nachzulassen. Freund, sagte er zu ihm, du hast mir schlechte Waaren um einen theuern Preis verkauft. Das kann seyn, antwortete der Chineser, du mußt aber doch bezahlen. — Du hast mein Zutrauen gemißbraucht, zu einer Ungerechtigkeit — das kann seyn, aber du mußt bezahlen. — Du kannst aber nicht die volle

Bezahlung verlangen, und mußt dir einen Abzug gefallen lassen. — Das kann nicht seyn, du mußt für voll bezahlen. — Wenn du auf der vollen Bezahlung bestehst, so bist du ein schlechter Kerl. — Das kann seyn, aber du mußt bezahlen. — Ich werde also in meinem ganzen Land erzählen, daß die Chineser ein betrügerisches Kanaillenpack sind. — Das kann seyn, aber du mußt bezahlen. — Der Däne gerieth jezt in Hitze, und schimpfte den Chineser groß und klein; aber alles umsonst; er antwortete ihm kaltblütig immer dieselben Worte: Du mußt doch bezahlen. Es war auch wirklich so, der dänische Kaufmann mußte am Ende seinen Beutel aufthun und ihm die volle Summe hinlegen. Der Chineser strich das Geld ein, und sah aufmerksam nach, ob keine falsche Thaler darunter wären. Nun sprich Europäer, sagte er, als alles in seinem Sack war, was hast du nun mit deinem Schimpfen gewonnen? Hättest du anstatt zu lärmen nicht viel klüger gethan, wenn du geschwiegen und hübsch manierlich mit dem Zahlen angefangen hättest, womit du aufgehört hast? — So erstickt bei den Chinesern die Geldsucht jedes edlere Gefühl.

In keinem Lande der Erde wird vielleicht ein so starker Handel getrieben wie in China. Auf

den großen Flüssen des Landes sieht man Junken zu tausenden.

Wilhelm. Was sind Junken?

Robinson. Man nennt so die Handelsschiffe der Chineser. Sie beschiffen aber nicht nur damit ihre Flüsse, sondern machen auch darauf weitere Reisen nach den Inseln Hainan und Formosa, dann nach Tunquin, Kochinchina, Siam, Manila, Borneo und Sumatra. Anfangs nahmen sie auf weiten Fahrten immer einen Europäer zum Wegweiser; nach und nach lernten sie aber ihren unvollkommenen Kompas selbst gebrauchen. Die chinesischen Junken werden aus starkem Zimmerholz und dicken geschnittenen Dielen gebaut, welche nach hinten gegen das Steuerruder einen stumpfen Winkel machen. Einige sind unten flach wie Fischerboote, andere haben eine Art Kiel, noch andere sind vorn spitzig. Die Masten bestehen aus einem oder zwei mit eisernen Bändern vereinigten Bäumen, die schwere Segel tragen, und Sturm und Meeresgewalt ziemlich gut aushalten. Die Segel sind aus doppelt über einander genäheten Matten zusammengesetzt, und auf beiden Seiten mit dünnen Bambusrohren verstärkt. Die Anker bestehen aus hartem, schwerem Holz mit eisernen Schienen beschuhet, und

das Ankertau wird von hinreichender Stärke aus einer Gattung feinem Schilf gesponnen, welches in Indien zu solchem Tauwerk bei großen und kleinen Schiffen gebraucht wird. Das leichtere Tackelwerk ist von zähem Baste.

Julchen. Was ist denn Bambusrohr? Ich habe diesen Namen schon so oft gehört, und weiß nicht was für ein Rohr ich mir dabei denken soll.

Robinson. Das will ich dir sagen. Das Bambusrohr ist zwar nur eine Rohrart, es wächst aber bis zu der Größe eines starken Baumes heran, denn der Stamm wird zuweilen über dreißig Ellen hoch und eine Elle dick; auch theilt er sich oben, wie andere Bäume, in Aeste. Unter der grünen Rinde befindet sich eine Höhlung voll Mark, die mit zunehmenden Jahren immer weiter wird. An den Knoten ist aber diese Höhlung wie bei unsern gemeinen Rohren, durch eine holzige Scheidewand unterbrochen, weswegen auch die Stücke von starken Rohren sehr gut zu allerlei Gefäßen dienen. Von außen stehen an den Knoten Dornen und spannenlange Blätter. Erst im sechzigsten Jahr soll die ährenförmige Blüthe erscheinen und nach der Blüthe der ganze Stamm absterben. So lange das Bambusrohr jung ist, quillt in der Gegend der Kno-

ten von selbst ein zuckersüßer Saft hervor, welcher an der Sonne erhärtet, und von den Einwohnern sorgfältig gesammelt wird. Sie nennen ihn Tabapir. Die jungen Sproßen am Fuße des Stammes, wenn sie noch nicht holzig sind, werden in kleine Stückchen zerschnitten, in Kokosessig mit Senf eingemacht, und in irdenen Gefäßen verschickt. Die Chineser treiben einen starken Handel damit, und durch die Holländer kommen diese Leckerbissen auch öfters nach Europa. Das Rohr selbst wird zur Umzäunung der Gärten gebraucht; aus den Blättern macht man Matten, aus der innern Rinde eine Art Papier, aus dem holzigen Theile des Stammes allerlei Hausgeräthe; auch dienen die Bambus zu Stangen bei Palankinen (einer Art Sänften), zum Häuserbau, zu Pfählen rc. Es läßt sich sehr gut der Länge nach spalten, aber nur schwer durchschneiden, denn es ist außerordentlich hart.

Besonders stark wird das Bambusrohr wegen seiner Leichtigkeit bei dem Bau der Junken gebraucht. Diese Junken sind nun von verschiedener Größe; manche sind nicht mehr als dreißig, manche über hundert Fuß lang und zwanzig bis dreißig Fuß breit. Auf den Flüssen haben sie zur Bequemlichkeit der Reisenden eine besondere Einrichtung; das erste

Verdeck, oder vielmehr Zwischendeck enthält eine Reihe sehr niedlicher Zimmer, die meistens ganz reinlich aussehen und öfters mit Gemälden verziert sind. Es fehlt auch nicht an einer gut eingerichteten Küche, und auf dem Oberverdeck sind noch vierzehn oder funfzehn kleine Kammern für die Leute, welche zur Junke gehören, angelegt; im untern Theil des Schiffes aber finden die Waaren ihren Platz. Die Fenster sind von durchsichtigem Papier, und können herausgenommen werden, wenn man die Kammern lüften will. Sobald es dunkel ist, stecken alle Schiffe, welche die Flüsse in China befahren, eine brennende Laterne auf die Spitze des Mastes. Es geschieht dieß, damit sie in der Nacht nicht an einander stoßen und sich beschädigen. Sind vornehme Personen auf dem Schiffe, so werden gewöhnlich drei solche Laternen ausgehängt. Es werden aber auch noch andere Orte beleuchtet, besonders rund um das Verdeck herum. Auch hier richtet sich die Zahl der Laternen nach dem Rang der Personen, welche auf der Junke fahren. Ihr könnt euch leicht denken, daß sich die unzähligen Lichter auf der großen Menge von Junken, die immer auf dem Flusse in Bewegung sind, sehr gut ausnehmen müssen.

Fluß aufwärts werden diese Fahrzeuge, wie auf unsern deutschen Flüssen, von Menschen gezogen, die sich einander ablösen. Bei günstigem Winde braucht man auch Segel, welche die Mühe erleichtern. Indeß der eine Theil der Mannschaft mit dieser harten Arbeit beschäftiget ist, ruhet der andere Theil. Sie setzen sich dann auf das Verdeck, schmauchen wohlbehaglich ihre Pfeife, oder ziehen sich nackt aus, suchen das Ungeziefer von ihren Kleidern ab, zerknicken alles, was sie finden, zwischen den Zähnen, und verzehren es mit gutem Appetit, gleich als ob sie das beste Confect vor sich hätten.

Franz. Wohl bekomme es ihnen, weil es ihnen so gut schmeckt. Wir wollen sie um solches Wildpret nicht beneiden.

Fi, fi, schrieen Wilhelm und Julchen, und sprangen ausspuckend von ihren Stühlen auf.

Neunter Abend.

Gastmahl bei einem chinesischen Kaufmann. Speisen der Chineser. Ihre Art zu essen und manche Gerichte zuzubereiten. Chinesisches Brod. Kerzen von Talg, der auf Bäumen wächst. Schilderung der Stadt Peking. Größe, Bevölkerung, Reinlichkeit dieser Stadt. Thun und Treiben der Einwohner. Pallast des Kaisers. Pagoden und Altäre. Religionen und Gebräuche bei der Gottesverehrung.

Es wurden von unserm Schiff zu Canton viele bedeutende Handlungsgeschäfte gemacht, wobei wir uns durch Zuziehung erfahrner Personen gegen die Spitzbübereien der Chineser so gut als möglich zu verwahren suchten. Wir kauften besonders eine große Menge Thee, Porzellan und Porzellanerde, Indigo, Seide, Seidenzeuge, Nanking und andere Baumwollenwaaren.

Zum Dank für die ansehnlichen Summen, die wir einem ziemlich ehrlichen Kaufman in Canton zu lösen gaben, wurden wir von demselben zu einem splendiden Gastmahl in ein Haus gebeten, das er in den Vorstädten besaß.

Wir nahmen seine Einladung an, und fanden bei unserer Ankunft schon alles in Bereitschaft. Der Tisch war ungedeckt, aber mit mehr als funfzig nach der Landessitte zubereiteten Gerichten besetzt, meistentheils Eingemachtem; alles wurde in kleinen Schalen vorgesetzt. Unser Wirth hatte die Artigkeit gehabt, uns Löffel, Messer und Gabeln geben zu lassen, er selbst aber und eine Gesellschaft anderer chinesischer Kaufleute, die ebenfalls gebeten waren, bedienten sich statt derselben kleiner zugespitzter Stäbchen von Holz oder Elfenbein, ungefähr von der Gestalt unserer Bleistifte, womit sie jeden Bissen zum Munde brachten. Alle festen Speisen auf ihren Tafeln müssen daher von ihrem Koch erst ganz klein zerschnitten werden.

Unser Getränke war inländischer Wein, der in der Farbe dem portugiesischen ziemlich ähnlich, auch eben so hell, aber etwas stärker war. Er hatte übrigens einen herben, unangenehmen Essig-Geschmack, weswegen unser Kapitän um Erlaubniß bat, einige

Flaschen Madera aus dem Schiffe bringen zu lassen, der auch unserem Chineser viel besser schmeckte.

Wir aßen alle mit großem Appetit, und die inländischen Gäste wußten mit ihren Stäbchen so gut umzugehen, als wir mit unsern Messern und Gabeln; auch stimmte der Wein in gleichem Grad uns alle zur Fröhlichkeit. Die meisten sprachen gebrochen englisch, und es fehlte nicht an mancherlei Stoff zu Gesprächen.

So reich aber auch unsere Tafel besetzt war, so mäßig leben für gewöhnlich die Chineser. Der gemeine Mann beobachtet immer einerlei Diät, und genießt seine Mahlzeiten regelmäßig alle vier Stunden. Seine gewöhnliche Speisen sind Reis oder Hirse, dann einige Gemüse oder Rüben, die klein gehackt und mit Oel zubereitet werden. Auch auf unserer Tafel waren die Braten mit Oel beträufelt worden, weswegen sie wie gefirnißt aussahen. Sie wollten unserm Gaumen gar nicht behagen. Das gesottene Fleisch schmeckte uns weit besser, weil es von dem Oelgeschmack frei war. Noch viel schlechter als den Braten fanden wir das chinesische Brod, denn es war ohne Hefen aus blosem Mehl und Wasser geknetet und nicht einmal im Ofen gebacken. Man macht die Laibe nicht größer als eine halbe

Seifenkugel. Anstatt sie in den Backofen zu schik-ken, füllt man eine Pfanne mit Wasser, setzt sie über das Feuer, legt die Brode auf Spänen dar-über, deckt sie mit einem andern Gefäß zu, und läßt so den Taig einige Minuten lang von dem heißen Dunst durchziehen. Das chinesische Brod ist also nichts als eine Art schlechter Klöse. Desto bes-ser fanden wir die Aepfel, Birnen und Pomeranzen, die uns vorgesetzt wurden.

Der Tisch, an den wir saßen, hatte hohe Füße wie unsere europäischen; auch wurden uns gewöhn-liche Stühle gesetzt; sonst aber speisen die Chineser an Tafeln, die nicht höher als Fuß hoch sind, und um welche sie sich auf den blosen Boden oder auf Matten herum setzen.

Als es anfing dunkel zu werden, wurden schöne gegossene Talgkerzen aufgesetzt, die auf Bäumen ge-wachsen waren.

Oho! schrieen die Kinder, auf Bäumen!

Robinson. Ich habe mich nicht ganz richtig ausgedrückt, der Talg oder das Unschlitt, woraus sie gegossen waren, war auf Bäumen gewachsen. Ihr müßt nämlich wissen, daß in China ein sehr merkwürdiger Baum gezogen wird, der Talgbaum genannt. Er trägt Früchte, die mit einem fetten

Mehl angefüllt sind, wie zerriebene Seife. Sind nun diese Früchte reif, so werden sie ausgesotten, und dann zieht sich ein Oel heraus, das oben auf dem Wasser schwimmt, und wenn es erkaltet, härter als Wachs wird. Man nimmt es, vermischt es mit etwas Oel, um es milder zu machen, und gießt Kerzen daraus. Man sieht in China sehr große Anlagen von solchen Bäumen, die mit duftenden Maulbeerpflanzungen abwechseln, ungefähr wie bei uns die Anlagen von Kirsch- und andern Obstbäumen. Diese Talgbäume bringen den Chinesern ansehnlichen Gewinn; es hat aber das Unschlitt aus denselben durchaus keinen Vorzug vor dem Hammelunschlitt und es riecht wenigstens eben so übel.

Der starke chinesische Wein und unser Madera thaten gute Wirkung. Die Gesellschaft wurde sehr vergnügt und gesprächig, und einer von den Gästen schwur, daß er während seines Aufenthalts in Peking (man spricht Pitschin), der Hauptstadt von China, bei dem reichsten Kaufmann nicht köstlicher gespeis't habe. Wir gaben ihm Beifall, und lobten unsern Wirth nach Verdienst. Sie sind also in Peking gewesen, sprach unser Kapitän? Erzählen Sie uns doch etwas von dieser berühmten Stadt.

die nicht so leicht ein Europäer zu sehen bekommt. Ich habe gehört, man bemerke dort eben dasselbe Thun und Treiben, wie in unsern großen europäischen Städten? — Gerade dasselbe, erwiederte der Chineser, denn ob ich gleich noch nie in Europa gewesen bin, so habe ich doch schon viel davon gehört. Stellen Sie sich aber ja nicht vor, es sei Peking ein Städtchen von sieben oder 800,000 Menschen wie Paris, oder auch von einer Million wie London; nein es werden in Peking über zwei Millionen Menschen gezählt. Fünf deutsche Meilen hat die Stadt im Umfang, die funfzehn großen Vorstädte ungerechnet. Sie besitzt eine Menge Prachtgebäude, Palläste des Kaisers und der Mandarine, Pagoden und dergleichen; die Straßen in dem Haupttheile der Stadt sind gerade und breit, auch gepflastert, aber nur an beiden Seiten zur Bequemlichkeit der Fußgänger. Einige sind ein paar Stund lang und über hundert Schritte breit. Freilich sind nicht alle so schön und geräumig; dagegen finden sich in dem südlichen Theil viele große Plätze mit Gärten und andern Anlagen. Alle Straßen werden guter Ordnung wegen des Nachts an jedem Ende mit einem hölzernen Gitter geschlossen, und in jeder sind Wachen und Wachtstuben, wo beständig eine

Anzahl Soldaten mit Peitschen und Gewehren in Bereitschaft sind, die öffentliche Ruhe zu erhalten. Die Stadt hat vier Hauptthore, und an jedem steht eine starke Soldatenwache mit schwerem Geschütz. Bei anbrechendem Tag werden diese Thore geöffnet; Abends um zehn Uhr aber wieder pünktlich geschlossen; alle Gemeinschaft zwischen der Stadt und den Vorstädten ist dann aufgehoben.

Die Reinlichkeit, welche in den Straßen von Peking erhalten wird, würde Ihnen gefallen. Es sind beständig eine Menge Gassenkehrer beschäftigt, den Unrath wegzuschaffen, und eine Anzahl Soldaten müssen ihnen helfen und sie zur Arbeit antreiben. Bei staubigem Wetter werden die Straßen mit Wasser eingesprengt, damit der Staub den Vorübergehenden nicht beschwerlich falle, und die Waaren in den Kaufmannsgewölben dadurch beschädigt werden.

Die Häuser in Peking sind zwar nur niedrig, und nicht so bequem wie die Wohnungen der Europäer in Macao; von außen aber sehen sie sehr schön und niedlich aus. Der obere Theil der Kaufmannsläden ist mit goldenen Inschriften verziert, und auf den Dächern sieht man häufig schöne Gallerien, wo Frauen und Mädchen sich mit kleinen

Handarbeiten die Zeit vertreiben, und sich an dem Gewühl der Vorübergehenden vergnügen.

In den Hauptstraßen ist Laden an Laden. Vor den Häusern, wo Porzellanwaaren verkauft werden, sieht man auf übereinander stehenden Brettern die schönsten Stücke öffentlich ausgestellt. Und außer den ansäßigen Kaufleuten gibt es auch noch viele tausend Einwohner, die ihre Waaren eben so öffentlich zum Verkauf austragen, wie es in den europäischen Städten gewöhnlich ist. Gemeiniglich haben sie ein Bambusrohr über den Schultern, an welchem zu beiden Seiten ein Korb befestigt ist, worin sie Fische, Eier, Gemüse und andere ähnliche Waaren feil bieten. Auch gibt es eine große Menge von Hausirern und Tabuletkrämern, die mit einer Art von Schnappsäcken auf den Schultern herumgehen, worin allerlei Waaren und Zeuge stecken, die man sogleich an den heraushangenden Zipfeln erkennt.

Auf den Straßen von Peking laufen auch eine Menge Balbierer mit ihren Scheersäcken und allem herum, was zum Abschneiden der Haare und zur Reinigung des Kopfes und der Ohren gehört. Sie haben deswegen immer einen Stuhl, ein Kohlbecken und ein kleines Gefäß mit Wasser bei sich. Wer

sich nun will den Bart putzen oder die Haare schnei-
den lassen, der setzt sich so lange auf öffentlicher
Straße nieder, bis der Barbier sein Amt an ihm
verrichtet hat. Sie wissen, daß wir Chineser uns
die Haare bis auf ein kleines Zöpfchen abscheeren
lassen; die Haar- und Bartscheerer haben folglich
Jahr aus Jahr ein vollauf zu thun.

Oft werden auch auf der Straße öffentliche
Auctionen gehalten, wobei der Ausrufer auf einer
Art Gerüste steht, damit er alle Käufer übersehen
und von ihnen gesehen werden kann.

Sieht man denn aber auch zu Peking zur Be-
quemlichkeit der Einwohner eine so große Menge
Miethkutscher, wie zu London und in andern euro-
päischen Städten? fragte unser Kapitän.

Nein, sagte der Chineser; die Vornehmen hal-
ten sich ihre eigenen Palankine, und geringere Per-
sonen fahren auf bedeckten Karren, die von einem
einzigen Pferd, oder einem Maulesel gezogen
werden.

Julchen. Was sind denn Palankine?

Robinson. Die Palankine sind eine Art Trag-
sessel, die in China und in ganz Indien im Ge-
brauche sind. Sie haben die Gestalt eines Ruhebet-
tes und sind mit einem Himmel bedeckt. Vier bis

sechs Träger sind im Stande, die Person, die darin sitzt, fortzubringen; sie können in einem Tage über zwölf Stund Wegs damit zurücklegen. Auf Reisen nimmt man gewöhnlich acht bis zehn, damit sie sich einander ablösen können. Man hat auch Reisepalankine, die vor Wind und Wetter schützen, und worin man essen, trinken, schlafen, lesen und schreiben kann.

Einst, fuhr unser Chinese fort, begegnete mir auf der Straße ein Obermandarin mit einem zahlreichen Gefolge. Vor dem Zug ging ein Trupp Leute voraus, die immer laut schrieen, um die Annäherung eines so vornehmen Mannes zu verkündigen, damit alle Fußgänger und Fuhrwerke bei Zeit ausweichen und die Straße frei lassen möchten. Diesem Haufen folgten in einiger Entfernung zwei Männer mit großen rothseidenen Sonnenschirmen, von denen ein breiter Vorhang, ebenfalls von rothem Seidenzeug, herabhing; der dazu bestimmt war, den Mandarin vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Hierauf folgte eine große Schaar Fahnenträger, dann Soldaten zu Fuß, dann der Palankin, worin der Mandarin saß, und eine große Bedeckung von Reiterei beschloß den Zug. Ich folgte ihm mit

einer Menge anderer Neugieriger. Er nahm seinen Weg nach dem Pallast des Kaisers, wo der Geburtstag des Regenten gefeiert wurde; den am frühen Morgen schon der Kanonendonner verkündet hatte. Ich sah bei dieser Gelegenheit zum erstenmal den kaiserlichen Residenz-Pallast, der mit den dazu gehörigen Anlagen zwei und eine halbe Stunde Wegs im Umfang hat. Er ist von hohen Mauern eingeschlossen, an denen viereckige starke Gebäude angebaut sind, die zu Zeughäusern und Magazinen von Flinten, Bogen, Schilden, Kürassen, Piken, kleinen Kanonen &c. gebraucht werden. Der Pallast selbst begreift mehrere Gebäude, die durch große Höfe, Gärten, Pavillons und andere Anlagen getrennt sind. Die Außenseite aller ist prächtig; Malerei, Vergoldung, Lackirung, alles was nur die Künste vermögen, wird zu ihrer Verschönerung aufgeboten. In der Folge bekam ich auch das Innere zu sehen; es vereinigt dasselbe alles, was China, Indien und Europa schönes und kostbares liefern. Das Hauptgebäude besteht aus drei Abtheilungen. Die mittelste begreift den Thronsaal; und der Thron ist reich an geschmackvollen Verzierungen. Ich sah in diesem Saal zwei Uhren auf goldenen Säulen mit Laubwerk umwunden. Auf der einen

Seite machte ein Elephant mit seinem Rüssel verschiedene Bewegungen, auf der andern war ein Drache, alles so künstlich gearbeitet, daß man die Thiere hätte für lebendig halten sollen. An dem Getäfel der Decke hingen statt Kronleuchter Laternen von verschiedener Art, nebst andern Verzierungen. In allen andern Theilen des Pallastes befand sich höchst kostbares Geräthe, künstlich gearbeitete, schön lackirte Tische mit Bildhauerarbeit, und prächtige Tapeten, meistens von gelber Farbe, weil dieß die Hoffarbe ist. Das Dach am Hauptgebäude des Pallastes hat gelblackirte Ziegel, die, wenn die Sonne darauf scheint, einen solchen Glanz von sich werfen, daß man sie für vergoldet halten sollte.

Begierig den Kaiser zu sehen, wartete ich in den Vorhöfen unter einer großen Menge Volks eine geraume Zeit, bis endlich das Niederfallen der Mandarine seine Ankunft verkündete. Der Monarch saß auf einem sehr flachen Palankin, der von zwanzig der vornehmsten Mandarine getragen wurde. Die Ehrfurcht, womit alles sich vor ihm niederwarf und ihm huldigte, unterschied ihn allein von seinen Dienern, denn er trug kein einziges Merkmal seiner hohen Würde, und hatte auch in seiner Kleidung

nichts, das ihn auszeichnete. Es ist Grundsatz bei den chinesischen Regenten, ihren Unterthanen in Häuslichkeit, Arbeitsamkeit und allen Tugenden mit ihrem Beispiel voran zu gehen. Deswegen pflegt auch der Kaiser um die Frühlingszeit in Anwesenheit des ganzen Hofs und einer großen Volksmenge ein Stück Ackerfeld in Bauerkleidung zu pflügen. Ein gleiches geschieht sodann von den Prinzen und den vornehmsten Mandarinen. Während der Kaiser sich mit dieser ländlichen Arbeit beschäftiget, singen Landleute alte Volkslieder ab, worin der Ackerbau als der wichtigste Nahrungszweig gerühmt wird.

Meine Geschäfte erlaubten mir nicht, alle Feierlichkeiten an dem Geburtsfeste des Kaisers abzuwarten; wohl aber trieb mich meine Neugier bei besserer Muse alle Theile der Stadt zu durchwandern. Ich fand in derselben acht öffentliche Altäre und drei und dreißig Pagoden, nämlich den Altar des Himmels, der Erde, des höchsten Königs, den Altar der Sonne, des Mondes, des ewigen Lebens, des Ackerbaues und der Erdfrüchte. Die Pagoden sind große, zum Theil sieben bis acht Stockwerke hohe Tempel, dann gibt es aber auch noch eine Menge kleinere Mico genannt.

Und welcher Religion sind diese Tempel gewidmet, fragten wir?

Gar mancherlei Religionen, antwortete der Chinese, denn alle, sogar die christlichen werden geduldet, und es sind in Peking mehrere Kirchen. Ehedem stand es den christlichen Glaubenspredigern frei, ihre Religion durch ganz China zu lehren, und sie fanden eine Menge Anhänger, die sich noch heute zur christlichen Religion bekennen, und ihre Gotteshäuser haben. Die Missionarien gingen aber in ihrem Eifer zu weit, und stifteten Unruhen, weswegen sie und alle Europäer aus dem Innern des Reichs verbannt wurden. *) — Der Kaiser und der kaiserliche Hof bekennen sich zur Religion des Confucius, andere zur Religion des Fo oder zu einem gemeinen Götzendienst. Im Ganzen glauben wir Chineser ein höchstes Wesen, das alles erschaffen hat, alles erhält und regiert, das Gute belohnt und das Böse bestraft, aber nicht unmittelbar, sondern durch geringere Götter, die in Gestalt von Mandarinen vorgestellt werden. Diese Untergott-

*) Eben jetzt, da dieses Werkchen gedruckt wird, soll in China eine harte Verfolgung gegen die Christen ausgebrochen seyn.

heiten haben der gemeinen Meinung nach von dem höchsten Gott eine gewisse Gewalt über Feuer, Wasser, Wind, Erde, Gold, Silber, Reis erhalten. Die bösen unter ihnen bildet man als Drachen, Löwen, Tiger ab, worunter besonders der Drache sich sehr widerspenstig gegen die wohlthätige Gottheit beweis't. Die Diener der Religion nennen wir Bonzen. Durch unsere Bonzen werden alle Festlichkeiten in den Pagoden verrichtet, und der Gottheit, die wir Joß nennen, unsere Opfer gebracht. An solchen Opfertagen ziehen wir unsere besten Kleider an, und bringen dem Joß unter lärmender Musik Früchte, Wein, Gebackenes, ganze gebratene Schweine und anderes Fleisch, was dann alles von den Priestern im Namen der Gottheit verzehrt wird. Dagegen unterstützen sie uns aber auch in jedem Anliegen durch ihren Rath und ihre Gebete. Wir haben überdem noch unseren Privatgottesdienst, und wenn Sie wünschen Zeuge davon zu seyn, so bin ich erbötig, Sie in eine Hauskapelle zu führen, die gleich hier in der Nähe ist. . . .

Wir nahmen dieses Anerbieten an, und er führte uns in das anstoßende Haus. Hier sahen

wir ein Zimmer von gewöhnlicher Größe mit einem Altar, auf welchem drei porzellanene Figuren in Lebensgröße standen. Zu beiden Seiten brannten Kerzen, die regelmäßig alle Morgen und Abende, auch so oft jemand zur Verrichtung seiner Andacht erscheint, angezündet werden. Vor den Götzen stand ein Gefäß mit langen Dochten, die ebenfalls brannten. Ein Altardiener nahm einen weich überzogenen hölzernen Hammer und schlug damit dreimal an eine herabhangende Glocke. Alle Anwesende knieten auf dieses Zeichen vor den Götzen nieder und bückten dreimal ihr Haupt gegen die Erde. Sie legten dabei ihre Hände zusammen; wenn sie aber wieder aufstanden, so hoben sie die Hände über den Kopf empor. Ein kleiner Bückling beschloß diese Gottesverehrung.

Solche Kapellen sollen, wie man uns versicherte, beinahe in jedem Hause seyn; wenigstens hat der ärmste Bauer seinen Altar und seine Götzen, die oft von sehr abentheuerlicher Gestalt sind.

Mit dem Besuch dieses Gotteshauses wurde der Abend beschlossen. Wir schwatzten noch lange

genug über China und die Gebräuche der Chinesen, setzten uns aber nicht wieder zur Tafel, sondern begaben uns unter freundlichem Dank für die genossene gute Bewirthung zurück in unsere Wohnung.

Zehnter Abend.

Robinson entführt einen chinesischen Kaufmann und seine Frauen aus ihrem Vaterlande. Geschichte dieses Kaufmanns. Noch etwas von der Kleidung der Chineser und Chineserinnen. Erzählung von Japan. Flor dieses Landes. Seine Producte. Theebau. Beschreibung des Handels mit den Ausländern. Plackereien und Verachtung, welcher die Holländer ausgesetzt sind. Verfolgung und Verbannung der Christen. Japanische Märtyrer. Religion der Japaner. Ihr Pabst Dayro. Residenz des Kaisers zu Jedo. Größe dieser Stadt. Große Anzahl anderer Städte. Künste und Wissenschaften der Japaner. Bestrafung der Japanischen Großen.

Den Tag nach diesem Feste kam in mein Quartier einer von den Gästen, der mir durch seine Traurigkeit vor allen andern aufgefallen war. Unsere Blicke

begegneten sich oft, und mehr als einmal sah ich, wie Seufzer seine Brust hoben. Der Mann schien mir heute noch niedergeschlagener als gestern. Er grüßte mich indeß freundlich und fragte, ob wir allein seyen? Auf die Versicherung, daß niemand unser Gespräch hören könne, hub er also gegen mich an:

Freund Europäer! Dein ehrliches Auge und alles, was ich von dir sah, hat mein Herz und mein Vertrauen gewonnen. Ich werfe mich dir in die Arme, überzeugt, daß du einen Unglücklichen nicht von dir stoßen, und von dem, was er dir anzuvertrauen hat, keinen übeln Gebrauch machen wirst. Kein inländischer Freund, kein Verwandter, nur ein Fremder kann mir helfen; du wirst dieß einsehen, wenn ich dir werde meine Verhältnisse geschildert haben.

Ich bin ein Kaufmann. Während meines langen Aufenthalts in Japan hatte ich mir durch redlichen Fleiß ein großes Vermögen erworben, und glaubte nun es in meinen alten Tagen ruhig in meinem Vaterlande genießen zu können; ich zog daher mit meinen drei Frauen, einem Sohn und einer Tochter nach Canton zurück. Auf der Reise starb mir diese Tochter und mein liebstes Weib;

dieß war der erste Unfall, der mich traf. Nach meiner Ankunft reitzte bald mein Vermögen die Raubsucht des Vicekönigs; er machte mancherlei Versuche, sich einen Theil davon zuzueignen, und es gelang ihm. Er wollte meinen Sohn als Soldaten zum Heere schicken, und ich mußte große Summen aufopfern, mir ihn zu erhalten. Im gerechten Unwillen über diese und mehrere andere Plackereien ließ ich einige unvorsichtige Aeußerungen hören, die seine Rachgier entflammten; es wurde mir Untergang und Tod von ihm geschworen; er ließ von dort an keine Gelegenheit aus den Händen, mich zu drücken, und schien nur auf einen schicklichen Vorwand zu lauern, mich ganz zu stürzen. Eine solche Gelegenheit hat sich nun unlängst gefunden. Ein lieber Freund aus Nankin, der mich mit einem Besuch erfreut hatte, ward des Nachts in meinem Hause von einem Nervenschlag getroffen und am Morgen lag er todt in seiner Kammer. Ich wurde von dem Vicekönig beschuldigt, ihn vergiftet zu haben. Einige blaue Flecken, die an dem Leichnam bemerkt wurden, schienen ihn zu einem solchen Argwohn zu berechtigen. Es wurde sogleich befohlen, den Todten zu öffnen; es ergab sich aber aus der Untersuchung meine Unschuld, und ich mußte aus dem An-

rest, in den ich schon gebracht worden war, wieder frei gelassen werden. — Von jener Zeit an faßte ich den Entschluß, Canton zu verlassen und mich in einer andern Provinz des Reichs zu setzen. In dieser Absicht verkaufte ich mein Haus und meine Gärten und zog meine Kapitalien ein. Der Vicekönig ist aber, wie ich höre, keineswegs gesonnen, mich ziehen zu lassen. Fest entschlossen, seinen Schwur an mir zu erfüllen, hat er falsche Zeugen oder Wohldiener aufgetrieben, welche aussagen, ich habe den Freund aus Nankin zwar nicht vergiftet, wohl aber ihm eine lange und dünne Nadel in das Herz gestochem, die keine sichtbare Wunde gemacht habe. Es sollen daher schon Anstalten gemacht werden, den Todten wieder auszugraben, und da nichts leichter ist, als ihm in der Stille eine Nadel in die Brust zu stecken, so halte ich mich, meiner Unschuld ungeachtet, für verloren. Ich bin daher entschlossen, mich mit meinen beiden Frauen zu flüchten, und zu dieser Flucht beschwöre ich dich, ehrlicher Freund, mir behülflich zu seyn. Ich bin reich; der vierte Theil meines Vermögens ist dein, wenn du uns rettest. Verschaffe uns europäische Kleidung, und miethe für uns Plätze auf einem Schiffe, das nach deinem Vaterlande steuert. Ich habe nahe

Verwandte zu Siam, dort will sich mich niederlassen, und meine Tage mit dem Rest meiner Familie ruhig beschließen. Sprich, theurer Fremdling, ob du mir beistehen und das Leben eines alten unschuldigen Mannes retten willst?

So sprach der Chinese. Der Antrag, den er mir machte, war nicht ohne Gefahr; denn wäre seine Flucht bald genug entdeckt und herausgebracht worden, daß ich ihm die Hand dazu geboten hätte, so wäre ich verloren gewesen. Es jammerte mich aber des Mannes, ich konnte mich nicht entschließen, ihn hülflos zu lassen, und versprach ihm, wo möglich seine Wünsche zu erfüllen. Die größte Schwierigkeit machte die Beischaffung europäischer Kleidungsstücke für seine Frauen. Ich besaß wohl einen doppelten Anzug, den ich mir auf Borneo hatte machen lassen; nun aber wurden noch zwei erfordert. Nicht ohne viele Mühe erhandelte ich sie um theures Geld von einigen Matrosen, und nun miethete ich Plätze für vier Personen auf einem holländischen Schiffe, das nach Sumatra segelte. Unverzüglich wurden nun die Kisten und Kästen meines Chinesers an Bord gebracht; als es Zeit war uns einzuschiffen, schor ich ihm vollends seine wenigen Haare ab und setzte ihm eine Perücke auf, die

ihn ganz unkenntlich machte. Noch mehr entstellte ihn und seine Frauen die europäische Kleidung; in große Verlegenheit kam ich aber bei den Damen mit den Schuhen, denn es waren keine aufzutreiben, die für ihre Kinderfüßchen klein genug gewesen wären. Ich sage Kinderfüßchen, denn die Chineserinnen geben sich durch binden und schnüren so viele Mühe, ihre Füße klein zu erhalten, daß sie oft kaum sechs Zoll lang werden. Wie wollten sie nun mit großen, schweren, ausgefütterten Männerschuhen fortkommen? Sie gingen wie Podagristen, und waren hundertmal in Gefahr, sie ganz zu verlieren und ihr Geschlecht zu verrathen.

Gleichwohl brachte ich sie glücklich an Bord, und schon am folgenden Tag lichtete das Schiff den Anker. Ich hatte es nicht für rathsam gehalten, von dem Kapitän des Schiffes, mit welchem ich gekommen war, und von meinem Holländer persönlich Abschied zu nehmen; ich that es aber schriftlich, und behielt mir vor, ihnen dereinst die Gründe meines schnellen Verschwindens weitläufig aus einander zu setzen.

So war denn nun der ehrliche Kaufmann mit seinen beiden Frauen gerettet; seine Brust athmete jetzt freier, und die verlorne Heiterkeit kehrte auf

seine Stirn zurück. Erst am dritten Tag entdeckte ich unserm Schiffskapitän, wer die Fremden waren. Wäre es möglich gewesen, so hätte ich es ihm ganz verschwiegen. Er machte ein ziemlich finsteres Gesicht bei der Nachricht. Sie haben wohlgethan, sagte er, daß Sie mir diese Leute verkleidet gebracht haben, denn unverkleidet hätte ich sie bei Gott nicht angenommen. Haben Sie denn aber auch erwogen, welcher Gefahr und welcher Verantwortung Sie mich aussetzten? Keiner größeren als mich selbst, antwortete ich. Wenn es auf die Rettung eines Menschenlebens ankommt, darf nicht alles ganz genau berechnet werden. Und wenn wir glücklich an unserm Bestimmungsort anlangen, so dürfen Sie noch überdieß auf die Erkenntlichkeit eines braven Mannes rechnen. Der Kapitän beruhigte sich hierbei, und das Schiff setzte seinen Lauf fort.

Julchen. Sie haben dem Chineser und seinen Weibern das chinesische Gewand wohl ausgezogen, uns aber zu erzählen, wie Chineser und Chineserinnen gekleidet sind, das haben Sie rein vergessen.

Robinson. Du hast recht: ich habe hier wirklich noch etwas nachzuholen, und zwar für Frauen und Mädchen etwas sehr wichtiges. Wisse also, mein neugieriges Julchen, daß die chinesischen

jungen Herren, anstatt gewaltiger Stürmer, oder tuchener und lederner Mützen, wie sie hier zu Land Mode sind, schöne trichterförmige Hüte von Stroh oder Pappe tragen, mit weißem Atlas überzogen und roth gefüttert. Oben ist dieser zierliche Hut mit einer großen Quaste von der schönsten rothen Seide geschmückt. Die Unterkleider sind ebenfalls von Atlas; sie tragen über denselben einen langen seidenen blauen oder violetten Rock mit weiten aber enge zulaufenden Aermeln. Dieser Rock wird zugeknöpft und noch mit einem Gürtel um den Leib befestiget. Nie gehen sie ohne Stiefeln aus. Diese sind nicht von Leder, sondern von Atlas, liegen fest an und haben nie Absätze. Es versteht sich, daß ich hier von Standespersonen rede, denn der gemeine Mann kleidet sich nur in Baumwolle. Die Frauen tragen das Haar auf den Scheitel zurückgekämmt und mit Oel eingeschmiert; dann wird es ganz niedlich in eine Art von Schopf oder Nest gerollt und mit künstlichen Blumen und großen silbernen Nadeln geschmückt. Das Haar vom Hinterhaupt wird aber so fest als möglich zusammengedreht und unter den Schopf gesteckt. Uebrigens kommt die weibliche Kleidung mit der männlichen beinahe ganz überein. Die Damen gehen auf der Straße sehr

langsam und mit niedergeschlagenen Augen. Sie sind äußerst sittsam, sowohl in ihrer Kleidung, als in ihrem Betragen. Ihre langen Ueberröcke bedekken sie vom Kopf bis zu den Füßen, so daß man nur das Gesicht sieht. Die Hände stecken beständig in den Aermeln, die so weit sind, daß sie sie zusammenhalten müssen, um nicht im Gehen gehindert zu werden. Junge Mädchen tragen auf dem Kopf eine Art Kranz aus Pappe mit schönem Leder überzogen, und mit Blumen und Juwelennadeln geschmückt. Ihre Füße und Knöchel aber sind durchaus mit rothen Riemen fest umwunden, um sie im Wachsen zu hindern, und sie immer klein zu erhalten.

So ist nun der Anzug der Chineser und Chineserinnen beschaffen. Daß unter ihnen die Vielweiberei eingeführt ist, werdet ihr schon vermuthet haben, denn wie hätte sonst Hong-Joo, so hieß der Mann, den ich rettete, drei Frauen haben können? Wirklich kann jeder heirathen so viel er sich zu ernähren getraut, und diese Sitte ist im ganzen Morgenland eingeführt. Es wird aber selten Mißbrauch davon gemacht; die meisten Männer haben schon an einer Frau mehr als genug. —

Wir verkürzten uns unsere Ueberfahrt nach Sumatra durch trauliche Gespräche. Hong-Joo war lange in Japan gewesen; er wußte sehr viel davon zu erzählen, und was ich von ihm gehört habe, erzähle ich euch wieder, weil mir es nicht möglich war, dieses merkwürdige Reich selbst zu besuchen.

Japan besteht, wie ihr es aus der Karte sehen könnt, aus drei großen und einer Menge kleiner Inseln, die östlich von China zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Grad nördlicher Breite liegen. Ich bestimme euch die Grade, damit ihr gleich daraus abnehmen könnt, daß es in Japan viel wärmer seyn muß, als in der Gegend von Frankfurt, Nürnberg, Prag rc., welche Städte ungefähr unter dem funfzigsten Grad, also viel weiter nördlich liegen. Es wachsen daher auch in Japan gar manche schöne Früchte, die bei uns in freier Luft nicht gedeihen wollen, als Orangen, Zitronen, Feigen, Kokosnüsse, auch Reis, Baumwolle, Thee; dabei haben die Japaner aber doch auch unsere deutschen Obst- und Getreidearten, als Aepfel, Birnen, Korn und dergleichen. Fruchtbar ist übrigens der Boden nicht, wie in China, aber die Bewohner sind eben so arbeitsam und lassen kein Stückchen

Erde unbenutzt. In Japan sind die ergiebigsten Gold-, Silber- und Kupferbergwerke in ganz Asien. Man soll auf der Insel Nipon bisweilen Stücke gediegenes Gold von der Größe eines Pferdekopfs finden. Sie haben auch schönes, feines, silberartiges Zinn, Perlen, Diamanten und andere Edelsteine, aber wenig Eisen. Zur Bestellung ihrer Felder fehlt es den Japanern nicht an kleinen Pferden, Büffelochsen und anderem Rindvieh, und wollen sie Reisen unternehmen, und es laufen ihre Pferde nicht schnell genug, so besteigen sie einen Elephanten, und schmauchen dabei ganz behaglich ihre Pfeife, denn die Japaner sind starke Raucher und bauen Taback in großer Menge. Auch sind sie gewaltige Theetrinker, und der Theekessel steht bei ihnen den ganzen Tag über dem Feuer. Doch trinken sie zum Glück nicht halb so viel als sie jährlich einsammeln und verkaufen. Der japanische Thee ist so berühmt als der chinesische. Der beste wächst in der Nähe von Udsi, einem kleinen Marktflecken am Meere. Dort sind auf einem Berge Theeplantagen für den kaiserlichen Hof angelegt, die mit großer Sorgfalt unterhalten und von einem eigenen kaiserlichen Beamten verwaltet werden. Unter der Aufsicht besonderer Abgeordneten geschieht die Ein-

sammlung der Theeblätter, und die Personen, welche dazu gebraucht werden, dürfen weder Fische noch starke Fleischspeisen essen, damit der köstliche Thee nicht von einem unreinen Athem angehaucht werde; und damit ihn auch keine unsauberen Hände berühren, darf er nur mit Handschuhen abgepflückt werden.

Ich hätte euch von dem Theestrauch schon früher erzählen sollen, denn sein rechtes Vaterland ist China, wo ich ihn selbst in großen Pflanzungen wachsen sah. Er macht eine Staude viel größer als unsere größten Johannisbeerstöcke, und zieht man sie groß, so wird sie zu einem hohen und dicken Baum. Die Blätter dieses Strauches sind klein und schmal, nicht länger als Zoll lang; die Blüthe gleicht einer Heckrose, die Frucht hat die Größe einer Bohne, und enthält drei schwarze Körner, die als Samen benutzt werden. Aber nicht die Blüthe, noch weniger die Frucht, sondern einzig und allein die Blätter geben unsern Thee. Sie werden gepflückt, so lange sie noch recht jung und zart sind. Hat man eine gewisse Menge beisammen, so bringt man sie über einen Kessel voll siedenden Wassers und läßt sie von dem Dunst wohl durchziehen, dann werden sie auf warmen Kupferplatten ausgebreitet,

auf welchen sie trocknen und zusammenrollen. Der Thee ist in China und Japan sehr wohlfeil, man kauft das Pfund für acht bis zwölf Kreuzer, und doch wird er meistens von den schelmischen Chinesern verfälscht und mit andern Kräutern vermischt, damit er mehr wiegen soll. Ihr könnt leicht denken, daß es Thee von verschiedener Güte gibt; aber von Theeblumen, Kaiserthee und dergleichen weiß man in China nichts. Der beste ist freilich derjenige, den man für den kaiserlichen Hof einsammelt, aber von diesem bekommen wir Europäer nichts zu genießen. Der Thee wird an unsere Kaufleute in kleinen und großen zinnernen Büchsen verkauft, wovon manche vierzig bis funfzig Pfund, andere aber auch nur ein einziges Pfund enthalten.

Doch genug von dem Theestrauch. Ihr seht daß mit den Japanern, bei den köstlichen Producten ihres Landes, ein sehr einträglicher Handel könnte getrieben werden; allein, die Europäer werden dort noch viel kürzer gehalten als in China. Nur den Holländern, und seit kurzem auch den Engländern, ist erlaubt, auf einer kleinen Insel, Schimo genannt, zu landen, und von dort aus Handel zu treiben. Es liegt auf dieser Insel die Stadt Nangasaki, welche sie aber ohne ausdrückliche Erlaub-

niß des japanischen Kommandanten nicht betreten dürfen. Sie müssen sich auch noch sehr viel andere Plackereien und Demüthigungen gefallen lassen. Gleich nach ihrer Ankunft werden ihre Schiffe entwaffnet, und ihnen ihre Kanonen, Flinten, Säbel, Pulver, Segel und Steuerruder abgenommen. Sie ertragen aber des lieben Geldgewinnes wegen willig alle Arten von Verachtung und Geringschätzung, und gerne würden sich auch die portugiesischen, dänischen und russischen Kaufleute dieß alles gefallen lassen, wenn sie nur zugelassen würden; aber kein Christ darf mehr das japanische Reich betreten.

„Sind denn die Holländer nicht auch Christen?"

Robinson. Gott bewahre! Sie sind Holländer, so wenigstens machen sie es den Japanern weiß, und treten, wenn man es verlangt, das Crucifix mit den Füßen. Es wird ihnen dieß schon lange nachgesagt, ich weiß aber nicht, ob es wahr ist. Es scheint, die Japaner halten nur die Katholiken für Christen, und in diesem Fall gehören freilich die Holländer und Engländer nicht unter die christlichen Völker.

So schlimm es aber jetzt mit dem Handel für die Europäer in Japan steht, war es nicht immer.

Allen wurde ehedem der Eingang und Aufenthalt im japanischen Reich gestattet, und vor zweihundert Jahren hatten die Jesuiten ein prächtiges Collegium in der Stadt Miaco. Sie predigten mit bestem Erfolg die christliche Religion, und fanden eine Menge Anhänger. Wahrscheinlich aber gingen sie, so wie in China, in ihrem Bekehrungseifer zu weit, und zogen sich damit den Haß und die Verfolgung der Priester zu, welche Verdacht und Widerwillen bei dem Kaiser gegen sie erregten. Auf einmal brach eine allgemeine Verfolgung los. Alle Jesuiten, Priester, Mönche, Nonnen wurden aus Japan verbannt, und zu Schiffe theils nach Macao in China, theils nach den philippinischen Inseln gebracht; die Klöster und Kirchen wurden alle niedergerissen oder verbrannt, und die neubekehrten Japaner nach Nangasaki verwiesen. Sie waren aber nicht alle gehorsam, sondern viele hielten sich versteckt, und wollten das Ungewitter vorüber ziehen lassen. Das mußten sie aber zum Theil theuer büßen; wenn man sie entdeckte, so wurden sie ohne Gnade gekreuziget, denn die Kreuzesstrafe ist in Japan sehr gewöhnlich, und man sieht an den Straßen eine Menge Kreuze mit halb zerhauenen und vermoderten Körpern. Ich sage halb zerhauen,

denn nach der Hinrichtung machen sich die Japaner eine Lust daraus, ihre Kattans oder Schwerter an den Leichnamen zu probiren, was denn, wie ihr leicht denken könnt, einen äußerst eckelhaften Anblick für Reisende gibt. Die Missionnäre (Glaubensprediger) erzählen, daß sich einmal nach dem Strafgebot wider die Christen gegen dreißig neubekehrte Japaner in einem Hospital versammelten, und dort ihren Gottesdienst verrichteten. Der Kaiser erfuhr es; er befahl, sie aufzuheben, in ein Haus zu sperren, und alle, die sich zur christlichen Religion bekennen würden, hinzurichten. Zufälliger Weise war in eben dieses Gefängniß ein anderer Japaner blos Schulden halber eingeschlossen worden. Den folgenden Tag kam ein Officier an die Thür des Gefängnisses, und ließ hineinsagen, daß alle, die dem Christenthum nicht entsagen wollten, herauskommen und ihre Strafe empfangen sollten; die andern aber sollten zurückbleiben und Gnade erlangen. Da blieb nun kein einziger im Haus, auch der nicht christliche Japaner kam beherzt heraus; er war in der Nacht von den andern bekehrt worden, und ließ sich muthig mit ihnen kreuzigen. — Seht Kinder, zu solcher Standhaftigkeit selbst im Tod vermag die christliche Religion ihre Bekenner zu begeistern!

Franz. Zu welcher Religion gehören denn aber die Japaner?

Robinson. Zur Religion der Sintos. Sie glauben ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele; auch verehren sie die Seelen verdienstvoller Männer. Das Oberhaupt dieser Religion ist eine Art von Pabst, Dayro-Soma genannt, der von dem japanischen Volk sehr verehrt wird. Selbst der Kaiser macht ihm jährlich einen Besuch mit einem Gefolge von mehr als tausend Personen, um ihm seine hohe Achtung und vielleicht eine Art Huldigung zu beweisen. Es hat dieser Dayro-Soma zu Miaco, einer sehr großen, drei deutsche Meilen langen Stadt auf der Insel Nipon einen prächtigen Pallast mit weitläufigen Gärten umgeben, der von den übrigen Theilen der Stadt getrennt ist. Einen noch prächtigeren aber bewohnt der Kubo-Soma oder Kaiser in der Stadt Jedo. Es ist dieses große und reich geschmückte Gebäude mit einem schönen vergoldeten Dach, weitläufigen Gärten, auch anderen Gebäuden umgeben, die in drei Bezirke abgetheilt sind, von denen der äußere an fünf Meilen im Umfang haben soll. Dieser große Pallast liegt in der Mitte der Stadt Jedo; es ist also nicht ganz unglaublich, daß die Stadt selbst

gegen zwanzig deutsche Meilen im Umfang haben, und man einen ganzen Tag brauchen soll, wenn man von dem Anfang der einen Vorstadt bis zum Ende der andern reitet. Ist dieß alles wahr, wie mein Chineser es versicherte, so ist also nicht Pekin, sondern Jedo die größte Stadt der Welt. Japan ist aber deswegen weder das größte, noch das volkreichste Land, denn es enthält nicht mehr als zehn Millionen Menschen, folglich nicht halb so viel als Frankreich oder Deutschland; deswegen ist auch schwer zu glauben, daß der Kubo mehr als 280 Millionen Einkünfte haben soll; denn so viel hatte vor der Revolution der König von Frankreich nicht von seinen fünf und zwanzig Millionen Unterthanen. Daß aber der Regent von Japan große Schätze an Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen besitzt, will ich gern glauben.

Die japanischen Städte werden, wie die unsrigen, von Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern bewohnt; sie sind aber nicht mit Mauern, sondern nur mit einem Wall und Graben umgeben. Auf den drei Hauptinseln, woraus das japanische Reich besteht, nämlich Nipon, Kiusan und Xicoco sollen sich dreizehnhundert Städte und viele schöne Flecken und Dörfer befinden. Sie sind meistens

regelmäßig gebaut, bestehen aus geraden Straßen, und jede Straße hat ein Thor, das in der Nacht geschlossen werden kann.

In Künsten und Wissenschaften sollen es die Japaner viel weiter gebracht haben, als die Chineser; überhaupt müssen sie ein gebildetes und kunstreiches Völkchen seyn, denn es fehlt bei ihnen nicht an Erziehungsanstalten, an Schulen und Universitäten; sie verfertigen kostbare Seiden- und Baumwollenzeuge, schöne lakirte Waaren, ein weltberühmtes Porzellan und allerlei niedliche Arbeiten von Gold, Silber, Kupfer, Stahl, womit sie einen ansehnlichen Handel treiben. Sie verkaufen aber auch an die Holländer und Sineser viele rohe Waaren, als Reis, Kampfer, Thee, Metalle, Edelsteine, Seemuscheln, Ambra.

Der Gewinn, den die ausländischen Kaufleute mit diesen Waaren machen, ist sehr groß. Deswegen scheuen sie auch nicht die gefährlichen Wirbelwinde und Stürme auf dem japanischen Meere, welche besonders in den Monaten Juni und Juli die Schiffahrt gefährlich machen, zumal da es auch nicht an Klippen, Sandbänken und Untiefen fehlt. Mein Chineser bereicherte sich in kurzer Zeit durch den Handel in Japan, und brachte, wie ich euch

schon gesagt habe, große Schätze in sein Vaterland zurück, ob er gleich mehrere dürftige Familien und unter andern eine Verwandte unterstützte, deren Mann sich auf Befehl des Kaisers hatte den Bauch aufschneiden müssen. . . .

„Den Bauch aufschneiden?"

Ja, ja den Bauch aufschneiden. Es hatte dieser Mann eine ansehnliche Bedienung am kaiserlichen Hof; auf einer Reise warf er den Dabis im Rausche mit Koth, und diese gotteslästerliche That wurde dem Kaiser berichtet, der ihn so strenge dafür bestrafte. . . .

Ich lese in euern Augen die Frage, wer denn dieser Dabis war? Es ist das ein großes kupfernes Götzenbild, viermal so hoch als ich, oder so hoch als unser Haus bis an das Dach. Es hat die Gestalt eines Menschen, der auf dem Boden knieet, und mit dem Hintern auf den Fersen aufsitzt. Seine Arme und sein ganzer Leib sind erstaunlich lang. Es steht dieses Bild an einer Landstraße, und wird von den Japanern hoch verehrt, weswegen auch jede Beleidigung, welche demselben zugefügt wird, strenge geahndet wird. Ein anderes solches Götzenbild, noch größer als dieses, ist in dem Haupttempel der Stadt Miaco zu sehen, wo es von Bonzen

oder Priestern bedient wird, die von den Opfern an Reis und kleinem Geld leben, welche von den Gläubigen gebracht werden.

Der Kothwurf also, womit der Dabis beleidigt wurde, kostete einem Menschen das Leben. Daß ihm der Befehl gegeben wurde, sich den Bauch aufzuschneiden, darf euch nicht wundern, denn das ist Sitte an dem Hof zu Jedo, und man hält es für viel honorabler als das Kreutzigen. Wenn der Kaiser mit einem Großen oder sonst mit einer angesehenen Person im Staate nicht zufrieden ist, so schickt er ihn nicht, wie es bei uns der Gebrauch ist, auf eine Festung, auch läßt er ihn nicht köpfen oder stranguliren, sondern er gibt ihm den Befehl, sich den Bauch aufzuschneiden, und das muß auf der Stelle geschehen. Diese Art zu sterben ist bei den Japanern so beliebt, daß sie sich nie, wenn sie des Lebens müde sind, eine Kugel vor den Kopf schießen, sondern sich lieber den Bauch aufschlitzen. Auch schneidet sich gar mancher im ersten Verdruß über eine erlittene Beleidigung den Leib auf, wenn er nicht die Möglichkeit vor sich sieht, sich an seinem Feinde anders rächen zu können.

Solche Thoren sind wir nicht, schrie Franz; wir wissen unsern Leib besser zu pflegen, und wir

haben eben jetzt eine gar erwünschte Gelegenheit dazu, denn ich höre in dem Nebenzimmer die Teller klirren. Wer es also besser meint mit seinem Leibe, als die närrischen Japaner, der erhebe sich in den Speisesaal.

Alle standen auf, und die Erzählung hatte für diesen Abend ein Ende.

Eilfter Abend.

Reise nach Siam. Sturm. Schildkröten-fang. Die Halbinsel Malacca. Ankunft zu Schuthia im Königreich Siam. Despotenunfug der Könige von Siam. Ueberschwemmungen des Muanstromes. Fruchtbarkeit des Landes und Trägheit der Einwohner. Druck, unter welchem die Frauen leben. Ehemaliger Reichthum der Könige von Siam und ihrer Residenzstadt. Eroberung des Landes durch die Avaner. Grausamkeiten, die sie verübten. Bestrafung der Missethäter in Schuthia. Ein Talapoi oder Priester der Siamesen wird lebendig verbrannt. Lebensweise der Talapoinen.

Den folgenden Abend setzte Oheim Robinson seine Reisegeschichte fort.

Unser Schiff, hub er an, steuerte ungehindert seiner Bestimmung entgegen. Da wir aber vor der Insel Borneo vorbeisegeln mußten, und mir seh-

daran gelegen war, den Schiffskapitän, der mich so freundlich aufgenommen und über die Südsee in diese Gegenden gebracht hatte, nochmals zu sprechen, so suchte ich den Herrn des jetzigen Schiffes zu bereden, auf Balambagan zu landen, und ich fand ihn nicht abgeneigt dazu.

Glücklich traf ich noch den Befehlshaber der Britannia. Eben war er beschäftiget, sich segelfertig zu machen; aber die Schiffsschreiberstelle, die ich eine Zeit lang verwaltet hatte, war indessen an einen andern vergeben worden. Der Kapitän erbot sich, mich nach Europa zurück zu führen. Sollte ich aber ganz Vorder- und Hinterindien, Persien und Arabien, nebst so vielen andern merkwürdigen Ländern und Völkern den Rücken kehren, ohne meine Neugier und meine Reiselust zu befriedigen? Nein, das vermochte ich nicht über mich; ich wollte sehen, was zu sehen möglich war, und mich nicht damit übereilen. Die Dankbarkeit meines Chinesers gab mir die Mittel dazu an die Hand; er hielt treulich sein Wort, und beschenkte mich mit einer Freigebigkeit, die meine Erwartung weit übertraf.

Wir fanden auf Balambagan ein Fahrzeug, das nach Siam steuern wollte. Diese Gelegenheit war erwünscht. Wir benutzten sie, und unser bisheriger

Schiffer, dem wir die volle Ueberfahrt bezahlten, ließ sich es gern gefallen. Noch vor uns lichtete die Britannia den Anker, und wir folgten ihr bald nach.

Ein frischer Wind führte uns dem Meerbusen von Siam entgegen. Gleich in den ersten Tagen wurden uns aber viele von unsern Leuten an der Ruhr krank, und dieser Zufall war um desto verdrießlicher, da unser Fahrzeug klein und schlecht bemannt war. Die gesunden mußten daher unermüdet arbeiten. So lange das Wetter gut blieb, ging alles an; bald aber wurde es anders. Eines Abends, da ich auf dem Verdecke lag, erhub sich auf einmal ein kleiner Wind. Der Bootsmann sah beim Mondenschein gegen Norden eine schwarze Wolke aufziehen. Diese Wolke war der Vorbote eines heftigen Sturms. Die Matrosen erhielten Befehl, so schnell als möglich die Masten zu besteigen, und die Segel, die alle ausgespannt waren, fest zu binden. Kaum waren die Leute damit fertig, so erhub sich der schrecklichste Orkan. Die Wolken eilten, breiteten sich aus und überzogen bald den ganzen Himmel. Wir wurden, obgleich ohne Segel, schnell und mit großer Gewalt nach Süden zurückgetrieben. Das Steuerruder wurde festgebunden, kein Mensch

konnte oben bleiben, alle verkrochen sich. Die hohen Wellen schlugen beständig über Bord, das Schiff schwankte schrecklich und wurde bisweilen so tief seitwärts geworfen, daß sich unten und in unserer Kajüte alles umkehrte. Die Kranken fielen auf einander und erhoben ein klägliches Geschrei. Die eine Schiffsseite senkte sich meistens so stark seitwärts, daß wir alle Augenblicke befürchteten umzuschlagen. Menschenhülfe war vergeblich. Schreien, Seufzen und Wehklagen mischte sich in das Rauschen des Meers, das Brüllen des Windes, das Schlagen des Tauwerks. Wir waren alle ohne Hoffnung und empfahlen Gott unsere Seele. Die Seeleute versicherten, daß sie nie einen ähnlichen Sturm ausgestanden hatten. — So schwebten wir zwei Tage lang zwischen Leben und Tod. Das Schiff wurde leck, die Patienten alle noch kränker. Das Wasser mußte ausgepumpt werden; jeder der noch etwas Kräfte hatte, sollte helfen; am Tage ließen sie sich's auch alle gern gefallen, aber in der Nacht waren wenige dazu zu bringen. Unser Schiff war erst vier Jahre alt, also noch ganz fest; allein seit langer Zeit hatte man es nicht kalfatert; das Wasser drang daher zu vielen Fugen hinein. Ueberdem war zu befürchten, daß wir vielleicht in der

Nacht auf Klippen und Sandbänke laufen möchten, denn der Meerbusen von Siam ist voll kleiner Inseln und Felsen. Am meisten waren unter solchen Umständen die Kranken zu bedauern, unter welche auch eine von den Frauen unsers Chinesers gehörte; kaum konnte ihnen bei dem entsetzlichen Schwanken des Schiffes ein Trunk Wasser gereicht werden. Am zweiten Abend sahen endlich die Matrosen Land. Es war ein hohes weißlichtes Felsenufer. Da wurden wir wieder froh. Man warf das Senkblei aus, und wir fanden eine Tiefe von zwanzig Klaftern. Wir näherten uns mehr dem Land, und ließen die Anker fallen. Der Wind wollte aber noch im geringsten nicht nachlassen. Sah man über Bord, so fuhren die Wellen viel höher als das Schiff, und schlugen beständig über. Oft sank es so zwischen die Wogen hinein, daß es lange nicht mehr herauf kam. Es war schon ziemlich leck, einige Seeleute besorgten daher, der Sturm möchte es ganz aus einander reissen und versenken, denn ein Schiff vor Anker leidet in großen Stürmen immer viel mehr, als wenn es auf freier See schwebt; aber wir konnten es nicht ändern, denn hätten wir die Anker aufgezogen, so würden wir wahrscheinlich an das Ufer geworfen worden und gescheitert seyn. Wir mußten

also aushalten. Die Wellen spielten mit unserm Fahrzeug wie mit einem Holzspahn, und schaukelten und rüttelten es so von allen Seiten, daß wir jeden Augenblick unserm Untergang entgegen sahen. — Am folgenden Morgen legte sich endlich der Sturm, und ob gleich das Schwanken des Schiffes noch bis gegen Abend anhielt, so glaubten wir uns doch außer Gefahr. Unsere Segel waren stark beschädigt, das Tauwerk losgerissen, und das ganze Fahrzeug in solche Unordnung gebracht worden, daß wir genug zu thun hatten, ehe wir es wieder in segelfertigen Stand brachten. Das Land, an welchem wir lagen, war eine wüste Insel zwischen Borneo und der Halbinsel Malacca, auf der wir durchaus keine Unterstützung fanden. — Wir hielten uns dessen ungeachtet für sehr glückliche Menschen; der Tod hatte uns schon in seinem Rachen, und wir fühlten uns nun alle zu einem längeren Leben berufen. Mein Chinese umarmte hundertmal mich, seine Frauen, unsere Schiffer, und erhielt dagegen andere Beweise von Freude und Liebe. — Ich hatte schon viele Stürme auf größeren Schiffen ausgestanden, noch keinen aber auf einem so kleinen Fahrzeug. Die Gefahr war hier ungleich größer und schauderhafter.

Wir waren mehrere Tage lang mit der Ausbes-

serung des Schiffes beschäftiget. In der Nacht belustigte sich ein Theil der Mannschaft mit dem Schildkrötenfang, denn wir hatten bemerkt, daß in einigen sandigen Buchten der Insel eine Menge solche Thiere an das Land kamen. Ihr Fleisch ist bekanntlich sehr gesund und wir hofften damit unsere Patienten wieder herzustellen, was uns auch mit den meisten gelang.

Abends, wenn es anfing dunkel zu werden, fuhr ich mit unsern andern Schildkrötenfängern ans Land. Wir postirten uns hinter einen Felsen, wo wir auf den weißen Sand die aufsteigenden Schildkröten sehr gut sehen und ihr Blasen hören konnten. Wir verhielten uns stille, und ließen herankommen so viel nur wollten. Gegen Mitternacht aber, da sie sich bereiteten, wieder zurück zu kehren, schlichen wir hinter dem Felsen hervor, packten sie, und legten sie auf den Rücken, in welcher Lage sie sich nicht mehr helfen konnten. In einer einzigen Nacht bekamen wir über dreißig, und wir hätten vielleicht über hundert umlegen können, wenn wir gewollt hätten. Alle Schildkröten, die wir fingen, waren weiblichen Geschlechts. Sie kommen an das Land, um ihre Eier zu legen, und von der Sonne ausbrüten zu lassen. Sie graben zu dem Ende mit

ihren Schwimmfüßen ein Loch in den Sand, lassen die Eier hinein fallen und decken sie wieder mit Sand zu. Nach einiger Zeit schlüpfen die Jungen aus, und nehmen sogleich ihren Weg nach dem Wasser; eine große Menge wird aber von den Vögeln, den Ratzen und andern Raubthieren aufgefressen, ehe sie die See erreichen können. Die Eier sind rundlicht, weiß und haben ungefähr zwei Zoll im Durchmesser. Sie sind mit einer zähen Haut umgeben, die eher eine Beule annimmt, als daß sie zerbrechen sollte, wenn man mit dem Fuß daran stößt. Die Gattung Schildkröten, welche wir fingen, wogen über drei bis vierhundert Pfund mit der Schale. Mit einem einzigen solchen Thier können hundert und funfzig Mann zweimal gespeist werden. Ihr Fleisch ist gut und hat keinen Thrangeschmack. In mancher solchen Schildkröte fanden wir zwölf bis funfzehnhundert Eier. Einen Theil von unsern Gefangenen schlugen wir mit Keulen todt und salzten sie ein; einen andern Theil brachten wir lebendig auf unser Schiff, denn sie können fünf bis sechs Wochen lang an Bord ohne Nahrung leben; nur muß man sie täglich wenden und fleißig mit Seewasser begießen.

Unser Schiff war nun wieder segelfertig, und

wir setzten unsere Reise längs der Ostküste der Halbinsel Malacca fort.

Auf dieser Halbinsel befinden sich mehrere nicht unansehnliche Reiche, unter welchen Johor, Pahang, Queda die bekanntesten sind. Sie sind reich an mancherlei schönen Producten, besonders Zinn, welches man für das beste in der Welt hält. Es klingt wie Silber, und ist beinahe eben so weiß und fein. Auch fehlt es nicht auf Malacca an Sago, Pfeffer, Bambusrohr, Reis, Rindvieh und Geflügel. Die Bewohner, Malayen genannt, sind aschfarb, und weltberühmt durch ihre schöne, kräftige Sprache, die in ganz Hinterindien gesprochen wird, aber auch durch ihr verschmitztes Wesen und ihre Treulosigkeit. Sie sind kühne Seefahrer, und treiben einen ausgebreiteten Handel. Ich glaube euch aber schon gesagt zu haben, daß nicht alles, was man auf den ostindischen Inseln Malayen nennt, wirklich aus Malacca ist; man versteht unter einem Malayer einen muhameddanischen Indianer, weil die Malayer sich wirklich zu dieser Religion bekennen.

Im südlichen Theil der Halbinsel Malacca liegt auch die kleine Stadt Malacca, die meistens aus hölzernen, schmutzigen Häusern besteht, und

nicht mehr als zwölftausend Einwohner enthält, worunter achttausend Chineser sind. Sie soll sich aber sehr angenehm und mahlerisch ausnehmen, weil sie ganz von Palmen und andern Bäumen umwachsen ist. Es ist diese Stadt ein Eigenthum der Holländer; sie haben sich dadurch zu Herren über die Meerenge von Malacca gemacht, und erheben von allen durchfahrenden Schiffen einen Sundzoll.

Die Verwandten meines Chinesers wohnten in Schuthia, der ehemaligen Residenzstadt des Königs von Siam, der jetzt seinen Hof in Bankok hat. Sie liegt auf einer Insel des Flusses Müan, nicht weit von seinem Ausfluß in den Meerbusen von Siam. Dieser Stadt nun steuerten wir zu und erreichten sie glücklich vier Wochen nach unserer Abfahrt von Balambangan.

Mein Freund wurde liebreich aufgenommen, wie er es erwartet hatte. Als aber seine Verwandte hörten, daß seine Absicht sei, sich bei ihnen niederzulassen, widerriethen sie es ihm alle. Du fliehst die Hudeleyen unbarmherziger Despoten, sagten sie; in keinem Lande der Welt ist aber der Despotenunfug größer als in Siam. Kein Fürst regiert willkührlicher als unser König; wir sind mehr seine Sclaven als seine Unterthanen. Sechs Monate lang

müssen wir jährlich für ihn arbeiten, nur in den andern sechs Monaten ist es uns vergönnt für den Unterhalt unserer Familie zu sorgen. Ein Theil von uns muß den König bewachen, oder seine Felder und Gärten anbauen, oder in seinen Hofwerkstädten arbeiten; ein anderer Theil hat die Staatsminister und anderen Reichsbeamten zu bedienen und für sie zu frohnen, noch ein anderer Theil ist zur Landesvertheidigung bestimmt. Und wir sind nicht nur Sclaven des Königs und seiner Beamten, sondern auch seines Viehes. Er hat eine große Menge Elephanten, die mit der größten Sorgfalt verpflegt werden müssen. Jeder Elephant hat funfzehn und noch mehr Wärter, und das sind wir. Oft läßt man sie, um sie besser zu füttern, auf unsern Feldern und in unsern Gärten wühlen, und niemand darf sich unterstehen, sie davon abzuhalten; nur durch Geschenke kann man Verschonung von diesem Druck erlangen. Und kommen die Thiere nicht, so erscheinen in unsern Gärten die Diener und Soldaten des Fürsten und mustern unsere Obstbäume. Alles schöne und schmackhafte Obst, das sie antreffen, wird für die Tafel des Königs und seiner Minister weggenommen, oder einstweilen aufgezeichnet; die Eigenthümer dürfen es dann nicht mehr berühren,

und sind nur noch die Wächter desselben. Auch treiben der König und seine Minister allein den Handel mit den Ausländern, an die sie Elfenbein, Blei, Salpeter und andere Landesprodukte verkaufen. Von allen Waaren, die ein- und ausgeführt werden, bestimmt der König selbst den Preis; er taxirt die Waaren der Fremden sehr gering, die Ausfuhr-Artikel hingegen desto höher, und so macht er, daß nur sehr wenige Schiffe bei uns einlaufen, und der Verkehr mit dem Auslande beinahe ganz darnieder liegt. Den Handel im Innern läßt er uns freilich, weil er ihn im Kleinen nicht treiben kann, er streckt uns sogar Geld dazu vor, wenn wir es verlangen, wir müssen ihm aber jährlich funfzig Prozent, ja noch mehr Zinsen davon geben. Alles Geld, das er auf solche Art erwuchert, kommt in seine Schatzkammer, wo es liegen bleiben wird, bis wieder einmal ein kriegslustiger Nachbar erscheint und es abholt. Auf solche Weise wurde das Reich des Großmoguls in Vorder-Indien zu Grunde gerichtet; so ist es in den sechziger Jahren auch uns bereits ergangen, und wird uns noch öfter ergehen. Doch es mag seyn, wir gönnen ihm seine Goldkisten, wenn er uns nur unsere Kinder ließe; aber wir sind weder unserer Söhne noch unserer Töchter sicher. Die

Söhne werden zu Kriegs- oder Frohndiensten ausgehoben, und unsere schönsten Töchter raubt man uns zur Bedienung der Frauen des Königs, der Minister und anderer Großen. Wollen wir sie behalten, so müssen wir sie aufs schnellste verheirathen, oder die Leute, welche sie abholen sollen, mit großen Geldsummen bestechen. Nein theure Freunde, wenn ihr ein Land sucht, wo Glück und Freiheit blüht, so dürft ihr euch nicht im Königreich Siam niederlassen.

Dieß ungefähr war die Schilderung, welche meinem Chineser von der Regierung in Siam gemacht wurde. Er beschloß daher erst eine Zeit lang im Lande zu verweilen, und sich durch eigene Erfahrung zu überzeugen, ob wirklich alles so böse gemeint sei, als man ihm versicherte. Fände er hier die Ruhe und das Glück nicht, nach dem er strebte, so wollte er nach Java, und unter dem Schutze der Holländer seine Tage beschließen.

Wir mietheten uns in der Stadt Schuthia ein Haus an einem Kanal, an welchem ein schönes bequemes Bad angelegt war. Das Königreich Siam liegt zwischen den Wendekreisen; die Hitze ist daher im Sommer sehr groß, und man bedarf der Bäder, sich abzukühlen. Die Häuser zu Schuthia sind

alle auf Pfähle erbaut, denn der große Strom Müan, von dem die Stadt eingeschlossen ist, tritt jährlich aus, wie der Nil in Aegypten, und setzt sechs Monate lang die ganze Gegend unter Wasser. Man fährt dann in Kähnen von einem Hause zum andern, und unzählige Fahrzeuge füllen die Straßen. Gewöhnlich fängt die Ueberschwemmung im Julius an, das Wasser steigt täglich zwei Zoll, und erreicht eine Höhe von dreißig bis vierzig Fuß. Von diesen Ueberschwemmungen hängt die Fruchtbarkeit des Landes ab, denn sie vertreten die Stelle des Regens, der in Siam äußerst selten ist. Der Schlamm, den der Fluß absetzt, düngt die Felder, und befördert ungemein den Wachsthum. Die Einwohner können beinahe alles der Natur überlassen, die so mütterlich für sie sorgt. Sie haben nicht viel mehr Mühe als ihren Reis zu säen und die Vögel davon abzuhalten, die in so großen Flügen umherschwärmen, daß sie öfters die Luft verfinstern. Alles wächst äußerst schnell und üppig. Eben dadurch aber werden die Siameser so faul, daß sie auch die geringe Arbeit, welche die Natur noch von ihnen fordert, nicht mehr verrichten mögen. Die Männer besonders sind über allen Glauben träge. Die meisten Geschäfte, welche Anstrengung verlangen, schie-

ben sie ihren Weibern zu. Indessen die bequemen Eheherren ihre faulen Glieder dehnen, müssen die Frauen das Feld bestellen und Holz fällen. Mit Tagesanbruch stehen die guten Weibchen auf, und bereiten für ihren Gemahl ein Frühstück aus Reis und Fisch. Der Mann nimmt es zu sich und schläft wieder bis Mittag, dann speißt er und legt sich zur Mittagsruhe nieder. Erst sehr spät erhebt er sich, aber nicht zur Arbeit, sondern um seinem Vergnügen nachzugehen.

Eben dieselbe Tyrannei, welche der König über seine Unterthanen ausübt, übt der Mann über seine Frau, oder seine Frauen aus, denn auch in Siam kann jeder Mann so viel Weiber haben als er will. Die Mädchen unterwerfen sich willig dieser Sclaverei, wenn sie sich verheirathen, denn sie sind dieselbe schon an ihren Müttern gewohnt, und wissen kaum was Freiheit ist. Viele werden in ihrem zwölften Jahr verheirathet, und die meisten haben einen so hohen Begriff von der Ehrfurcht, die ihrem Gemahl gebührt, daß sie es nicht wagen, sich neben ihn zu setzen, mit ihm zu essen, oder in seinem Boote mit ihm zu fahren. Sie sind also mehr seine Mägde als seine Freundinnen und Lebensgenossinnen.

Ich durchirrte mit meinem Chineser die Straßen der Stadt Schuthia, die öfters auch Siam genannt wird. Sie hatte sich noch nicht erholt von der Zerstörung, welche die Avaner im Jahr 1767 hier angerichtet hatten, und auf welche noch viele andere Unruhen folgten. Die Stadt enthielt ehedem eine Menge reicher Pagoden und einen prächtigen Pallast des Königs, auch ein Arsenal voll Kanonen, Flinten und anderer Kriegsgeräthe. In der größten der Pagoden war ehedem ein Götzenbild, das fünf und vierzig Fuß hoch, und wie man uns versicherte, von massivem Gold war. Man hatte diesen Tempel mit Calin, einem Metall gedeckt, welches die Mitte zwischen Zinn und Blei hält, und im Innern sah man nichts als Gold. Eben so war ein goldenes Götzenbild in einer Pagode vor der Stadt und vielleicht in noch mehr andern. Noch größere Pracht herrschte in dem Pallast des Königs, der mit den Nebengebäuden anderthalb Stunden im Umfang hatte. Die Nachricht von dem Gold und den Reichthümern in dieser Königsstadt reitzte die Raubbegierde des Königs von Ava, der bereits Pegu unterjocht hatte. Sein Heer brach in das Land ein, näherte sich der Hauptstadt, und eroberte sie in Sturm. Man legte Feuer an,

und alle Schätze des Pallastes und der Pagoden wurden ein Raub der Flammen. Die Wuth der Eroberer ging so weit, daß sie in ihrer Blindheit mit eigener Hand die Kostbarkeiten vernichteten, die sie angelockt hatten. Um diesen Schaden zu ersetzen, peinigten sie die Einwohner auf das grausamste, verbrannten ihnen die Fußsohlen, und ersannen noch andere Martern, daß sie ihnen entdecken sollten, wo ihre Schätze verborgen lägen. Die Talapoinen, oder Priester der Tempel, wurden geschleift und gespießt; alle Gassen und Kanäle, selbst der Fluß waren mit todten Körpern angefüllt, die unbegraben verfaulten, die Luft verpesteten und ansteckende Krankheiten erregten. Alle Große und Lieblinge des Königs wurden in Ketten geschmiedet und zu den Galeeren verurtheilt. Der Regent selbst suchte seinem Schicksal durch die Flucht zu entgehen; er war aber kaum aus dem Pallast, so wurde er erkannt und auf der Stelle ermordet; die Prinzen und Prinzessinnen aber warf man in Gefängnisse. — Durch Noth und Elend wurden endlich die Avaner genöthigt, die Stadt und das Königreich wieder zu räumen. Und nun kamen die Siameser, welche sich in den Wäldern versteckt hielten, wieder hervor, und übten an den zurückgebliebenen

Avanern durch die unerhörtesten Grausamkeiten ein schreckliches Vergeltungsrecht aus. Erst lange nachher wurde es wieder ganz ruhig, so daß die alte Ordnung der Dinge eintreten konnte.

Wir fanden allenthalben bei den Siamesern eine große Liebe zur Reinlichkeit, zumal an ihrem Körper. Niemand macht einen Besuch, ehe er sich vorher gebadet und mit wohlriechenden Wassern durchduftet hat. Ihre Zähne färben sie schwarz wie Ebenholz. Alle Barthaare werden von den Männern ausgerauft, die Nägel an den Fingern aber lassen sie sich wachsen, denn sie gelten bei ihnen für eine Schönheit, und die Tänzerinnen schmücken sich sogar mit kupfernen Nägeln. Männer, Frauen und Jungfrauen sind sehr leicht gekleidet; ein Stück Kattun oder Seide, ungefähr fünf Ellen lang, macht ihre ganze Bedeckung. Die Männer schlagen es um die Hüften und ziehen es um die Beine, daß es ungefähr aussieht wie Beinkleider; die Frauen tragen es wie einen engen Rock, und den Busen bedeckt ein Schleier. Die übrigen Theile des Körpers sind blos. Im übrigen betragen sich die siamesischen Frauen und Jungfrauen ungemein sittsam und bescheiden. Es fehlt auch beiden Geschlechtern nicht an Bildung, wenigstens lernen Knaben und Mäd-

chen in früher Kindheit schon lesen, schreiben und rechnen.

Indeß wir die Straßen von Schuthia durchwanderten, und die schlechtgebauten Häuser betrachteten, wurden wir von sieben zusammengefesselten Menschen um ein Almosen angesprochen. Es hatte jeder noch außer seinen Ketten einen großen Klotz an den Beinen, und eine Art Leiter um den Hals, die ihn am Laufen hindern sollte. Sie jammerten uns, und wir beschenkten sie reichlich. Es waren diese Leute Züchtlinge, die beggangener Verbrechen wegen eine gewisse Zeit so geschlossen bleiben mußten. Man ist unbekümmert um ihren Unterhalt, und läßt sie ihre Nahrung in der Stadt betteln. Oft rauben sie vor Hunger mit Gewalt, was man ihnen in der Güte versagt, dann aber werden sie mit Schlägen mißhandelt, und müssen theuer dafür büßen. Des Nachts halten sie sich in einem runden Platz auf, der mit Pfählen eingeschlossen und mit Baumblättern bedeckt ist. Einer nach dem andern muß des Nachts die Worte ausrufen: Ich habe dieses oder jenes Verbrechen begangen, und bin deswegen hier in Gefangenschaft. Verschläft einer die Stunde zu diesem Bekenntniß, so wird er von dem Kerkermeister, der die Wache,

hat, mit Schlägen aufgeweckt. Gestank und Ungeziefer machen einen so gräßlichen Aufenthalt noch abscheulicher. An dem Eingang steht ein vergoldeter Götze, der Ketten und alle Werkzeuge der gesetzlichen Strafen in seiner Hand hält. Die Gefangenen, welche zur bestimmten Zeit losgelassen werden, zünden zum Dank für ihre Befreiung vor diesem Götzenbild eine Wachskerze an.

An einem der folgenden Tage sahen wir einen großen Volksauflauf. Wir erkundigten uns nach der Veranlassung und hörten, daß ein Talapoi lebendig verbrannt werden sollte, weil er sich seinem Gelübde zuwider heimlich verheirathet hatte.

Die Talapoinen sind bei den Siamesern eine Art Mönche, die theils in Klöstern beisammen leben, theils einsam sich in Wäldern und Wüsten aufhalten, und ihr Leben frommen Betrachtungen und dem Dienste des Sommona Kodom widmen. So nennen sie ihren Propheten oder ihren Messias, der schon aus der grauen Vorzeit aus einer Blume entstand, die aus dem Nabel eines Kindes hervorgewachsen war. Als er gewisse Jahre erreicht hatte, wurde er der erste Talapoi der Wälder. Er lehrte die Verehrung der Gottheit, die Seelenwanderung und andere Geheimnisse seiner neuen

Religion. Dann starb er, und seine Seele hielt sich fünfhundert Jahre lang in den Körpern von allerlei Thieren auf, bis sie endlich vollkommen geläutert in den Himmel aufgenommen wurde. Von jener Zeit an wurde Sommona Kodom göttlich verehrt, und sein Bild, das einen nackten Menschen sitzend mit über einander geschlagenen Beinen vorstellt, in allen Pagoden angebetet. Seinem Dienste widmen sich vorzüglich die Talapoinen, und versprechen ihm durch ein feyerliches Gelübde fromm und keusch zu leben, sich nie zu vermählen, und seine Gebote unverbrüchlich zu halten.

Mit diesem Gelübde ist es so ernstlich gemeint, daß derjenige, welcher ihm entgegen handelt, ohne Gnade verbrannt wird. Ein solcher Fall war während meines Aufenthalts in Schuthia eingetreten, und die Vollziehung der Strafe sollte an jenem Tag vorgenommen werden.

Wir folgten dem Zug des Volkes nach einem großen Platz an dem einen Ende der Stadt. Wir erwarteten, daß dort ein Scheiterhaufen aufgerichtet seyn würde; allein wir irrten uns. Es war eine Art Schmelzofen, in welchem kein Feuer zu sehen war. Der Verbrecher wurde nach einer Viertelstunde unter starker Bedeckung herbeigeführt. Sol-

daten schlossen einen großen Kreis, um das Volk abzuhalten. Wir sahen, daß er mit dem Gesicht fest auf den Ofen angefesselt wurde, so daß er sich nicht bewegen konnte. Nun erst schüttete man auf den Heerd gerade unter seinem Gesicht einige Körbe voll Kohlen, die auf ein gegebenes Zeichen angezündet wurden, so daß der ganze Kopf des Verbrechers nach und nach verbrannt wurde.

Diese Strafe schien mir Anfangs sehr grausam; es ist aber glaublich, daß der Delinquent schon nach wenigen Minuten durch die Hitze und den Kohlendampf erstickt wird.

So ist denn der Tod dieser Menschen oft noch elender als ihr Leben, das wirklich auch nicht beneidenswerth ist. Schon um vier Uhr Morgens werden sie durch eine große Glocke zum Gebet geweckt. Sie müssen aufstehen sobald es so hell ist, daß sie die Adern auf der Hand unterscheiden können. Sie gehen aber nicht eher in den Tempel, als bis es Tag ist, weil sie befürchten müßten, in der Dämmerung auf einen Wurm zu treten, und dadurch ein Hauptgebot ihres Propheten: Du sollst nicht tödten, zu brechen. In dem Tempel bringen sie einige Stunden mit Gesang, Gebet,

und dem Anhören einer Predigt hin; dann durchziehen sie die Stadt und betteln um Almosen. Vor jedem Hause bleiben sie einige Augenblicke stehen, ohne etwas zu fordern, und wenn ihnen nichts gegeben wird, so gehen sie weiter. Sie tragen auf der Schulter einen eisernen Topf, in welchen sie sich alles legen lassen, ohne zu wissen was es ist. Man gibt ihnen auch gekochte und zubereitete Speisen, die sich oft sehr schlecht zu einander schicken. Diese Olla potrida ist nun ihre tägliche Nahrung. Es darf aber nichts davon auf den morgenden Tag aufgehoben werden, sondern was sie nicht essen, bekommen die Thiere. Sie halten alle vier und zwanzig Stunden nur eine einzige Mahlzeit, und speisen Mittags alle zusammen in einem grossen Saale. Nehmen sie ja ein Abendbrod zu sich, so sind es blos Früchte. Ihre übrige Zeit widmen sie dem Unterricht der Jugend. Abends wird wieder Gottesdienst gehalten; dann kehren sie den Tempel aus und legen sich zur Ruh.

Dieß ist das einförmige Leben der Talapoinen in den Städten. Den andern, die sich in den Wäldern aufhalten, ergeht es noch schlimmer, denn sie leben beinahe blos allein von Waldfrüchten.

und werden nur allzuoft von wilden Thieren zerrissen, obgleich sie und alle andere fromme Siamesen glauben, daß kein Tyger noch irgend ein anderes reissendes Thier sich an so heiligen Männern vergreifen werde. —

Zwölfter Abend.

Vermählung einer siamesischen Prinzessin. Feierlicher Hochzeitzug nach der Pagode. Elephantenjagd oder Elephantenfang. Elephantenkampf. Kampf zwischen einem Tyger und einem Elephanten. Beschreibung des Tygers und der Tygerjagd. Nützlichkeit des Elephanten. Rückreise nach Schuthia. Leichenbegängniß eines Talapoinen. Beerdigung der gemeinen Siameser.

Der König von Siam vermählte eben damals eine seiner Prinzessinnen, und bei dieser Gelegenheit sollte unter andern Feierlichkeiten eine Elephantenjagd angestellt und verschiedene Elephantenkämpfe gegeben werden. Der Wunsch, dieß alles mit anzusehen, bestimmte uns nach Bankok, der jetzigen Residenz des Königs, zu reisen. Es liegt diese Stadt sieben Stund Wegs von der See, und ist stark befestiget.

Mit frühem Morgen verkündigten hundert Kanonenschüsse die Feier des festlichen Tages. Alle Straßen waren gedrängt voll Menschen. Obgleich in Siam die Ehen blos durch die Verlobung des Bräutigams und der Braut ohne Zuziehung der Priester geschlossen werden, so hatte doch der König verordnet, daß sich die Neuvermählten mit den Aeltern, Verwandten und dem ganzen Hof in die große Pagode begeben, dem Propheten Geschenke bringen, ihm feierlich danken und seinen Segen zu der geschlossenen Verbindung erflehen sollten.

Dieß geschah. Alle Straßen, durch welche der Zug kommen sollte, wurden mit Teppichen belegt und mit Blumen bestreut. Die Prozession wurde zur festgesetzten Stunde durch einen Elephanten eröffnet, auf welchem ein Pauker saß. Ihm zur Seite ritten auf stattlichen Pferden zwei Trompeter. Eine Anzahl Mandarine folgten hierauf ebenfalls zu Pferd und eine große Menge andere zu Fuß. Nun kamen die Geschenke von funfzehn Elephanten getragen. Auf acht anderen waren Sessel angebracht, worauf die vornehmsten Hofbeamten saßen, dann folgten noch mehr Mandarine vom ersten und zweiten Rang. Jetzt erschienen auf prächtigen Sesseln, ebenfalls von Elephanten getragen, Braut und Bräutigam

mit ihren vornehmsten Dienern, dann der König und sein ganzes Chor Frauen, unter welchen die Mutter der Braut den Rang hatte, alle auf Elephanten; endlich der ganze Hof und die Abgeordneten der Provinzen und Städte theils zu Pferd, theils zu Fuß. Auf beiden Seiten der Straße waren Truppen aufgestellt, um das Volk in Ordnung zu erhalten.

Der Zug kam in dem dreifachen Vorhof der Pagode an. Wir folgten ihm. Auf der einen Seite der Thür des Tempels war eine Kuh, auf der andern ein schreckliches Ungeheuer abgebildet. Das Innere des Gebäudes glich ungefähr unseren Kirchen. Es war durch Pfeiler unterstützt. In einem abgesonderten Theil befanden sich vier metallene stark vergoldete Götzenbilder, sitzend vorgestellt mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen. Wahrscheinlich waren es Abbildungen des Sommona Kodom. Auf allen Seiten sah man nichts als Gold. Vor jenen Götzenbildern wurden nun die Geschenke ausgestellt; vor ihnen warf die Versammlung sich nieder und betete mit den Talapoinen. Es ließ eine Orgel sich hören, denn kein musikalisches Instrument der Christen gefällt den Siamesern so sehr als die Orgel, und das ganze Volk

stimmte einen Gesang an. Hierauf sprach der oberste Talapoi den Segen, und der ganze Zug ging in derselben Ordnung zurück nach dem Pallast.

Zwei Tage darauf wurde eine Elephantenjagd, oder vielmehr ein Elephantenfang angeordnet. Sechs und vierzig tausend Menschen wurden aufgeboten, einige Wälder und Berge zu umzingeln. Schon den Abend vorher mußten sie sich einfinden. Sie zündeten zwei Reihen Feuer um den ganzen Bezirk herum an, welche die ganze Nacht hindurch brannten. Nie sah ich etwas schöneres als diese Erleuchtung. In gewissen Entfernungen waren auch große Laternen aufgestellt; bei jeder befand sich ein Officier, verschiedene Jäger und eine Anzahl Kriegs-Elephanten. Von Zeit zu Zeit wurden kleine Kanonen abgefeuert, um die Elephanten dadurch abzuhalten, daß sie nicht durchbrechen möchten, wie es kurz vorher geschehen war, da man diese Vorsicht nicht gebraucht hatte. In dem umzingelten Jagdrevier befand sich ein sehr steiler Hügel; man glaubte, daß ihn ein so schwerfälliges Thier, wie der Elephant, nicht würde ersteigen können, weswegen auch weder Feuer dort angeschürt, noch Artillerie aufgestellt worden war; allein man irrte sich, denn zehn bis zwölf Elephanten hielten es für rathsamer, sich lie-

ber jeder Gefahr auf der jähen Anhöhe auszusetzen, als sich fangen zu lassen. Sie hingen sich mit dem Rüssel an einen Baum, um sich fest zu halten, zogen darauf den ganzen Körper nach, und faßten wieder einen höhern Baum, bis sie endlich die Spitze des Hügels erreichten, von da sie nicht mehr herab zu bringen waren.

Alle andere Thiere, die in dem umzingelten Bezirk eingeschlossen waren, wurden in einen engen, mit starken Pallissaden umgebenen Platz zusammengetrieben. Gegen acht Uhr Morgens erschien der König mit seinem ganzen Hof und einer starken Begleitung von Mandarinen. Alle die zu Pferd waren mußten sich auf einen Elephanten setzen. Es wurde etwa eine Stunde Wegs in den Wald geritten, bis an den Ort, wo die wilden Elephanten sich befanden. Der Platz war viereckig, und hatte ungefähr vierhundert Schritte im Umkreis. Von einer Entfernung zur andern waren große Oeffnungen gelassen. Ungefähr vierzig Elephanten trieben sich darin umher. Es wurde um den Platz ein Kreis von zahmen Elephanten geschlossen, deren gegen hundert in dem Gefolge des Königs waren, um das Durchbrechen der eingeschlossenen zu verhindern. Man ließ darauf zwölf der allerstärksten hinein, und

P 2

auf jedem saßen zwei Männer, die Seile in der Hand hielten, an welchen Schlingen waren, die sich leicht zusammenzogen. Die Enden der Seile waren an dem zahmen Elephanten befestiget. Nun ritten sie auf einen der wilden Gefangenen los, den sie in ihre Gewalt bringen wollten. Sobald er sich verfolgt sah, ergriff er die Flucht; allein umsonst; es fand sich nirgends ein Ausweg für ihn. Indeß er so herumrannte, warfen die Jäger, die ihm nachjagten, ihre Schlingen so aus, daß der Elephant bald mit dem Fuß hineintreten mußte. Sobald dieß geschah, zogen sie das Seil an, und nun war er gefesselt. In weniger als einer Stunde versicherte man sich auf gleiche Weise aller dieser Thiere.

Die Gefangenen wurden hierauf zwischen zwei andere Elephanten gestellt und nach Hause geführt. Nur fünf Tage werden erfordert, sie zu zähmen. Wenn sie so lange mit den zahmen in einem Stalle gestanden haben, so gewöhnen sie sich an ihre Sitten und Lebensart, fügen sich in den Verlust ihrer Freiheit, und lassen sich zum Dienste gebrauchen, wie die andern.

Am folgenden Tag wurde ein Elephantenkampf angestellt, dem der ganze Hof beiwohnte. Man gab

ihn auf einem grossen Platz vor der Stadt. Ich weiß nicht durch welche Mittel diese sonst ganz verträglichen Thiere so sehr gegen sich erbittert wurden. Sie gingen wüthend auf einander los; die Siameser ließen sie aber bei dem Kampf nicht ganz nahe zusammen kommen, sondern hielten sie von einander entfernt, und zwar mit Stricken, die an ihre Hinterfüße gebunden und an große Pfähle befestiget waren, so daß keiner des andern Rüssel, vielweniger die Leute erreichen konnte, die darauf saßen, und sie antrieben. Sie durften auch nicht lange kämpfen; nach fünf oder sechs Angriffen wurden Elephantinnen hereingeführt, um sie aus einander zu bringen, denn diese Thiere sind so galant, daß sie sich in Gegenwart ihrer Damen nicht leicht schlagen, wenn es nicht etwa den Besitz derselben gilt.

Nun fing aber ein anderer Kampf zwischen einigen Elephanten und einem ungeheuern Tyger an, bei dem es hitziger zuging. In die Mitte des Plazzes wurden drei Elephanten geführt, die es mit dem Tyger aufnehmen sollten. Der Kopf und ein Theil des Rüssels waren mit einer Art Küras bedeckt, der einer Larve glich. Auf ein Zeichen, das man gab, wurde auch der Tyger eingelassen; er hatte beinahe die Größe eines Maulthiers. Man

ließ ihm aber nicht seine volle Freiheit, sondern hielt ihn an Stricken zurück. Ein Elephant näherte sich ihm, und gab ihm mit dem Rüssel einige gewaltige Schläge auf den Rücken. Der Tyger stürzte betäubt hin, und lag eine Zeit lang wie todt auf der Erde. Die Stricke wurden ihm nun abgenommen, denn man hielt ihn durch die Schläge schon für ziemlich geschwächt. So bald er sich frei fühlte, erhub er ein schreckliches Geschrei, und wollte nach dem Rüssel des Elephanten springen. Der Elephant trat ihm aber entgegen, und eben in dem Augenblick, da derselbe über ihn herfallen wollte, ergriff ihn der Elephant mit dem Rüssel, und schleuderte ihn hoch in die Luft. Der Tyger wurde durch den Fall so betäubt, daß er keinen neuen Angriff wagen wollte, sondern durch die Pallissaden zu entkommen suchte. Es wurden jetzt drei andere Elephanten auf ihn losgelassen, die ihn so zerschlugen und zerstiessen, daß er sich nochmals auf die Erde warf und sich todt stellte. Einer der größten gab ihm jetzt einen Tritt mit dem Fuß und suchte ihn zu zermalmen. Der Tyger erhob ein klägliches Geheul, und wollte sich wieder aufraffen; allein umsonst; er wurde von den Elephanten zerstampft und blieb leblos liegen.

Jeder Kampf zwischen Tyger und Elephanten hat aber nicht einen so glücklichen Ausgang für letzteren, zumal wenn beide frei sind, denn wenn der Tyger den Elephanten zu packen bekommt, so reißt er ihm den Rüssel ab, springt ihm auf den Rücken, und zerfleischt ihn jämmerlich; in solcher Noth wirft sich aber gemeiniglich der Elephant zur Erde nieder, wälzt sich, um seinen ergrimmten Feind abzustreifen, und erdrückt ihn nicht selten unter seiner Last. So sterben bisweilen beide Kämpfer, beide als Sieger und Besiegte.

Indien ist das Vaterland der größten Tyger und Elephanten; auch fehlt es nicht an Löwen. Der Tyger unterscheidet sich von dem Leopard im Aeußern vorzüglich durch sein gestreiftes Fell. Der Leopard ist getupft, und wird nie so groß als der größte Tyger, der, wie ich schon bemerkt habe, oft die Größe eines Maulthiers erreicht. Ich glaube auch nicht, daß er ihm an Stärke beikommen werde, denn der Tyger packt öfters einen Gaul oder einen Stier, wirft ihn über den Rücken, und trägt ihn so im Maul fort, wie der Wolf ein Schaf. Tyger und Leoparden gleichen sich aber an Grausamkeit und Mordbegierde, auch an Schnelligkeit und Gewandtheit. Sie begnügen sich nicht, ein

Thier zu erwürgen, weil der Hunger sie dazu treibt, wie etwa der Löwe, sondern sie morden so lange es etwas zu morden gibt, und was sie nicht verzehren können, das lassen sie liegen. Mit Menschen machen sie eben so wenig Umstände, als mit Thieren, und beide packen sie auf gleiche Weise. Sie legen sich nämlich in einen Hinterhalt wie die Katze, wenn sie eine Maus erhaschen will. Sobald das Thier oder der Mensch, worauf es abgesehen ist, sich nahe genug befindet, machen sie einen gewaltigen Satz, packen ihn mit ihren starken Tatzen, und zerfleischen ihn.

Dessen ungeachtet nehmen die Menschen es mit ihnen auf. Ein Paar tüchtige Hunde, von denen diese aufgesucht werden, und eine gute Flinte ist alles, was zur Tygerjagd erfordert wird. Die Jäger setzen sich nicht auf ein Pferd, sondern auf einen Elephanten mit gepanzertem Rüssel, wie ich es schon beschrieben habe, und lassen von ihren Hunden den Feind aufjagen. Es sind gewöhnlich große Bullenbeisser, die den Tyger so lange necken, bis er das Dickicht, worin er sein Lager hat, verläßt und zum Vorschein kommt. Oft spatziert er ganz langsam von einem Ort zum andern, und dann jagt man ihm unterwegs ein paar Kugeln durch den Kopf

oder Leib. Wird er gleich tödtlich verwundet, desto besser; ist aber die Wunde nur leicht, dann fängt erst für den Jäger die Gefahr an, denn das gereizte Thier geht grimmig auf ihn los und sucht ihn zu zerreissen. Doch der Elephant wird jetzt sein Vertheidiger, und wehrt sich so lange gegen den Tyger, bis der Reiter Zeit hat zum zweiten oder drittenmal zu schießen, und seinem erbitterten Feind den Rest zu geben. — Die Hunde, die sich immer bellend in einer gewissen Entfernung gehalten hatten, kommen jetzt furchtsam näher, und dem erlegten Feind wird triumphirend das Fell über die Ohren gezogen. — Man versichert, es werde das Fleisch der Tyger von den Indianern gegessen; ich weiß aber nichts mit Gewißheit hierüber zu sagen.

So furchtbar sich die Tyger in Indien machen, so nützlich ist dagegen den Bewohnern der Elephant. In Siam findet man diese Thiere von ungemeiner Größe. Mancher ist zwölf bis vierzehn Fuß hoch und funfzehn Fuß lang; also noch einmal so hoch als der höchste Mann. Ungeachtet seiner scheinbaren Plumpheit und Unbehülflichkeit bewegt er sich ganz leicht. Sein Rüssel vertritt bei ihm die Stelle einer Hand. Es ist derselbe sechs bis acht Fuß

lang, und außerordentlich stark biegsam und empfindlich. Er bringt mit demselben seine Nahrungsmittel, als Baumblätter, Gras, Reis, Reisstroh, Schilf und Datteln in den Rachen, der beinahe ganz durch die langen Stoßzähne und den Untertheil des Rüssels verborgen ist. Mit dem Rüssel schöpft er auch Wasser und Luft; er riecht damit, und verrichtet allerlei Geschäfte, zu welchen sonst Menschenhände erfordert werden. Wer weiß nicht, daß er z. B. damit den Stöpsel aus einer Flasche zieht, den Schlüssel an einem Schloß umdreht, ein Stück Geld von der Erde aufhebt? Nur Schade, daß der Elephant kein vollkommenes Hausthier ist, denn so lange er bei den Menschen in Gefangenschaft lebt, gebärt das Weibchen (wenn es nicht schon trächtig eingebracht wird) keine Junge mehr. Er würde daher bald aussterben, wenn nicht fort und fort wilde eingefangen und zahm gemacht würden. Bei seiner Geburt hat der Elephant die Größe eines wilden Schweines. Es kommen ihrer nicht leicht zwei auf einmal. Sie sind ungemein gelehrig und lassen sich zu mancherlei Arbeiten abrichten. Sie tragen eine Last von zwanzig bis dreißig Zentnern, und heben mit ihrem Rüssel ganz leicht ein Gewicht von zweihundert Pfund auf.

Mit keinem Pferd, auch mit keinem Kameel reist man schneller; der Elephant läuft gewöhnlich einen kurzen Trab, und legt in einem Tag zehn bis funfzehn Meilen zurück. Aber nicht nur zum Tragen, auch zum Ziehen und Reiten wird er gebraucht. Wenn in Gebirgsland bei Kriegszeiten nicht mit schwerem Geschütz auf Lavetten oder Wagen fortzukommen ist, so packt man es einem Elephanten auf, der es über die unwegsamsten Anhöhen trägt. In den Kriegen der Indianer spielt er eine furchtbare Rolle. Mit einer zehn Ellen langen eisernen Kette, die er mit dem Rüssel schwingt, schleudert er ganze Glieder zur Erde, und was er nicht niederschlägt, das zermalmt er mit den Füßen. — Der Reiter setzt sich ihm auf den Nacken; er steigt von hinten auf, und regiert ihn mit einem kleinen eisernen haakigen Stabe. Solche Führer des Elephanten nennt man Karnak. Es lebt dieses Thier über hundert Jahr, und hat selten mit andern Krankheiten als einer Art Aussatz zu kämpfen (der Elephantiasis). Um es davor zu bewahren, badet man es fleißig in reinem Wasser und reibt es mit Oel ein. — Der Elephant hat immer guten Appetit. Er verzehrt täglich hundert Pfund Reis, ohne die Baumblätter, oder hundert und funfzig Pfund Gras, Reisstroh

oder Schilf. Wein, Arak, oder auch gemeinen Branntewein trinkt er für sein Leben gern, und läßt sich damit zu allerlei beschwerlichen Arbeiten ermuntern. Durch Opium wird er ganz rasend, und dann entsetzt er sich selbst vor dem Feuer nicht mehr, vor welchem er sich sonst ein wenig fürchtet. Er hat ein kurzes, nur zwei bis drei Fuß langes Schwänzchen; das an der Spitze einen Büschel schwarzer, glänzender Haare hat, die so stark sind, daß sie kein Mensch mit den Händen zerreissen kann. — Der Elephant führt in der untern Kinnlade zwei Stoßzähne, von denen jeder beinahe zwei Ellen lang und zwei Mannsarme dick ist. Alle zwei Jahre fallen sie ihm aus; es kommen aber dagegen wieder andere, viel stärkere. Mit diesen Zähnen wird in Indien ein bedeutender Handel getrieben, denn sie sind unser Elfenbein. Der König von Siam hat sich allein in seinem Königreiche das Recht vorbehalten, sie an die Ausländer zu verkaufen, wie ich euch schon gesagt habe.

Die Feierlichkeiten an dem Hofe von Bankok dauerten noch mehrere Tage hindurch. Als sie zu Ende waren, traten wir unsere Rückreise nach Schuthia an.

Unterwegs sahen wir das solenne Leichenbegängniß eines angesehenen Talapoins. Ich habe euch bereits von einem erzählt, dem lebendig der Kopf verbrannt wurde; mit diesem ging man viel manierlicher um. Sein Leichnam lag in einem Sarg von wohlriechendem Holz, und wurde auf einem prächtig verzierten Scheiterhaufen beigesetzt. Um den Holzstoß standen vier große vergoldete Säulen, die eine hohe Pyramide trugen. Das ganze war eine Art Kapelle mit gemalten und vergoldeten Papieren geschmückt. Sie stellten Häuser, Hausgeräthe und Thiere vor, die dem Verstorbenen in der andern Welt dienen sollten. Die Siamesen sind nämlich überzeugt, daß ihre Todten in jener Welt alles bekommen werden, was sie ihnen in dieser bei ihrer Beerdigung mitgeben. An der Pyramide war auch noch ein sehr artiges Feuerwerk angebracht. Um das Gebäude herum ging eine viereckige Einfassung mit Thürmen. Diejenigen, welche sich an den vier Ecken erhoben, waren so hoch als die Pyramide; die dazwischen stehenden aber kleiner. Unter der Leichenbegleitung befanden sich eine große Menge Talapoinen, die in einiger Entfernung vom Scheiterhaufen hielten. Ihr Gesicht und ihr ganzes Betragen war sehr ernsthaft; sie sangen von

Zeit zu Zeit und beobachteten dann wieder ein tiefes Stillschweigen. Außer dem sehr zahlreichen Leichengeleite waren auch noch viele tausend Menschen als Zuschauer gegenwärtig. Es wurden ziemlich komische Tänze angestellt, und als es finster wurde, das Feuerwerk abgebrannt, durch welches zugleich der Scheiterhaufe angezündet wurde. Den folgenden Morgen sammelte man sorgsam die Ueberreste des Leichnams, legte sie in einen Sarg und begrub sie unter einer Pyramide. Und nun bewirthete die reiche Familie des Verstorbenen drei Tage nach einander die ganze Leichenbegleitung. — Dieß wenigstens versicherte man uns, denn wir wollten das Ende der Feyerlichkeiten nicht abwarten, weil wir nach Schuthia zurück eilten.

Die Avaner begraben in Siam ihre Todten, ohne sie zu verbrennen, oder setzen sie in freyem Felde auf ein Gerüste, wo die Geier und Krähen sie verzehren. Die Gräber sind den Siamesern heilig; die Geitzigen vergraben daher oft in denselben ihre Schätze als an den sichersten Ort. Dessen ungeachtet werden sie öfters von Räubern abgeholt, denen nichts zu heilig ist, und die Todten in ihrer Ruhe gestört.

Laß ruhn, laß ruhn die Todten, sprach der Vater, und machte durch sein Aufstehn der Erzählung ein Ende.

Dreizehnter Abend.

Anstalten zur Abreise. Schilderung des Birmanischen Kaiserreichs. Nachrichten von Aschem und andern Staaten in Hinterindien. Einschiffung nach Batavia. Beschreibung dieser Stadt. Prächtiger Gasthof. Grausame Bestrafung einiger Sclaven. Ungesundes Klima und starke Sterblichkeit in Batavia. Sitten und Gebräuche der Urbewohner von Java.

Wir verweilten einen Monat lang zu Schuthia, und waren Zeugen von den mannichfaltigen Plackereien, denen die Bewohner ausgesetzt sind. Es unterwerfen sich zwar denselben die Ausländer ihres Nutzens wegen, so wie sie sich dieselben auch in China und Japan gefallen lassen; wir aber, die keine Kaufleute, und nicht gekommen waren uns zu bereichern, konnten unmöglich Gefallen daran finden. Mein Chineser war daher entschlossen, sich lieber zu Batavia niederzulassen, wo er, allen Nach-

richten zufolge, ein zweites Vaterland anzutreffen hoffte, denn ein großer Theil der Bewohner dieser Stadt besteht aus Chinesern, welche den Sitten und Gewohnheiten ihres Landes treu geblieben sind. Er entdeckte den gefaßten Vorsatz seinen Verwandten, die ihn nicht davon abriethen: Es wurden aber alle Anstalten zu unserer Wiederabreise gemacht.

Gerne hätte ich freilich vorher auch die übrigen Reiche in Hinter-Indien bereist; allein es waren Kriegsunruhen entstanden, die es unmöglich machten. Ich gerieth jedoch in Bekanntschaft mit einem Unterthanen des Herrn des weißen Elephanten, des Herrn aller Metalle und Edelsteine in seinen Landen; des Herrn, welcher alle zehen königliche Pflichten beobachtet. —

„Wer war denn das?"

Der Herr des weißen Elephanten ꝛc. war der Kaiser von Birma; und der Unterthan, von dem ich spreche, ein Bürger von Ammarapura, der Hauptstadt des birmanischen Reiches, des mächtigsten Staates auf der Hinterindischen Halbinsel. Birma und Ava ist eines und dasselbe Reich. Ich habe euch schon erzählt, daß Siam von den Avanern oder Birmanern mit Krieg überzogen und die

Hauptstadt beinahe ganz zerstört wurde. Nicht besser erging es dem Lande Pegu, Arrakan und einigen andern. Das Land Siam behielten die birmanischen Eroberer nur zum Theil; Pegu und Arakan aber nahmen sie ganz und vereinigten alles zu einem großen und mächtigen Staate. Ungeheure Waldungen und Wüsten, die nur von Elephantenjägern besucht werden, trennen dieses Reich von Bengalen, dem Hauptland der Engländer in Indien.

Mein Ammarapuraner hatte unlängst das goldene Ohr seines Kaisers erreicht, und er kam von seinen goldenen Füßen. — So drückte er sich wenigstens aus, denn an dem birmanischen Kaiser nennen seine Unterthanen aus Respekt alles golden. Wirklich soll er einen großen Schatz an Gold, Silber und Edelsteinen besitzen, denn die Gebirge seines Landes sind reich an kostbaren Metallen, auch an Kupfer, Eisen, Zinn und Blei. Sein Residenzpallast ist daher reich mit Gold verziert, und sogar seine Kanonen haben zum Theil goldene Reife und andere Zierrathen. So viele Reichthümer machen den Regenten von Birma außerordentlich stolz. Seine Hofdiener müssen ihm kriechend aufwarten, und können sich nicht tief genug vor ihm demüthigen.

Er ist daher auch nicht geneigt, mit den Abgesandten fremder Mächte viele Umstände zu machen; sie werden nicht als Repräsentanten ihrer Fürsten, sondern als Supplikanten behandelt, und dürfen, ehe sie Audienz erlangt haben, nicht aus dem Hause, noch viel weniger aus der Stadt gehen; bringen sie Geschenke mit, so werden dieselben als ein schuldiger Tribut angesehen. Weder Einheimische noch Fremde dürfen sich dem kaiserlichen Pallaste ohne eine Menge tiefer Verbeugungen nähern, die schon in weiter Ferne anfangen müssen.

Der Stolz des birmanischen Kaisers gründet sich auch auf seine Kriegsmacht und seine Flotte. Zwar hat er kein stehendes Heer; aber wenn Krieg entsteht, so müssen sich an einem festgesetzten Tag alle Statthalter der Provinzen mit einer großen Anzahl Truppen einfinden, zu welchen immer drei oder vier Häuser einen Mann zu stellen haben. So lange der Soldat im Feld steht, müssen seine Verwandte für ihn haften; desertirt er, oder macht sich der Verrätherei schuldig, so werden seine Kinder und Aeltern hingerichtet. Die Krieger sind, wie unsere europäischen Soldaten, mit Flinten und Säbeln bewaffnet, haben aber keine Uniform, und laufen zum Theil ganz nackt umher; dessen ungeachtet

schlagen sie sich tapfer, und machen sich ihren Feinden furchtbar. Die Flotte besteht aus großen Kähnen, achtzig bis hundert Fuß lang, aber nur acht Fuß breit, mit funfzig bis sechzig Ruderern und einer Kanone. Leicht bringt der Kaiser vier bis fünfhundert solche Schiffe zusammen, welche dann doch eine ansehnliche Macht ausmachen, aber freilich nur an der Seeküste hinfahren und sich nicht auf das offene Meer wagen können.

Auch auf den Reichthum seines Landes an mancherlei schönen Producten darf der Kaiser von Birma stolz seyn. Es bringt dasselbe Reis, Oel, Bananas, Ananas, Indigo und dergleichen, die Triften sind mit schönen Heerden bedeckt; es weiden da Schafe mit der feinsten Wolle, Ziegen und Rindvieh; die Wälder sind gut mit Hirschen, wilden Schweinen, Büffeln und Elephanten, aber auch mit Tygern und andern reissenden Thieren bevölkert.

Schöne volkreiche und gut gebaute Städte prangen in dem birmanischen Reich; außer der neugebauten Hauptstadt Ammarapura, Pegu und Ranguhn sind noch viele andere Plätze merkwürdig. Es fehlt in denselben nicht an Prachtgebäuden, Braminenklöstern und sogar nicht an Bibliotheken; wenigstens gilt letzteres von der Residenzstadt, wo

die Bücher auf elfenbeinerne Blätter geschrieben sind, und in schönen lakirten und vergoldeten Kisten sehr ordentlich aufbewahrt werden.

Der Birmane, von welchen ich diese Nachrichten erhielt, hatte auch öfters Reisen in die Hauptstadt des **Löwen mit den siegreichen Fahnen** gemacht, denn so nennt sich der Radschah von **Aschem**, ein nördlicher Nachbar des birmanischen Kaisers. Diese Hauptstadt heißt **Kargaun**. Sie liegt an einem Arme des großen Stromes **Buramputer**, der sich in den **Ganges** ergießt.

Das Land des Radschah von Aschem ist zwar nicht groß, sagte mir mein Birmane, aber sehr gesegnet an mancherlei Producten, besonders an Gold und Seide. Die Seidenwürmer spinnen sich da ohne alle Pflege auf zahllosen Maulbeerbäumen ein, etwa so wie bei uns die Raupen auf Hecken und Bäumen. Es fehlt nicht an Wein, Reis und andern schönen Erzeugnissen; auch sind die Bewohner ein herzhaftes Volk, das seine Freiheit und Unabhängigkeit muthig vertheidiget hat.

Noch sind auf der östlichen indischen Halbinsel drei andere Reiche, nämlich **Tonquin**, **Laos** und **Kodschin-China**, wozu auch **Cambodscha** gehört. Alle diese Länder haben einerlei Producte,

alle sind reich an Reis, Zucker, Baumwolle, Seide, Wildpret, auch hier und da an Gold, Kupfer und andern Metallen, dann an allen Thieren, deren bei Siam und Birma erwähnt worden ist. Ueberall üben die despotischen Regenten große Gewalt aus, und das Volk genießt nur einen geringen Grad von Freiheit. Doch allenthalben merkt man auch, daß schon seit unzähligen Jahren diese Länder in einem blühenden Zustand waren, und eine ziemliche Stufe der Kultur erreicht haben. —

Der Tag unserer Abreise rückte heran. Seit mehreren Wochen lag ein batavisches Schiff auf dem Flusse Muan vor Anker. Wir nahmen Abschied von den Verwandten unsers Chinesers, und schifften uns auf demselben ein.

Unsere Rückreise war glücklicher als die Herreise, denn das Wetter blieb gut und wurde selten stürmisch. Das Schiff, auf welchem wir fuhren, hatte meistens Zinn und Elfenbein geladen. Der Schiffer klagte aber ungemein über den Druck der Regierung, denn der König von Siam nimmt über fünf und zwanzig Prozent Abgaben von dem Zinn. Eben so hält er es mit dem Elfenbein und andern Landesproducten. —

Eines Abends, da es schon dunkel wurde, sahen wir ein Schiff in einer Entfernung von zwei Büchsenschüssen, das gerade auf uns los segelte. Wir riefen es an, um zu erfahren, woher es komme, und wohin es gehe; bekamen aber keine Antwort. Da das Schiff gut segelte und der Wind günstig war, so trafen wir bald zusammen. Es schien Lust zu haben uns anzugreifen. Es wurde das Signal zur Vertheidigung gegeben; in einem Augenblick waren alle Anstalten gemacht. Das Schiff kam so nahe an das unsrige, daß sie zusammenstießen. Hieraus schlossen wir, daß blos die Unachtsamkeit des Steuermanns uns so viel Unruhe verursacht hatte, denn kein Soldat ließ sich sehen. Wir thaten zwanzig oder dreißig Flintenschüsse auf dasselbe, blos zu seiner Warnung, und nun entfernte es sich. — Es wimmelt der indianische Ocean von malaischen und andern Seeräubern; die Kauffahrer müssen daher sehr auf ihrer Hut und stets auf einen Angriff gerüstet seyn.

Wir langten wohlbehalten auf der Rhede von Batavia an. Drei Wochen nach unserer Abfahrt sahen wir die Insel Java, auf welcher Batavia prangt, vor uns liegen. Es gewährt diese Insel einen entzückenden Anblick, denn sie ist mit prächti-

gen Bäumen und Gebäuden, auch mit den wohlriechendsten Pflanzen und Kräutern bedeckt. Schon in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden riecht man ihren Duft, der immer stärker wird, jemehr man sich nähert.

Wir begrüßten die holländische Besatzung und die vor Anker liegenden Schiffe mit einigen Kanonenschüssen, und ließen auch unsere Anker fallen.

Die Stadt Batavia ist die Hauptstadt der Insel Java und aller holländischen Besitzungen in Ostindien. Sie scheint von viereckiger Gestalt, ist mit Gräben und einer starken Mauer umgeben, und hat vier Thore, jedes durch ein Fort, eine Batterie und eine starke Wache gedeckt. Die Straßen sind breit, schön angelegt und gut gepflastert. Mitten in jeder Hauptstraße befindet sich ein dreißig Ellen breiter Kanal, über welchen eine Menge Brücken geschlagen sind. Die Häuser nehmen sich schön aus und sind meistens drei Stockwerke hoch. Das untere Stockwerk ist von Stein, mit Marmor bekleidet, und der obere Theil von schönen rothen Backsteinen. Die Einwohner scheinen sehr bemüht, ihre Häuser von außen und von innen immer rein zu erhalten. Auf beiden Seiten des Kanals stehen zwei Reihen

immer grüner Bäume, wodurch die Schönheit der Straßen um vieles erhöhet wird.

Wir durchwanderten alle Gassen, und wurden oft von dem langen Gehen bei der unausstehlichen Hitze auf dieser Insel außerordentlich matt und müde. Wir ruhten dann aus in kleinen viereckigen mit Sitzen versehenen Gebäuden, die zur Bequemlichkeit der Fußgänger an den Straßen hin angelegt sind. In ihnen findet man immer Schutz gegen unvermuthete Regengüsse, oder die brennenden Sonnenstrahlen.

Das prächtigste Gebäude in Batavia ist der Pallast des Generalgouverneurs. Er ist vier Stockwerke hoch, und das Hauptgebäude hat ansehnliche Flügel und Nebengebäude. Ein Bataillon Soldaten, meistens Malayen, hält vor demselben Wache; sie werden aber von europäischen Officieren befehliget. Wir sahen auch das Zeughaus. Es wurde uns versichert, daß über zweimal hundert tausend Gewehre darin aufbewahrt werden. Ich muß dahin gestellt seyn lassen, ob es wahr ist, denn ich habe sie nicht gezählt. — Wir besahen auch das Rathhaus, das Zollhaus, die Packhäuser und die Kirchen, unter welchen besonders die schöne Hauptkirche mit

ihrer Kuppel und ihrem hohen Thurm unsere Aufmerksamkeit auf sich zog.

Unser Quartier nahmen wir in dem batavischen Hotel, einem großen und prächtigen Gasthof, der auf Kosten der Regierung zum Besten der Fremden erbaut wurde. Er ist drei Stockwerke hoch aus Backsteinen aufgeführt und roth angestrichen. Die Fenster sind groß und breit, und die Kreutze vergoldet. An der Vorderseite hat er drei Thüren und einen schönen Säulengang, unter welchen sich die Gäste gewöhnlich nach Tisch hinsetzen und ihre Pfeifen rauchen. Jede von diesen Thüren führt in einen hundert Ellen langen und dreißig Ellen breiten Saal, in welchem wohl funfzig tanzlustige Paare zugleich tanzen können. Wohl zu merken, daß solcher Säle drei, und alle mit prächtigen Kron- und Wandleuchtern verziert sind, deren Licht durch eine Menge Spiegel vervielfältiget wird. Von der Mitte des Hauptsaales aus hat man wegen der Menge von Lichtern, und der regelmäßigen Ordnung derselben in der Nacht einen wahrhaft bezaubernden Anblick. Hinter dem Hause ist eine weitläufige Gallerie mit Säulengängen und ein großer seidener Schirm schützt den Tag über gegen die Sonne. In dem Innern ist durch prächtige Zim-

mer und mancherlei Bequemlichkeiten für die Zufriedenheit der Gäste nicht weniger gut gesorgt, und achtzig bis neunzig Sclaven, die alle dem Wirth gehören, sind stets zu ihrem Dienste bereit. Im übrigen ist die Einrichtung des Hauses wie in unsern deutschen Gasthöfen. Die Mittags- und Abendtafel bestand in den ausgesuchtesten und auf das köstlichste zubereiteten Gerichten; aber alles war ungemein theuer, denn die Flasche einfaches Bier kostete einen halben Laubthaler, und das übrige nach Verhältniß. So muß es aber freilich seyn, wenn der Wirth seinen Miethzins herausbringen will; denn er hat für das Haus jährlich gegen sechzigtausend Thaler zu bezahlen. Andere Bedürfnisse sind dagegen im Handel desto wohlfeiler, und ich kaufte gegen zehen Pfund Zucker für einen Gulden.

Einst, da wir beim Frühstück saßen, hörte ich das fürchterlichste Geschrei, das mir je zu Ohren gekommen war. Wir erkundigten uns nach der Ursache und hörten, daß dieses schreckliche Gewinsel von einem Sclaven käme, den der Wirth für eine Nachläßigkeit im Dienst züchtigen ließ. Der Unglückliche war schon gegen siebzig Jahr alt; er stand in einem Hinterhof, und wurde von zwei jüngern Sclaven mit dünnen Rohren unbarmherzig gehauen.

Diese strenge Execution dauerte eine halbe Stunde lang, bis der Rücken und die Lenden des armen Schlachtopfers so erbärmlich zerfleischt waren, daß das helle Blut auf das Pflaster herabträufelte. Auf langes Bitten befahl endlich der Herr den Zuchtmeistern einzuhalten, und schickte den Menschen ganz zerfleischt, ohne Ueberschläge auf seine Wunden legen zu lassen, wieder an die Arbeit.

In Ostindien werden also die Sclaven nicht menschlicher behandelt, als auf den westindischen Inseln und in Amerika. Wir machten dem Wirth Vorstellungen über dieses grausame Verfahren gegen einen Mitmenschen; er antwortete aber: es sei der Kerl ein Malaye, und diese Rasse sei so schlimm, daß niemand in seiner Person und seinem Eigenthum vor ihnen sicher seyn würde, wenn man sie nicht durch die strengsten Strafen in beständiger Furcht erhielte.

Gleich am folgenden Tag kam noch ein solcher Fall vor. Es hatten nämlich zwei andere Malayen-Sclaven beim Abräumen des Tisches einen Teller zerbrochen; und keiner wollte es gethan haben. In der Ungewißheit, welcher von beiden der Thäter sei, wurden sie alle beide bestraft. Man entblösete ihnen den Rücken, und jedem wurde ein Bambus-

rohr in die Hand gegeben, womit sie sich einander hauen mußten, und warlich sie schonten sich nicht. Zwei andere Sclaven, ebenfalls mit Bambusrohren in der Hand, standen daneben, um jeden zu gelinden Streich zu ahnden.

Julchen. Es wußte aber doch einer von ihnen, daß er selbst den Teller zerbrochen hatte, warum ließ er denn auch den Unschuldigen dafür strafen, oder vielmehr, warum schlug er ihn mit eigenen Händen? Nein, das könnte ich um alles in der Welt, lieber wollte ich selbst die härteste Strafe ausstehen.

Robinson. Das will ich gerne glauben; jener Malaye dachte aber nicht so; ich bin daher der Meinung, daß in der That die Malayen zum Theil aus sehe verworfenen Menschen bestehen, und wirklich werden von ihnen sowohl zu Batavia als anderwärts eine Menge Räubereien, Meuchelmorde und andere Unthaten begangen. Wir speiseten einige Tage später mit zwei Franzosen, die einer Rotte Malayen mit genauer Noth entgangen waren. Sie wurden von diesen Halunken auf der Straße angegriffen, und dieß begegnet sehr oft den Fremden, die nach eingebrochener Nacht noch ausgehen. Bisweilen locken die Malayen auch unerfahrne Fremd-

linge auf ihre Kähne, führen sie in die See, plündern und ermorden sie.

Viel furchtbarer als die Malayen ist aber den Ausländern, wenigstens den Europäern, das ungesunde Klima zu Batavia, welches durch die Unreinlichkeit in den Vorstädten, die stehenden Gewässer und den Gestank, welchen sie verbreiten, noch verderblicher wird. Mit Recht nennt man Batavia das Grab der Europäer, denn in einer Zeit von zwanzig Jahren starben nur allein in dem großen Spital acht und neunzig tausend Menschen, also ein Jahr in das andere gerechnet viertausend neunhundert. In der ganzen Stadt zählt man aber nur ungefähr 160,000 Bewohner. Diese starke Sterblichkeit läßt sich erklären. Die Sonnenhitze ist auf der Insel Java so groß, daß die Kanäle, in welche alle Unreinigkeiten der Stadt geworfen werden, oft zum Theil ganz austrocknen, oder ihr Wasser wenigstens seicht und faul wird. Eben so ist es mit den stehenden Wassern in den Vorstädten; hierzu kommen noch eine Menge andere schmutzige Ursachen, die ihren Grund in der großen Unreinlichkeit des gemeinen Volkes haben, und dann der abscheuliche Fischgestank. Einst, da ich über den Fischmarkt ging, zwang mich der entsetzlichste Fäulniß-

geruch, in eine Schenke zu treten, und zu meiner Erholung Wasser und Maderawein zu fordern. Durch diesen Gestank entstehen Faulfieber und andere ansteckende Krankheiten, welche die Menschen zu tausenden hinraffen. Ein Europäer kann daher von Glück sagen, wenn er zu Batavia Leben und Gesundheit behält. Nur die Sucht, sich zu bereichern, kann die Holländer gleichgültig gegen solche Gefahren machen. Haben sie aber ihren Zweck erreicht, und sich ein recht ansehnliches Vermögen gesammelt, dann eilen sie auch gemeiniglich nach Europa zurück, und suchen dort ihre übrigen Tage vollends in schwelgerischer Ruhe zu verleben.

Die Insel Java scheint ganz unter der Oberherrschaft der Holländer zu stehen. Zwar herrschen da auch der Kaiser von Java oder Mataram, und der König von Bantam, sie sind aber im Grund nichts anders als Vasallen der Holländer, ob sie gleich ihre Bundesgenossen heißen. Unter diesen Regenten findet man, entfernt von den Europäern, die Javaner noch ungefähr so, wie sie ursprünglich waren. Sie sind meistens arm, weil sie nicht arbeiten wollen. Die Vornehmen werden durch die Menge ihrer Sclaven aufgezehrt. Jeder Javaner darf drei Frauen heirathen; einer jeden aber muß

er zehen Sclavinnen halten; mancher hat auch vierzig und funfzig. Vier Gemahlinnen werden nur dem Regenten erlaubt. Die Javaner sind, wie gesagt, außerordentlich träge; sie lassen daher von den Chinesern, die sich in Menge auf der Insel niedergelassen haben, alle ihre Feldarbeiten verrichten. Die Chineser besorgen den Reisbau und die Pfeffergärten, sie pflanzen den Taback, sie sammeln den Kaffee und die Baumwolle ein, und auf diese Weise bereichern sie sich, während ihre Herren in Armuth gerathen.

Die Javaner sollen zugleich ein stolzes, rachgieriges Volk seyn. Wird einer beleidigt, so fordert er nicht seinen Gegner zum Zweikampf, sondern er paßt ihm auf, und stößt ihn meuchelmörderisch nieder. Kommt eine solche Mordthat an den Tag, so muß der Thäter dem Kaiser oder König eine unbedeutende Geldbuße dafür bezahlen. Oft aber sind die Freunde und Verwandte des Ermordeten nicht damit zufrieden, sondern sie suchen den Mörder auf, und bringen ihn wieder ums Leben. So geht das Morden oft lange fort; der Regent aber sieht ruhig zu und zieht vergnügt seine Strafgelder von beiden Theilen ein.

Das Mordinstrument der Javaner ist eine Art Dolch mit geflammter oder wellenförmiger Klinge. Sie nennen es Krise. Es wird sehr scharf geschliffen und gemeiniglich noch überdem vergiftet. Unter fünfhundert Menschen, die damit verwundet werden, soll, wie man mir versicherte, kaum ein einziger davonkommen. Sie haben aber auch europäische Seiten- und Feuergewehre.

Die vornehmen Javaner tragen einen Turban auf dem Kopf, und ein Stück feinen Zeug um die Lenden; sonst ist der ganze Leib blos. Manchmal erscheinen sie aber auch mit einem platt anliegenden Wamms von Sammt oder einem andern Seidenzeug. Leute vom Mittelstand haben statt des Turbans eine Mütze von Sammt, Taffet oder Baumwollenzeug. Um den Leib schnüren sie einen Gürtel, der wenigstens Ellenbreit ist. Die Frauen tragen eine Art Schurz, und werfen noch ein Stück Zeug über die Schultern. Dieses gilt von den gebornen Javanerinnen, denn zu Batavia behalten die Europäer und Chineser ihre Nationaltracht.

Die Javaner sind starke Esser und große Faullenzer. Ganze Tage lang sitzen sie da mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen, und thun dabei nichts, als daß sie einen Stock oder einen Griff

zu einer Krise schnitzen. Uebrigens sind sie große Freunde von der Musik.

Stirbt ein naher Verwandter des Kaisers von Java, so läßt er sich die Haare abschneiden und alle seine Unterthanen müssen sich ebenfalls scheeren lassen. Wer dieß nicht thut, der wird grausam bestraft, und ehedem wurde mancher sogar lebendig geschunden. Findet der Kaiser für gut keinen Taback zu rauchen, so darf es sich auch keiner von seinen Unterthanen unterstehen. Doch ist er so honnet, daß er es immer vorher bekannt machen läßt. Die Javaner finden diesen Zwang ein wenig beschwerlich, aber sie haben doch nicht Muth genug, sich davon zu befreien.

Eine besondere Merkwürdigkeit an dem Hofe des Sultans von Java ist seine Leibwache, die aus einigen Regimentern Weibern besteht. Sie halten besonders des Nachts das Schloß besetzt, und keine Mannsperson darf sich alsdann hineinschleichen. Auch die Officiere sind Frauen, und zwar vom höchsten Rang. Die Gemeinen werden fleißig von ihnen in den Waffen geübt.

Die Bewohner der Insel Java bekennen sich heutiges Tages größtentheils zur muhameddanischen Religon; es leben aber auch unter ihnen viele Chi-

neser und andere Asiaten. Das Innere des Landes ist sehr gebirgig, und unter diesen Gebirgen sind auch feuerspeiende, die wir für heute ruhig wollen poltern lassen.

Mit diesen Worten stand Oheim Robinson auf, und die ganze Familie ging zu Tisch.

Vierzehnter Abend.

Robinson verläßt seinen chinesischen Freund auf seinem Landsitz zu Batavia. Reise nach Sumatra. Producte dieser Insel. Betel und Arekanüsse. Reise nach Menangkabo und Atschin. Der Orang-Outang. Das Rhinoceros. Das Stachelschwein. Schilderung der Stadt Atschin und des königlichen Pallastes. Audienz bei dem König. Er wird Robinsons Leseschüler. Robinson wird zur Belohnung zum Ritter des goldenen Schwertes erhoben. Wohlfeile Lebensmittel zu Atschin. Grausame Strafen. Ureinwohner von Sumatra. Menschenfresser im Innern der Insel. Sonderbare Verschönerungsmittel der Sumatraner.

Batavia ist von blühenden Dörfern und Flecken umgeben, in welchen sich eine große Menge Chineser, als Gemüsegärtner, Schmiede, Zimmerleute

angesiedelt haben. Rings um die Stadt und auf dem Lande prangen auch die schönsten Lusthäuser, die meistens holländischen Kaufleuten gehören. Einen solchen Landsitz beschloß mein Freund Hong-Soo zu kaufen, und seine übrigen Tage auf demselben ruhig zu verleben. Es fand sich bald eine erwünschte Gelegenheit dazu, denn ein reicher Holländer, der im Begriff stand, nach Amsterdam zurück zu kehren, veräußerte alle seine liegenden Güter, worunter auch ein sehr schönes Lusthaus mit prächtigen Gärten war. Wir erhielten es in öffentlichem Verkauf um einen sehr billigen Preis, und mein Chineser wurde gleich nach erlegtem Kaufschilling in den Besitz desselben gesetzt. Nichts blieb ihm nun weiter zu wünschen übrig, als sein Sohn; es wurde ihm sogleich geschrieben, und ich hörte in der Folge, daß der Jüngling sich frei machte und glücklich nach Batavia entkam.

Ich meines Theils verweilte noch einige Monate bei meinem Freund und wurde der Theilnehmer seines Glücks und seiner Ruhe. Endlich erschien aber der Tag der Trennung. Ich nahm mit Thränen von ihm Abschied, und sah ihn in der Folge nie wieder.

Ein kleines Fahrzeug, auf welchem ich mich einschiffte, brachte mich nach Sumatra, und zwar nach der holländischen Stadt Padang, auf der Westküste der Insel. Die Batavier besitzen auch auf der Ostküste die Stadt und das Gebiet Palambang. Die Engländer hingegen haben das Fort Marlborough, nahe bei der malaischen Stadt Benkulen, und eine Menge Faktoreien.

Ich befand mich nun beinahe unter der Linie, denn wenn ihr eine Karte zur Hand nehmt, so werdet ihr finden, daß sich der Aequator kaum einige Grade weit von der Stadt Padang hinzieht. Dessen ungeachtet fand ich in der heißen Jahreszeit die Hitze bei weitem nicht so drückend, als man nach der Lage der Insel vermuthen sollte. Vielleicht ist dieß dem hohen Gebirge Ophir zuzuschreiben, das sich über dreizehntausend Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Sumatra ist ein sehr schönes und gesegnetes Land. Man baut da Reis, türkisches Korn, Pfeffer, Ingwer, Kaffee, Zuckerrohr, Pisang, Brodfrüchte, Baumwolle, Indigo, Ananas, Pommeranzen, Zitronen, Limonen; auch hat man Kampfer- und Sagobäume, Ebenholz, spanische Rohre, Betel und Arekanüsse.

Wilhelm. Was ist denn Betel, und was sind Arekanüsse?

Robinson. Der Betel ist eine Art Rankengewächse, ungefähr wie unser Hopfen. Seine Blätter haben einen zusammenziehenden bittern Geschmack. Nur dieser Blätter wegen steht das Gewächs in so hoher Achtung in ganz Indien. Sie werden mit Arekanüssen, Kardamomen, Gewürznelken, Tabak und gebrannten Muschelschalen vermischt, und von den Indianern gekaut. Sie machen sich damit einen wohlriechenden Mund, und glauben, sich das Herz und die Zähne zu stärken. Nie gehen die Indianer aus, ohne eine zierliche Dose voll Betel zu sich zu stecken. Begegnen sie sich, so ermangeln sie nie sich einander davon zu präsentiren, so wie wir uns in Deutschland einander aus Höflichkeit eine Prise Tabak reichen. Bei jedem Besuch, den sie empfangen, wird Betel vorgesetzt, und sie nehmen es als einen Schimpf auf, wenn er nicht angenommen wird. Dagegen wird es ihnen aber auch sehr hoch angerechnet, wenn sie vergessen, ihre Freunde damit zu bewirthen. Mäßig gebraucht, sind diese Blätter ganz gesund; die Indianer aber, die sie beständig im Mund haben, werden zu schläfrig davon, denn der Betel hat die Ei-

genschaft, Betäubung und Schlaf zu erregen. — Die Arekanüsse sind die Frucht einer Palme. Sie haben die Größe und Gestalt eines Hühnereies, und sitzen, wie die Eicheln, in flachen schuppichten Kelchen. Sie werden abgehäutet und von einem zaserichten Gewebe befreit, von dem sie umgeben sind. Dann gleichen sie einer Muskatennuß, und werden klein geschnitten und mit Muschelkalk vermischt, ehe man sie in die Betelblätter einwickelt. — Es wurde mir in Indien tausendmal Betel präsentirt, und ich mußte ihn annehmen, um niemand zu beleidigen; ich käute ihn aber immer mit Widerwillen, denn er färbt die Zähne kohlschwarz und den Speichel blutroth, auch machte er mich bei großer Hitze schläfrig zum umsinken.

Von Padang aus unternahm ich eine Reise in die Staaten des Sultans von Menangkabo.

Franz. Was ist das für ein Sultan?

Robinson. Er ist der König aller Könige, der Sohn des Raschah Nairing, und ehemaliger Besitzer von Munkoto, welches von dem Propheten Adam vom Himmel gebracht worden ist, Herr über den dritten Theil des Waldes Makummat, welcher Holz zum Schiffbau enthält, Herr der mit

dem Barte des osmanischen Kaisers gezierten Lanze, deren Feste im Monate Diel Hadschich gefeiert werden, wo alle Alims und Pakihrs Gott loben und zu ihm beten; Herr des Goldes von zwölf Körnern, welcher einem Menschen gleicht, welcher seine Schatzungen Scheffelweise erhält; dessen Betelgefäße von Gold und mit Diamanten besetzt sind; welcher Besitzer ist von dem Schwerte mit hundert und neunzig Scharten, die es in dem Gefechte mit dem Erzteufel erhielt, welchen er erlegte; Herr des frischen Wassers im Ocean, so weit ein Schiff in Tagesfrist segeln kann; Herr einer Dattel, die so alt als die Schöpfung ist; Besitzer eines von dem Himmel herab gebrachten Feuergewehrs und eines Pferdes, welches alles andere übertrifft; Sultan des brennenden Berges und anderer Berge; Fürst, welcher nach seinem Gefallen morden kann, ohne eines Verbrechens schuldig zu seyn; Besitzer des Elephanten Diwa; Statthalter des Himmels, des goldenen Flusses und Herr der Luft und der Wolken. —

Die Kinder sahen einander ganz verlegen an, und wußten nicht was sie von dieser Rede, die mit großem Ernst und großer Feierlichkeit deklamirt wurde, denken sollten, bis ihnen Onkel Oheim lachend erklärte, daß dieß ein Theil von dem Titel des Sultan von Menangkabo sei, wovon er das übrige vergessen hatte. Bei den orientalischen Regenten sind solche lange und schwülstige Titel ungemein beliebt, so lächerlich sie uns auch scheinen. Wer keine große Staaten besitzt, der legt sich doch wenigstens einen großen Namen bei, und sucht sich so dem Volke vornehmer und mächtiger vorzustellen, als er wirklich ist. Es war aber dieser Sultan in ältern Zeiten wirklich der oberste Beherrscher der ganzen Insel Sumatra und die Regenten von Atschin und Palembang sollen ihn noch heutiges Tages als Oberlehenherrn erkennen.

Auf der Reise nach seiner Hauptstadt Pagarudschang begegneten mir viel Pferde und Elephanten, die von den Einwohnern geritten werden; ich sah auf den Triften ganze Heerden von Schafen, Ziegen, Büffelochsen und Büffelkühen, von welchen die Landesbewohner mit Milch und Butter versehen werden; in den Wäldern hauseten eine große Menge Affen, unter welchen auch bisweilen der Orang=

Outang bemerkt wird, der zwei bis dritthalbe Ellen hoch und folglich beinahe so groß ist als ein erwachsener Mensch. Er geht auch aufrecht wie wir Menschen, und hat ein nacktes, altes Mannsgesicht mit einem großen Mund und einer platten Nase. Sein Kopf ist mit Haaren bedeckt, die ihm an den Schläfen und im Nacken lang herunter hangen. Am Leib hat er aber wenig Haar; auch keinen Schwanz wie andere Affen. Die weiblichen haben volle Brüste, aber einen eingesunkenen Leib. Sie sind nicht viel reitzender als die Männer, und ihre rotzige Nase macht sie gewiß nicht liebenswürdiger. Die Orang-Outang sind so stark, daß sie den stärksten Mann überwältigen. Sie beweisen sich aber nicht immer bösartig. Oft fallen sie über die Indianer her und halten sie fest, blos um das Vergnügen zu haben, ihnen Läuse zu suchen. Ist dieses schöne Geschäft verrichtet, so lassen sie sie wieder laufen; nur wehren müssen sich die Gefangenen nicht, und sie nicht böse machen. Oft wird der Orang-Outang jung erhascht, und dann läßt er sich leicht zu allerlei häuslichen Arbeiten abrichten, er trägt Holz und Wasser in die Küche, macht sich selbst sein Bett, schafft Gepäcke von einem Ort zu dem andern u. s. w.

So wie diese Affen öfters auf eine nicht sehr angenehme Art die Indianer überraschen, eben so werden sie noch viel unangenehmer von den Tygern überfallen und ohne Gnade zerrissen. Diese grimmigen Thiere machen sich in den Wäldern und Gebirgen von Sumatra allen Thieren furchtbar, und verschonen auch nicht die Menschen, die in ewigem Krieg mit ihnen leben.

Auf meiner Reise nach Pagarudschang sah ich auch Rhinocerosse, Faulthiere und Stachelschweine.

Das Rhinoceros soll in Feindschaft mit dem Elephanten leben, dem es an Größe gleich kommt. Es ist ein schwerfälliges, häßliches Thier mit kurzen Beinen und einem herabhangenden Bauch, bedeckt mit einer außerordentlich dicken Haut, voll Schwülen, in welcher es wie in einem Panzer steckt. Ein großes, zwei Fuß langes Horn, das ihm auf der Nase sitzt, macht es allen seinen Feinden furchtbar. Wird es zum Zorn gereitzt, so wüthet es schrecklich, und wehe seinem Gegner, wenn es ihn mit seinem Horn erreichen kann. Gar manchem Elephanten wird dieses gefährliche Horn in den Leib gerannt, so daß er an der Wunde sterben muß. Freilich läßt er sich das nicht ungestraft thun; er

schlägt seinen Beleidiger zu Boden, und ruht nicht eher, als bis er ihn getödtet hat; aber diese Rache rettet ihn nicht. Der Kopf des Nashorns (denn Nashorn und Rhinoceros ist einerlei) gleicht beinahe einem Schweinskopf; aber der Rüssel ist nicht stumpf, sondern hat eine spitzige sehr biegsame Oberlefze, die das Thier wie einen Finger gebrauchen kann. In diesem Kopf sitzen zwei ziemlich kleine Aeugelein und oben ein paar steife Ohren. Das Rhinoceros hält sich am liebsten an Flüssen und in sumpfigen Gegenden auf. Es greift nicht leicht jemand an, und flieht den Elephanten; wird es aber zum Zorn gereizt, so tobt es halbe Tage lang fort, und vernichtet alles was ihm in den Weg kommt. Nie läßt es sich zähmen und an Häuslichkeit gewöhnen; man schont daher auch niemals seines Lebens, und schießt und schlägt es ohne Gnade todt. Am gewöhnlichsten wird es in tiefen Gruben gefangen, die man mit Brettern, oder Baumzweigen leicht verdeckt. In der Mitte befindet sich ein scharf zugespitzter Pfahl. Tritt nun das schwerfällige Thier auf eine solche Grube, so brechen die Bretter und Baumäste unter seinen Füßen, es stürzt hinein und bohrt sich den spitzigen Pfahl in den Leib. Auch mancher wilde Elephant hat das Unglück, in der-

gleichen Löcher zu fallen, und darin umzukommen. Die Indianer bemächtigen sich dann seiner als einer guten Beute, geben ihm vollends den Rest, wenn er noch nicht ganz todt ist, ziehen ihm das Fell ab und speisen sein Fleisch.

Einst da ich auf meiner Reise mit einem holländischen jungen Kaufmann, der mich begleitete, mit der Flinte in der Hand in einem Gehölze herumstreifte, während unser Führer mit den Bedienten meines Feundes und dem Elephanten, auf dem wir geritten waren, in den Schatten eines großen Baumes ausruhete, wurden wir durch ein plötzliches Gerassel erschreckt, das sich einige Schritte von uns hören ließ. Wir fuhren zurück, und setzten uns in Vertheidigungsstand. Es war aber kein sehr gefährlicher Feind. Ein Stachelschwein, dem wir zu nahe gekommen waren, war aufgesprungen und hatte seine Stacheln geschüttelt. Es thut dieß allemal, wenn ein Feind sich nähert; erfolgt ein Angriff auf sein Leben, so rollt es sich zusammen wie eine Kugel; nach allen Seiten starren dann seine spitzigen oft Ellen lange Stacheln, und kein Raubthier, selbst ein Tyger nicht, kann ihm dann beikommen; nicht einmal herumwälzen können es seine Feinde, ohne sich zu verwunden. Nur gegen den Menschen sichern

es seine Stacheln nicht, ein Knüttel in der Hand eines Indianers, oder eine Flintenkugel vereitelt alle seine Vertheidigungsanstalten. Wir machten uns das Vergnügen, es erst mit unsern Flintenkolben eine Zeit lang herum zu rollen. Bei jeder Berührung erneuerte es sein Gerassel, grunzte wie ein Schwein, und zog sich fester zusammen, bis endlich ein Schuß aus unserm Gewehr mit seinem Leben allen seinem drohenden Aufblähen ein Ende machte. — Wir besahen es nun mit guter Muse. Es war ungefähr noch einmal so groß als ein großer Kater; es hatte eine gespaltene Schnautze, runde Ohren und kurze Beine mit langen Krallen besetzt. Die Stacheln waren weiß und schwarz, aber von ungleicher Länge, manche hatten nur einen halben Fuß, manche beinahe zwei Fuß. Das Stachelschwein nährt sich von Schlangen, Mäusen, Ratzen, auch von Baumfrüchten und Wurzelgewächsen. Es läßt sich nicht leicht zähmen; fangen die Indianer eines ein, so müssen sie es an Ketten legen, denn die stärksten Stricke werden von ihm zerbissen, und es frißt sich sogar durch Bretterwände.

Ich kam mit meinem neuen Freund ohne Unfall in Pagarudschang an; da seine Geschäfte ihn aber noch weiter bis nach Atschin riefen, so ent-

schloß ich mich, ihn zu begleiten. Er brachte von dem holländischen Statthalter in Padang ein Schreiben und einen Auftrag an den König von Atschin. Ich hatte also Hoffnung, in seiner Gesellschaft den Hof dieses Fürsten zu sehen. Wir machten den Rest unserer Reise in einem indianischen Fahrzeug längs der Küste hin, und erreichten nach einer etwas langweiligen Fahrt wohlbehalten die Mündung des Flusses, an welchem die Stadt liegt. Es besteht Atschin aus zerstreuten Häusern auf der Südseite des Stroms, und aus einigen Gassen. Oberhalb der Stadt ist die Gegend gut angebaut; man sieht da eine Menge stark bewohnter kleiner Dörfer und einzeln stehender Häuser, untermischt mit weißen Moskeen, denn die Atschiner bekennen sich zur muhameddanischen Religion. Der Dallum oder königliche Pallast liegt in einer ganz kleinen Entfernung von der Stadt. Er hat ungefähr eine Viertelstunde im Umfang, und ist mit Gräben und einer starken, aber nicht hohen Mauer umgeben. Eine Menge großer und ehrwürdiger Bäume und schlanke Bambusse überschatten das Gebäude, und geben ihm eine romantische Ansicht.

Bald nach unserer Ankunft ließ sich mein Freund und mich mit ihm zur Audienz melden.

Sie wurde uns bewilligt, und die Zeit unserer Vorstellung auf acht Uhr Abends festgesetzt. Ohne Geschenke darf niemand vor den orientalischen Regenten erscheinen. Mein Freund hielt daher einige Stück Waaren in Bereitschaft, die seine Diener ihm nachtragen sollten. Auch mit Schuhen an den Füßen ist keinem erlaubt, den Audienzsaal zu betreten. Um sie nicht ausziehen zu dürfen, umwickelten wir sie mit einem Stück rothen Zeug, den wir mit einem Strumpfband festbanden. — Wir wurden zur bestimmten Stunde eingeführt. Der Audienzsaal schien uns ungefähr sechzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit. Das Gebäude war von Steinen aufgeführt, und steinern war auch der Fußboden. Es standen ungefähr zwanzig schön gekleidete Personen in dem Zimmer; der König aber war noch nicht sichtbar; er hatte seinen Thron hinter einem prächtigen mit Gold durchwirkten Vorhang. Unter den Anwesenden befand sich auch ein ehrwürdiger Kalife und einige vornehme Hofbeamte, die alle ihre Pantoffeln außen hatten stehen lassen. Vor der Thür standen zwei Sipoien, oder Soldaten, ungefähr eben so wie unsere europäischen Krieger bewaffnet und gekleidet. Wir grüßten im Hereintreten die Gesellschaft und empfingen ihren Gegengruß.

Nach einigen Minuten wurde der Vorhang wie in einem Schauspielhause aufgezogen, und wir verbeugten uns tief gegen den König. Auf Befehl des Schabanders, oder Ceremonienmeisters mußten die beiden Diener die Geschenke hereinbringen. Sie hielten sie in die Höhe und übergaben sie mit einer tiefen Verbeugung einem aus dem Gefolge des Königs. Hierauf entfernten sie sich. Der König saß in einem Armsessel mit übereinander geschlagenen Beinen ohne Pantoffeln. Er hatte ein Gewand von weißem Musselin, und über demselben ein Kleid von Silberbrokat an. Sein Turban war ganz klein. Er bestand aus einem Stücke Musselin mit goldenen Blumen, das um den Kopf gebunden und mit einigen Juwelen geschmückt war. Er hatte ein hübsches Gesicht und eine ziemlich helle Farbe. Nahe an seinem Sessel saßen zwei ältliche Damen auf kostbaren Teppichen. Der Stuhl des Königs stand beinahe fünf Fuß höher als der Boden des Saals, wo die Gesellschaft sich befand. Das Ganze wurde durch Lampen und roth angestrichene Wachslichter erleuchtet.

Als die Geschenke überreicht waren, ließ der König uns durch einen Dolmetscher fragen, woher wir kämen und in welchen Geschäften. Mein Hol-

länder antwortete ihm geradezu auf malaiisch. Der Schabander zupfte ihn beim Aermel, und gab ihm durch einen Wink zu verstehen, daß dieß unschicklich sei; wir kehrten uns aber nicht an seine Erinnerung, und der König gab durch ein Lächeln zu erkennen, daß er mit der Freiheit, die wir uns nahmen, gar nicht unzufrieden sei. Wir besprachen uns mit ihm länger als eine Viertelstunde, und beantworteten eine Menge Fragen, die er an uns that. Auf einen Wink des Schabanders beurlaubten wir uns endlich, und gingen, ohne uns umzukehren, aus dem Saale zurück. Es saß niemand; auch bemerkten wir weder Stühle noch Bänke. Die Gesellschaft trat auf die Seite und machte uns höflich Platz, als wir zurück gingen. Im Hinausgehen grüßten wir den König nochmals mit einer tiefen Verbeugung, und begaben uns wieder in unser Quartier. Am folgenden Tag erhielten wir ein Gegengeschenk an Ananas, Limonen, Apelsinen und Brodfrüchten, auch an weiß und blaugewürfelten Zeugen, die aus inländischer Baumwolle gewebt werden, und an Drahtarbeiten in Gold und Silber alles von Atschiner Goldarbeitern verfertiget.

Bald darauf hatten wir noch eine Privataudienz bei dem König, in welcher mein Freund seine

Angelegenheiten vortrug. Es waren nur wenig Zeugen dabei zugegen und er besprach sich ganz vertraut mit uns. Es hieß dieser Fürst Ula Odien. Er war gereist, und sprach außer der malaischen Sprache ziemlich gut französisch und portugiesisch. Als Muhameddaner unternahm er nämlich einst eine Pilgerschaft nach Mecca und Medinah in Arabien. Unterwegs wurde er von einem Sturm nach Ile de France verschlagen, wo es ihm so wohl gefiel, daß er über ein Jahr lang dort verweilte. Er lernte im Zeughaus Kanonen und Granaten gießen, und zeigte uns eine solche Kugel, die er selbst verfertigt hatte. Tenez, cassez-la sagte er zu mir. Ich ließ sie auf den steinernen Boden fallen, und sie zersprang. Es war dieß ein Beweis ihrer Güte, denn eine Granate soll leicht zerspringen. Hierauf führte er uns in sein Zeughaus, in welchem wir eine Menge metallener Kanonen von verschiedener Größe sahen, die er alle als Geschenke erhalten hatte, die aber ganz unordentlich unter einander lagen. Bei den Atschinern ist also auch unser grobes Geschütz nicht unbekannt; ihre Schiffe sind wie die unsrigen mit Kanonen besetzt.

Der König zeigte uns hierauf seine Elephanten, und ließ sie uns zu Ehren prächtig schmücken. Wir

sahen sie auch jeden Morgen regelmäßig zur Schwemme führen, wobei sie sich fleißig mit ihren großen Ohren die Fliegen abwedelten. Im Ganzen waren ihrer nicht mehr als zehn; wilde Elephanten gibt es aber in allen Waldungen von Atschin in solcher Menge, daß sie auf den Reisfeldern großen Schaden anrichten.

Es schien der Fürst Gefallen an unserem Umgang zu finden, und bezeigte eine große Lehrbegierde. Er wollte wissen, wo unser Vaterland liege, und ließ sich tausend Fragen über unsere Sitten und Gebräuche beantworten. Um ihm alles deutlicher zu machen, nahmen wir einmal eine Karte von Europa und eine Weltkarte mit uns. Er äußerte eine große Freude darüber, und machte sehr verständige Bemerkungen über die Größe, die Lage und Entfernung der Länder. Nur bedauerte er, daß er die lateinische Schrift nicht lesen konnte, denn die Atschiner und Malaien bedienen sich der arabischen Schrift. Ich erbot mich, ihn mit unsern Buchstaben und unserer Art zu lesen bekannt zu machen, und das nahm er sogleich mit vielem Vergnügen an. Ich wurde also der Schulmeister des Königs von Atschin. Ich hatte Ursache mit den Fortschritten meines Schülers zufrieden zu seyn, denn

schon in den ersten acht Tagen las er ganz erträglich. Zur Bezeugung seiner Dankbarkeit ließ er mir durch seinen Schabander wissen, daß er beschlossen habe, mich und meinen Freund zu Rittern des goldenen Schwerdtes zu erheben. Dieser Ritterorden bestand aus nicht mehr als zwölf Gliedern, denn es wurden nur Personen von großen Verdiensten darin aufgenommen. Wir mußten dem Schabander unsere Namen aufschreiben und aussprechen; er schrieb sie hierauf in arabischen Buchstaben nieder, und brachte sie dem Goldarbeiter. Einige Tage darauf wurden wir von einem Officier in den Pallast eingeladen, und um acht Uhr Abends erschien der Schabander, um uns abzuholen. Der König saß wieder, wie das erstemal, auf seinem Thron oder Armsessel, und empfing uns in Gegenwart seines ganzen versammelten Hofes. Nach einer kurzen Anrede, die er in der Landessprache an die Versammlung hielt, und wovon wir nichts verstanden, sprach er einige Worte zu den Schabander, der auf mich zutrat, und mir feierlich eine goldene Kette, an welcher das goldene Ehrenzeichen hing, über den Kopf um den Hals legte. Eben dieß geschah meinem Freund. Auf dem Ordenszeichen, das ihr morgen samt der Kette sehen sollt, waren

einige arabische Buchstaben in Filigran-Arbeit (Drahtarbeit) und ein massiv goldenes, geflammtes Schwerdt. — Wir verbeugten uns tief gegen den König, der uns zulächelte, und gegen die Hofleute, die uns mit einer Verneigung und mit beiden an den Kopf gehaltenen Händen dankten.

Hiermit hatte die Feierlichkeit ein Ende, und wir kehrten in unser Quartier zurück.

Unser Aufenthalt zu Atschin machte uns wenig Kosten, denn alle Lebensmittel sind da um die billigsten Preise zu haben. Funfzehn Hühner werden für einen Thaler, und ein Stier für sechs Thaler verkauft. Fische von jeder Größe sind beinahe noch wohlfeiler, und Reis gibt es in Ueberfluß. Gleichwohl ist das Gold keine Seltenheit, und das Königreich Atschin selbst liefert den feinsten Goldstaub.

Unter den Kaufleuten, die mit solchen Lebensmitteln handelten, auch unter den Einwohnern von Atschin überhaupt sahen wir viele, denen die rechte Hand abgehauen war; andern fehlte auch der linke Fuß. Wir glaubten Anfangs, es seien diese Menschen so verstümmelt aus dem Krieg zurückgekommen; allein wir bemerkten auch viele Frauen, denen die eine Hand oder ein Fuß fehlte. Bei weite-

rer Nachfrage erfuhren wir mit Schrecken, daß solche grausame Verstümmelungen die gesetzmäßige Strafe vieler kleiner Verbrechen sind. Bei dem ersten Vergehen wird dem Schuldigen die rechte Hand, bei der Wiederholung auch der linke Fuß abgehauen. Kurz vor unserer Ankunft war zu Atschin ein Feuer ausgebrochen, wodurch in einer Stunde über zweihundert Häuser in die Asche gelegt wurden. Der König ließ die Frau, durch deren Schuld es ausgekommen war, lebendig spießen. Während unsers Aufenthalts kam ein Atschiner in unser Quartier gelaufen, und bat meinen Freund dringend um eine geladene Kugelbüchse. Wir fragten ihn, was er damit zu machen gedenke, und er zeigte uns einen Menschen auf einem hohen Kokosbaum, den er herunterschießen wollte. Es hatte dieser Mensch das Weib des andern verführt, und sollte dafür mit dem Leben büßen. Es wurde dem Atschiner die Kugelbüchse abgeschlagen; der Verbrecher konnte aber dadurch nicht gerettet werden. Die Freunde und Verwandten des beleidigten Gatten bewachten ihn, bis Hunger und Durst ihn von dem Baum herabtrieben. Er wurde jetzt festgenommen und auf eine große Ebene vor der Stadt geführt. Hier wurde ein Kreis um ihn geschlossen

und ihm ein Säbel in die Hand gegeben. Suche dich damit durchzuhauen, schrieen ihm seine Freunde zu, so bist du frei von aller Strafe, und wir nehmen dich in unsern Schutz. Er machte einen schwachen Versuch; allein umsonst, die Verwandtschaft des Mannes, die ebenfalls gut bewaffnet war, fiel mit gesammter Hand über ihn her und hieb ihn in Stücke. — Eine solche Rache wird zu Atschin von den Gesetzen gebilliget und bleibt ungeahndet.

Vielleicht macht der Charakter der Atschiner dergleichen harte Strafen nothwendig, denn es ist ein tückisches und verschlagenes Volk, das unter allen asiatischen Nationen vielleicht am meisten zur Falschheit und Verrätherei [illegible]legt ist.

Auf der Insel Sumatra müssen aber die Ureinwohner von den spätern Ankömmlingen wohl unterschieden werden. Zu ersteren gehören vorzüglich die Battas, Redschangs und andere Waldvölker, die noch sehr roh sind; unter die spätern Ankömmlinge aber die Malayer, Javaner, Chineser und Europäer die sich daselbst niedergelassen haben. Die Battas sind noch Heiden und rohe Wilde; zum Theil sind sie sogar Menschenfresser. Sie verzehren ihre Kriegsgefangene, auch Verbrecher, die durch schwere Vergehen den Tod verdient haben. Gefan-

gene, denen ein so hartes Schicksal bevorsteht, können aber ausgewechselt, oder gegen Sachen von Werth ausgelöst werden. Die Vollziehung ihrer Ermordung bleibt daher oft lange aufgeschoben. Bei dergleichen Greuelscenen wird das arme Schlachtopfer an einen Pfahl gebunden, und das umherstehende Volk sticht in einer gewissen Entfernung mit Lanzen nach ihm. Sobald der Unglückliche tödtlich verwundet ist, läuft jeder Anwesende wüthend auf ihn zu, schneidet mit seinem Messer ein Stück Fleisch von seinem Leibe ab, taucht es in eine Schüssel mit gesalzenem Pommeranzensaft, läßt es über einem dazu bestimmten Feuer ein wenig rösten, und verschlingt es unter wildem Jubelgeschrei. So wird nach und nach der ganze Körper bis auf die Knochen aufgezehrt.

Franz. Ist denn das auch alles gewiß?

Robinson. Ich war nicht Augenzeuge davon; es ist mir aber von glaubwürdigen Personen versichert worden. Hätte ich die Landessprache verstanden, so würde ich mich mit den Eingebornen selbst über diesen schrecklichen Gebrauch besprochen haben. Zwar sah ich keine Battas; aber viele Redschangs, die an ihren flachen Nasen und Spitz-

köpfen leicht zu erkennen sind. — Ihr seht mich an mit einer Mine, als ob ihr mich fragen wolltet, warum denn nur die Redschangs sich durch solche Vorzüge auszeichnen? Hierauf antworte ich euch, daß ihre Mütter, denen sehr daran gelegen ist, schöne Kinder zu haben, ihnen gleich bei ihrer Geburt die Nase flach drücken und den Kopf zusammenpressen. Auch mit den Ohren nehmen sie eine Verschönerung vor; sie ziehen sie nämlich so lang als möglich, und gewöhnen sie so, daß sie aufgerichtet von dem Kopfe abstehen. — Sie halten es auch für eine Schönheit, recht lange Nägel an den Fingern zu haben, und hierin stimmen ihnen alle andere Sumatraner bei. Herren und Damen von vornehmen Stande lassen sie besonders an dem vordern und an dem kleinen Finger bis zu einer außerordentlichen Länge wachsen, oft färben sie sie auch roth. Eben so halten sie es mit den Nägeln an den Zehen. Beide Geschlechter, vorzüglich unter den gebildeten Sumatranern, schleifen auch beständig an ihren Zähnen mit einer Art von Wetzstein, und manche feilen sie bis an das Zahnfleisch ab. Andere haben sie lieber zugespitzt und schwarz gefärbt. Vornehme Personen lassen nicht selten die untere Reihe mit Goldblech einfassen, das

nach der Gestalt der Zähne ausgeschnitten ist, und bei dem Essen nicht herausgenommen wird.

So finden sich in jedem Land andere Gebräuche. In allen Ländern aber ist es Sitte, daß man aufhört zu sprechen, wenn man lange genug geredet hat. Und so sei es denn auch mir erlaubt, für heute mit meiner Erzählung abzubrechen.

Funfzehnter Abend.

Reise von Sumatra nach Vorder-Indien oder Hindostan. Sie begegnen einem Finnfisch. Ein Kaufmann aus Thibet gibt Nachricht von seinem Land und seiner Religion. Verehrung des Dalai Lama in Thibet. Erzeugnisse dieses Landes. Die Hauptstadt Lassa. Begräbnißgebräuche der Thibetaner. Ihre hohen Schulen. — Robinsons Ankunft an der Küste von Coromandel. Madras. Allgemeiner Begriff von Hindostan. Sommer und Winter wird durch ein Gebirge getrennt. Producte. Staaten und Bewohner von Hindostan.

Ein Schiff aus Madras, welches segelfertig in dem Flusse lag, gab mir eine erwünschte Gelegenheit, von Sumatra aus nach Vorder-Indien zu schiffen. Der König von Atschin ließ mich ungern ziehen, denn er hatte mich lieb gewonnen; eben so ungern trennte sich mein holländischer Reisegefährte von

mir. Ich war nun aber einmal nicht bestimmt, auf dieser Insel zu bleiben, und später oder früher mußte ja doch die Stunde der Trennung schlagen. Dieß sah der König ein; er entließ mich und beschenkte mich noch zum Abschied mit einer goldenen Beteldose und allerlei Lebensmitteln, die mir auf meiner Seereise wohl zu statten kamen.

Ich schiffte mich ein. Mit günstigem Winde ging unser Schiff unter Segel, und flog über die sanften Wogen hin. Wir erfuhren nichts von den Stürmen, die oft von Sumatra aus mit Donner und Blitz das Meer bis in seine Tiefen durchwühlen.

Die Zeit verging uns so angenehm, als sie auf Seereisen, die immer etwas einförmig und langweilig sind, verstreichen kann. Wir vertrieben sie uns mit lesen, schwatzen, spielen, fischen.

Einst entdeckten wir nahe an unserm Schiff einen Finnfisch von ungemeiner Größe. Es sind diese Fische eine Art Wallfische mit langem, vorne zugespitztem Kopf und einem großen Rachen. Mitten auf der Stirn hatte er zwei neben einander stehende länglicht runde Oeffnungen, womit er das Wasser über sich in einen hohen Bogen spritzte. Der Rücken war beinahe platt und schwärzlicht, an der

Brust hatte er zwei Ellen lange Floßfedern; der Schwanz lag horizontal. Er war wenigstens funfzehn Ellen lang.

Neben ihm spielte ein Goldfisch, den wir fingen. Dieser Fisch hatte im Wasser die herrlichsten Farben; so wie wir ihn aber in das Schiff brachten, waren sie alle verschwunden. Er schien ganz mit einem klebrigen, kleinschuppigen Schleim bedeckt, der keine andere als eine schmutzige Silberfarbe hatte. Sein Kopf war länglicht, sein Rachen nicht groß und mit vielen kleinen Zähnen besetzt.

Unter unsern Fischfängern war einer der geschäftigsten ein Kaufmann aus Thibet. Nie aber wollte er sich dazu verstehen, einen gefangenen Fisch umbringen zu helfen, und kaum konnte er sich entschließen, ihn mit uns zu verzehren. Er versicherte, daß es nach seinen Religionslehren eine Sünde sei, Thiere zu schlachten, und daß deswegen alle Fleischer in Thibet für unehrlich gehalten würden. In neueren Zeiten nimmt man es freilich nicht mehr so ganz strenge mit dieser Regel, sagte er, und Sie werden wohl einsehen, daß sich ein reisender Kaufmann, wie ich, weniger als sonst jemand daran binden kann; indessen muß ich doch sagen, daß ich nie ohne Gewissenszweifel Fleischspeisen genieße.

In der That, können wir denn nicht leben, ohne unsere Mitgeschöpfe zu morden und zu verzehren? Gibt es denn nicht genug andere Speisen? In der That, ich sehe keinen gar großen Unterschied zwischen einem Thier- und einem Menschenfresser.

So sprach dieser Mann. Wir frägten ihn, zu welcher Religion er sich bekenne? — Zur Religion des Dalai Lama, antwortete er, denn dieß ist die Landesreligion in Thibet. Der Dalai Lama ist unser Regent, unser Pabst, und wenn Sie wollen, unser Gott; wenigstens der Stellvertreter der Gottheit des großen Schigemuni auf Erden. Er stirbt zwar, wenn er lang genug gelebt hat, wie andere Menschen; wir glauben aber, daß er unsterblich ist, und daß seine Seele in seinen Nachfolger fährt. Ist er unsterblich, so ist es klar, daß er kein menschliches, sondern ein göttliches Wesen ist. Wir verehren ihn daher auch wie einen Gott, und ob uns gleich die Christen und Muhamedaner deswegen auslachen, so ist es doch wahr, daß uns selbst die an andern Personen eckelhaftesten Absonderungen von seinem Körper heilig sind, und daß wir aus seinem Nachtstuhl unsere Balsambüchschen füllen.

Alles Schiffsvolk lachte und gratulirte ihm zu einem so edlen Balsam. Der Thibetaner aber blieb ganz ernsthaft, und sah mitleidig auf uns herab. Er konnte Spöttereien über seine Religion nicht ausstehen, und war daher auch nicht zu bewegen, vor so ungeweiheten Ohren weiter zu reden. So oft er sich aber mit dem Kapitän und mir allein befand, erzählte er uns recht gern von seinem Lande, seinen Landesgebräuchen und seinem Glauben.

Thebet, sagte er, ist ein hohes Gebirgsland zwischen China, dem birmanischen Staat in Hinter-Indien und Bengalen. Wir haben, obgleich nicht weit von dem nördlichen Wendekreis entfernt, sehr strenge und lange Winter. Das Mustaggebirge, welches die Alten den Imaus nannten, ist daher auch auf seinen Spitzen mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Dessen ungeachtet bauen wir herrliches Obst, Getreide und sehr guten Wein. Und unsere Berge haben in ihren Bäuchen nicht blos Steine oder wohl gar Wind und Feuer, nein, sie sind auch reich an Gold, Silber, Eisen, Blei, Schwefel, Salz, und in unsern Thälern weiden Schafe mit der feinsten Wolle, kleine Ziegen mit äußerst feinem Haar, aus welchem die kostbarsten Shawls und Kopftücher gemacht werden, und Büf-

fel mit zierlichen Schweifen, die wir als Fliegenwedel gebrauchen, oder zur Zierde auf unsere Mützen stecken. Es fehlt uns auch nicht an andern Thieren, und der Ganges, der Buramputer und viele andere große Flüsse, die unser Land durchströmen, liefern uns eine Menge guter Fische. Auch an Seen fehlt es uns nicht; und wir holen aus manchem nicht nur Fische, sondern auch ganz andere Dinge, besonders Seesalz und eine Art Borax, den wir Tinkal nennen. Dieser Tinkal wird weit und breit gesucht, und ich mache damit als Kaufmann große Geschäfte. Der Grund des Tinkalsees ist ganz mit solchem Borax belegt. Er wird in großen Klumpen ausgegraben, die man zur Erleichterung des Transports zerschlägt. Jahr für Jahr und seit undenklichen Zeiten wird eine ungeheure Menge Tinkal aus diesem See geholt, und doch merkt man nicht, daß er abnehme. Wenn durch die Heraushebung eines Klumpen ein Loch entsteht, so füllt es sich von selbst mit der Zeit wieder mit Tinkal aus, der unaufhörlich nachwächst. Wir finden auch auf dem Boden eine Menge Steinsalz, an dem wir ebenfalls keine Abnahme spüren. Sie müssen sich aber auch keinen kleinen Wasserbehälter unter unserm Tinkalsee denken, denn er hat

wenigstens zehn Stund Wegs im Umfang. Nur Schade, daß er in einer sehr rauhen Gegend liegt, und den größten Theil des Jahres hindurch mit Eise belegt ist, wodurch natürlich die Arbeit sehr beschwerlich wird, so daß sie mit dem Monat October ganz aufhören muß.

Das ist Schade, sagte der Kapitän. Erzählen Sie uns doch aber statt Ihres Boraxsees lieber von Ihrer Hauptstadt und ihren Bewohnern. Sie sind ja, glaube ich, aus Lassa?

Ja allerdings, erwiederte der Kaufmann, und Lassa ist die Haupt- und Residenzstadt unseres heiligen und hochverehrten Dalai-Lama.

Indem er ehrfurchtsvoll diese Worte aussprach, öffnete er sein Balsambüchschen, das er an einer silbernen Kette hangen hatte, und hielt es andächtig vor die Nase. Als er sich hinlänglich durch diese Wohlgerüche gestärkt fühlte, fuhr er also fort.

Lassa ist eine sehr große Stadt, die ein guter Fußgänger kaum in einem Tag zu umgehen im Stande ist. Zwar sind die Häuser nur von Holz, aber wir haben doch auch manches schöne steinerne Gebäude. Mitten in der Stadt liegt der heiligste unserer Tempel, der von allen unsern Glaubensgenossen aus den entferntesten Gegenden besucht und

beschenkt wird. Er enthält die Bildsäule des großen Schigemuni, des Stifters unserer Religion. Er hat aber auch noch viele andere schön geschmückte Tempel in der Stadt, und in zwei ansehnlichen Klöstern widmen sich eine Menge Geistliche seinem Dienste. Sie werden da zugleich von großen Meistern in der Zauberei unterrichtet, und wirklich verrichten sie wunderbare Dinge, die ich aber nicht erzählen mag, weil es euch Europäern an Glauben fehlt. Nahe bei Lassa liegt noch ein anderes schönes Kloster mit einem Tempel, in welchem sich der Dalai-Lama öfters aufzuhalten pflegt; wenn er sich ruhig seinen gottseligen Betrachtungen überlassen will. Ich war öfters in den Mauern dieses berühmten Klosters: Es enthält viele Höfe, Hallen, Terrassen, goldene und silberne kleine Pyramiden und eine unzählige Menge goldener, silberner, kupferner und steinerner Götterbilder. — Auf einer Insel des Sees Palte ist noch ein solches Kloster; hier aber herrscht nicht der Dalai-Lama, sondern eine Lamissa, eine Priesterin, die göttlich verehrt wird.

Die Herrschaft unsers Dalai-Lama erstreckt sich auch nur über den östlichen Theil von Thibet; zu Tischulumba wird der Taischu-Lama und zu

Butan noch ein anderer Lama verehrt. Ganz Thibet wird also von hohen Priestern regiert, welche die Oberhäupter der ganzen Geistlichkeit sind. Der Dalai-Lama steht aber unter der Oberherrschaft des chinesischen Kaisers, der zu Lassa eine Besatzung unterhält.

Ich war nahe daran, ebenfalls ein Lama oder Mönch zu werden, und wäre meinem Vater die Seele nicht zu frühe aus dem Kopf genommen worden, so würde es auch geschehen seyn.

Wer hat ihm denn die Seele aus dem Kopf genommen, fragten wir?

Ein frommer Geistlicher, antwortete der Kaufmann. Es ist das ein heiliger Gebrauch bei uns. Kaum war mein Vater todt, so machte er ihm einen Einschnitt in den Kopf, und ließ die Seele heraus. Hierauf wurde, nach einer ziemlich gemeinen Sitte, der Leichnam in einen Sack gesteckt, und unter Begleitung der Freunde und Verwandten, auch vieler Mönche, außerhalb der Stadt auf das verzäunte Todtenfeld gebracht. Hier löseten Fleischhauer das Fleisch von den Knochen ab, warfen es großen Hunden vor, die besonders dazu gehalten werden, und gaben auch die Knochen klein gestoßen den Hunden. Wir Kinder nahmen nichts als ein

Stück von dem obern Hirnschädel und einige Gebeine, und verwahrten sie sorgsam zum Andenken unsers Vaters. Es werden aber zu Lassa nicht alle Leichen auf gleiche Art behandelt. Manche Todte werden auch verbrannt und andere begraben, noch andere den Vögeln preis gegeben, auch wohl in den Fluß geworfen.

Aber um des Himmels willen, schrieen wir, wie möchte ich meinen Vater von Hunden fressen lassen!

Warum denn nicht, eben so lieb von Hunden, als von Würmern, oder Vögeln, oder Fischen? erwiederte der Thibetaner. Der Mensch ist einmal bestimmt, nach seinem Tod von andern Thieren verzehrt zu werden; nur der Scheiterhaufen kann ihn vor diesem Loos bewahren. Sie sollten nur einmal hierüber meinen Bruder, den Studenten, sprechen hören.

Sie haben einen Bruder, der Student ist? Ei wo studirt er denn?

Auf der hohen Schule zu Lassa, wo er sich schon seit eilf Jahren den Wissenschaften widmet. Mit dem zwölften Jahr wird er ausstudirt haben. Sie sehen mich ganz erstaunt an, aber wundern Sie sich nicht. Wir haben in unserm Lande zwölf

solche Universitäten, aber die berühmteste ist zu Lassa; denn sie wird von einer Menge Ausländer aus China, Kaschmir und anderwärts besucht, die alle mit Weisheit gesättiget in ihr Vaterland zurückkehren.

Es fielen uns bei dieser Erzählung aus der biblischen Geschichte die Weisen aus Morgenland ein, an die wir Anfangs nicht gedacht hatten, und die uns erinnerten, daß in Indien schon in den ältesten Zeiten die Wissenschaften gepflegt und Weisheit gelehrt wurde. Worin die Weisheit der Thibetaner besteht, konnten wir nicht genau erfahren; so viel aber ist gewiß, daß sie sich stark auf die Zauberei und auf die Beschwörung der Todten legen, und folglich ihr Wissen mit Aberglauben vermischt ist.

Unser Schiff steuerte indessen mit günstigem Wind der Küste Coromandel zu, auf welcher sich stolz die brittische Stadt Madras erhebt. Wir erreichten sie glücklich, und sahen von der Rhede aus, wie sie sich, von Gärten und Lusthäusern umgeben, an dem Seegestade hin ausbreitet.

Unser Schiff legte sich vor Anker, und ich ließ mich nebst andern Reisenden von dem Boot an das Land setzen.

Am Ufer standen eine Menge Indianer, Armonianer, Bengaler, Chineser, schwarze Juden, Araber und Peguaner, die sich alle hier des Handels wegen niedergelassen haben, und meistens die schwarze Stadt bewohnen. Es wird nämlich Madras in die schwarze, die weiße und die neue Stadt eingetheilt. Die schwarze ist am schlechtesten gebaut, doch nicht durchgehends; man sieht da neben Pallästen die elendesten Hütten, und neben ansehnlichen Straßen die schmutzigsten Gäßchen. Es wird, wie gesagt, diese Stadt von Menschen aus allerlei Nationen bewohnt; in der weißen Stadt aber wohnen nur Britten, und unter ihnen residirt auch der englische Statthalter. In diesem Bezirk ist auch das Fort St. George mit seinen Arsenalen, durch welche die Stadt beschützt wird. Neu-Madras ist schön und regelmäßig gebaut, und hier wählte ich auch mir eine Wohnung.

Mir gefiel in Madras ungemein das Leben und die Thätigkeit, welche Handel und Manufakturen unter seine 300,000 Einwohner verbreiten. Ueber funfzehntausend Menschen sind beständig mit Zitz- und Leinwandmahlerei beschäftigt, gegen dreißigtausend verfertigen allerlei Glasarbeiten, vermuthlich zum Handel mit den Wilden, viele tausend andere

sind mit dem Weben und Bleichen der Leinwand, oder mit Töpferarbeiten, oder mit der Salzsiederei beschäftiget; die meisten aber sind Kaufleute oder Gehülfen der Kaufleute, und suchen sich durch den Handel zu bereichern.

Ich nahm mein Quartier nebst einigen andern Reisenden in Neu-Madras, von wo aus ich mir vornahm, Ausflüge nach allen Seiten in das Innere des Landes und längs der Küste hin vorzunehmen.

Ehe ich aber von denselben erzähle, muß ich euch erst einen Begriff von Hindostan überhaupt geben.

Hindostan ist eines der gesegnetesten Länder der Erde. Es liegt zwischen den beiden großen Flüssen Indus und Ganges, und erstreckt sich südlich als eine ungeheure Halbinsel in den indischen Ocean bis auf fünf Grad von der Linie. Diese Halbinsel wird der Länge nach von dem sehr hohen, meist kahlen Ghateschen Gebirge durchschnitten, dessen südliche Spitze das Kap Comorin ausmacht. Es ist ein Arm von dem berühmten Mustag-Gebirge, dessen ich schon bei Thebet gedacht habe, und das eine solche Höhe hat, daß die höchsten Spitzen auf hundert und funfzig Meilen weit zu sehen sind.

Es ist etwas sehr merkwürdiges, daß durch die Ghatesche Gebirgskette nicht nur das Land, sondern auch die Jahreszeiten geschieden werden. Wenn es auf der Westseite derselben Sommer ist, so ist es auf der Ostseite Winter; und umgekehrt. Unter Winter müßt ihr euch aber nicht einen deutschen Winter mit Schnee und Eis vorstellen, denn in ganz Ostindien weiß man nicht was Schnee und Eis ist. Und was versteht man denn unter einem hindostanischen Winter? Das will ich euch erklären.

Im Monat Mai entstehen nämlich auf der Küste von Malabar, das heißt auf der Westküste, fürchterliche Stürme aus Süd-Westen, die dickes, finsteres Gewölke zusammentreiben, und ostwärts gegen das hohe Ghatesche Gebirge jagen. Durch diese Berge werden die Wolken in ihrem Zug aufgehalten, sie thürmen sich an, bersten und gießen ungeheure so dichte Platzregen aus, daß man auf dreihundert Schritte weit keinen Gegenstand mehr erkennen kann. Fast alle Tage kommen dann Gewitter, und die ganze Luft ist so neblicht, daß die Wolken auf den Gebäuden zu ruhen scheinen. Doch dauert diese unfreundliche Witterung nicht über

sechs Wochen. Nach und nach klärt der Himmel sich wieder auf, wenigstens wird der Regen minder heftig und anhaltend, und in der Nacht kommen schon wieder die Sterne zum Vorschein. Der Wind aber weht sechs Monate lang, obgleich nur schwach, aus Südwesten fort, und verbreitet über die ganze Westküste die angenehmste Kühlung. Während es nun auf solche Art längs der ganzen Malabarischen Küste hin donnert, stürmt und regnet, ist auf der Küste von Coromandel der schönste Sonnenschein und eine glühende Hitze. Im Monat October ändert sich aber plötzlich der Wind. Es entstehen tobende Stürme mit Donner und Plazregen und die Winterwitterung tritt nun eben so ein, wie sich sechs Monate früher auf der Küste von Malabar einstellte. Auf Malabar hingegen wird es vom Oktober an Sommer. Die Sonnenhitze ist aber immer auf der Westküste viel erträglicher, als auf der Ostküste. — Von Frühling und Herbst weiß man nichts in Hindostan; man hat nur zwei Jahreszeiten, die durch den Ost- und West-Monsoon veranlaßt werden, denn so nennt man die halbjährigen periodischen Winde, die sich, wie gesagt, immer mit gewaltigen Stürmen einstellen.

Ich langte zu Madras im Monat März an,

welches einer der angenehmsten Wintermonate ist. Man hat da kühle aber nicht kalte Tage, in welchen man nie von großer Hitze leidet.

In diesem schönen warmen Lande wachsen die köstlichsten Früchte. Reis ist die gewöhnlichste Nahrung der Einwohner; in manchen Gegenden fehlt es aber auch nicht an Weitzen und andern europäischen Getreidearten. Man bauet Zuckerrohr, Pfeffer, Zimmet, Ingwer, Safran, Hanf, Baumwolle; man hat in Ueberfluß die schönsten Kokos-, Pisang- und andere Fruchtbäume, auch Bambusrohr, eine ungeheure Menge Rindvieh, Schafe, Ziegen, Pferde; auch Kameele und Elephanten finden Futter in Ueberfluß, obgleich keine Wiesen unterhalten werden, wie in unsern europäischen Ländern; hingegen fehlt es aber auch nicht an einer Menge reissender Thiere, als Löwen, Tyger, Hyänen, Leoparden, Schakals, die in ungeheuern Wäldern hausen, auch nicht an giftigen, gefährlichen Schlangen. Die Gebirge aber liefern Gold, Kupfer, Eisen, Blei, die schönsten Diamanten und andere Edelsteine.

Die Urbewohner dieses gesegneten Landes sind die Hindus. Ehedem verbreitete sich über einen großen Theil von Hindostan der ungeheure Staat des Großmoguls, der über vierzig Millionen Seelen

in sich faßte; nun aber besteht von diesem großen Reich durchaus nichts mehr. Alle Fürsten, Statthalter und Unterstatthalter empörten sich nach und nach und machten sich frei. Zuletzt eroberte ein Ruhella-Fürst die Hauptstadt Delhi, nahm den Groß-Mogul Schah Allum gefangen, und ließ diesem unglücklichen Regenten die Augen ausstechen.

Die Bürgerkriege und die Zerstückelung des großen Mogolischen Reichs wurden am besten von den Engländern und den Maratten, einem kriegerischen Volke, benutzt, das einen neuen großen Staat mitten in Hindostan bildete, dann auch von den Seiks und den Afghanen im nördlichen Theile des Landes. Die Engländer waren vor einigen hundert Jahren als Kaufleute nach Hindostan gekommen. Aus den Kaufleuten wurden nach und nach Eroberer. Sie rissen eine Stadt, eine Provinz nach der andern an sich, und am Ende bildeten sie daraus einen Staat, der dem alten Reich des Großmoguls an Größe und Volksmenge wenig nachgibt. Sie sollen über mehr als vierzig Millionen Menschen herrschen, die in drei Präsidentschaften Kalkutta, Madras und Bombai vertheilt sind.

Nächst den Britten haben auch die Franzosen, Dänen, Portugiesen, Niederländer Besitzungen an den Küsten von Hindostan; sie sind aber in Vergleich mit den englischen nicht von großer Bedeutung.

So viel genug für heute zur Uebersicht von Hindostan; meine Begebenheiten in diesem merkwürdigen Lande werde ich euch ein andermal erzählen.

Sechzehnter Abend.

Hindostanische Häuser und Städte. Treffliche Früchte in Hindostan. Geflügel. Schöner Wuchs der Hindostaner. Prächtige Gewänder und Schmuck der Großen. Ihre Tragsessel. Druck, den sie an ihren Unterthanen ausüben. Kleidung des gemeinen Mannes und der mittleren Stände. Putz der Frauen. Genügsamkeit der gemeinen Hindostaner. Ihre Reiseproviant.

Ich habe euch bereits gesagt, daß in Madras die schwarze Stadt nicht schön und voll schmutziger Gäßchen ist, desto angenehmer und prächtiger ist aber die weiße. Sie ist stark befestigt und so geräumig, daß sie in Kriegszeiten eine Besatzung von mehr als dreißigtausend Mann enthalten kann.

Nicht nur Madras, sondern alle hindostanische Städte überhaupt sind, obgleich nicht sehr groß, doch ungemein stark bevölkert. Fünfzig, sechzig, ja

hunderttausend Seelen leben oft in einen ziemlich engen Bezirk, obgleich die Häuser meistens niedrig und die Straßen sehr breit sind. Die Hindostaner sind aber gewohnt mit einem sehr kleinen Raum vorlieb zu nehmen. In einem Haus wie das unsrige würden funfzig, sechzig und noch mehr wohnen können, denn sie haben nur sehr wenig Geräthe. Einige alte Kisten zu ihren Kleidern, einige Decken, worauf sie schlafen, zwei oder drei Trink- und Eßgefäße, und dann ein großer Topf, ihren Reis zu kochen: dieß ist alles, was der gemeine Mann besitzt.

Unter den Wohnungen des gemeinen Indianers müßt ihr euch keine Häuser wie die unsrigen vorstellen. Es sind blose Hütten aus Lehm und Stroh aufgeführt und mit einem Strohdach gedeckt. Die Mauern sind nicht über sechs Fuß hoch, und haben keine Fenster. Der Boden ist weder mit Brettern belegt, noch gepflastert, und durch die Thür muß man kriechen, wenigstens in den Dörfern, wo sie nicht über drei Fuß hoch ist. Ein ganzes solches Haus kommt nicht höher als zwölf bis funfzehn Gulden zu stehen; in den Städten sieht man aber dergleichen nur wenige. Man führt da gewöhnlicher die Gebäude aus gebackenen Steinen

auf, womit ein gutes Zimmerwerk aus Palmholz ausgemauert wird; das Dach aber besteht aus Hohlziegeln, und ruht vorne auf Säulen von Holz oder Backsteinen. Meistens zieht sich auch um eine oder mehrere Seiten des Hauses eine Galerie.

Große Häuser bestehen aus vier Gebäuden, von welchen ein viereckiger Hof eingeschlossen wird, auf welchen alle Fenster gehen. Nach der Straße ist keine einzige Fensteröffnung.

An diese Bauart kehren sich aber die Europäer nicht. Sie bauen ihre Wohnungen, wie sie es in ihrem Vaterlande gewohnt waren, und mit allen Bequemlichkeiten, die damit verbunden sind.

Eben so war der Gasthof eingerichtet, in welchem ich mein Quartier nahm; ich wurde aber nicht mit europäischen, sondern meistens mit indischen Gerichten bewirthet. Nur die Fleischspeisen kamen mit den unsrigen überein. Am meisten vermißte ich die guten europäischen Gemüse, viel weniger das Obst, denn statt unserer Aepfel, Birnen, Pflaumen wurden mir weit trefflichere Früchte vorgesetzt, die mir bald wie die köstlichsten Erd- oder Himbeeren entgegen dufteten, bald das markichte Fleisch der Abrikose, oder den lieblichen sauersüßen Geschmack der Pfirsche hatten, bald in dem Mund zerflossen

wie reife Feigen oder Butterbirnen, bald den ganzen Mund mit der angenehmen Säure der Johannisbeeren und spanischen Weichseln füllten, oft auch die Eigenschaften aller dieser Früchte in sich vereinigten, wie die Ananas, die nirgends in der Welt größer und schöner wächst, und der keine europäische Frucht an Größe und Vortrefflichkeit beikommt. Man hat dreierlei Arten von Ananas. Eine davon ist mehr als anderthalb Spannen lang und hat beinahe eine Spanne im Durchschnitt. Im Geschmack aber wird sie von der zweiten Sorte übertroffen, die eine pyramidenförmige Gestalt hat, und wieder der rothen Ananas nachsteht, die an Güte und Schönheit alle andere Gattungen übertrifft. In Scheiben zerschnitten und mit rothem Wein und Zucker gegessen, gleicht sie an Geschmack der Erdbeere, übertrifft sie aber an erfrischender und stärkender Kraft. Ihrer Vortrefflichkeit ungeachtet sind sie sehr wohlfeil, weil sie, wie unsere Erdbeeren, wenig Pflege erfordern. Sie bedürfen keiner andern Arbeit, als daß man die Pflanzen in den Boden steckt, wo sie dann ohne weitere Nachhülfe freudig fortwachsen.

Auf unsere Tafel kamen auch öfters Pompelnüsse, oder Schaddock, die mir merkwürdig schienen

wegen ihrer Größe, in welcher sie den Kopf eines Kindes von fünf bis sechs Jahren übertreffen. Sie wiegen vierzehn bis zwanzig Pfund, und eine Gesellschaft von vierzig Personen kann sich daran satt essen. Ihre Form ist länglicht, die Schale dick und blaßgelb, das Fleisch schwammicht und süß, dabei aber sehr gesund.

Wir erhielten auch zum Nachtisch Pisangfrüchte, von denen ich euch schon öfters erzählt habe, dann Früchte des Athier, des Nellimarum, des Tamarinden, des Mangusbaums. Vor dem Nachtisch kamen anstatt unsers europäischen Geflügels, gebratene Pfauen, wilde Hühner, indianische Vogelnester. Die Pfauen sind besonders in der Provinz Guzurate sehr gemein. Ganze Heerden sieht man da in den Wäldern, Feldern und Flecken umherziehen. Auch unsere Hühner werden in manchen Gegenden wild in den Wäldern angetroffen; desto seltener aber sind die Truthühner, die deswegen auch um einen hohen Preis verkauft werden. Die eßbaren Vogelnester kommen von einer Art indianischer Schwalben, und sind eine sehr theure Speise, vor der mir eckelte.

An unserer Tafel speiseten nie mit uns Indianer, denn ihre Religion verbietet ihnen Speisen zu

genießen, die sie nicht selbst zubereitet haben, und sie sind in diesem Punkte noch strenger als unsere Israeliten. So wie den Juden das Schweinefleisch, eben so ist den Hindus das Rindfleisch untersagt, und nur selten dürfen sie Fleischspeisen überhaupt essen. Ihre gewöhnlichste Nahrung sind Reis und Früchte. Sie befinden sich bei dieser alltäglichen Kost sehr wohl, und geben uns Europäern nichts nach an kräftigem Wuchs und Schönheit. Die Frauen besonders haben ihre europäischen Schwestern wenig zu beneiden; sie sind meistens trefflich gewachsen, auch zum Theil eben so weiß; im Ganzen fällt ihre Farbe aber etwas mehr ins Braune.

Immer sah ich mit Vergnügen die hindostanischen Großen in ihrem schönen morgenländischen Gewand einher schreiten, gegen das mir unser europäische Kleiderstaat ungemein erbärmlich vorkam. Stellt euch einen indianischen Fürsten vor, mit einem auf der Erde aufschleifenden Talar von Gold und Silber durchwirkten Musselin, mit einem Turban auf dem Kopf, an welchem ein Strauß von Perlen und Diamanten funkelt, an den Ohren große diamantene Ohrgehänge, unten mit einem mächtigen Rubin, um den Hals zwei oder drei goldene Ketten, um die Arme kostbare Armbänder, um den

Leib einen Gürtel mit goldenen Fransen, weite Beinkleider von gestreifter Seide, und an den Füssen gelbe Pantoffeln mit langen zurückgebogenen Spitzen. Ueber den Talar hangt dann noch eine Art Mantel von scharlachrothem Zeug. Noch weiter geht die Pracht bei den Frauen, und zwar nicht nur bei Damen vom ersten Range, sondern bei allen, die einiges Vermögen haben. Die Juwelen werden von der Mutter auf die Tochter, von dem Vater auf den Sohn vererbt. Es ist die größte Schande unter ihnen, das Familiengeschmeide zu verkaufen. Oft aber wird es versetzt, wenn es so weit mit ihnen gekommen ist, daß sie nichts mehr zu essen haben.

Ich sagte, die indianischen Fürsten schreiten prächtig in ihrem orientalischen Putze einher; man sieht sie aber beinahe nie zu Fuß auf den Straßen. Sie lassen sich tragen in stattlichen Tragsesseln, die ihnen oft auf zwanzigtausend Gulden und noch höher zu stehen kommen. Sie sind alle zierlich gemahlt und vergoldet; die Beschläge sind von Gold oder Silber. Im Innern liegen einige mit Sammt überzogene und mit goldenen Fransen besetzte Matratzen, ein paar Kopfkissen und zwei andere Kissen, die unter die Kniee gelegt werden. Alle sind gleich-

falls mit Sammt überzogen, mit goldenen Fransen besetzt und an den vier Ecken mit goldenen Droddeln geziert. Der Palankin ruht auf Bambusstangen mit Scharlach oder Sammt überzogen und mit goldenen Droddeln besetzt, und das Ganze ist mit einer Art Zelt von reichem Zeug bedeckt, wodurch die Sonnenstrahlen abgehalten werden, und wobei es wieder nicht an goldenen Fransen und Quasten fehlt. — Noch mehr als an der Pracht des Palankins und der Kleidung ergibt sich die Größe eines hindostanischen Fürsten an dem zahlreichen Gefolge seiner Diener, die zwar schlecht gekleidet sind, aber alle einen langen Stab von gediegenem Silber in der Hand tragen.

Jetzt da ich euch den Staat der indischen Großen geschildert habe, muß ich euch ein wenig erzählen, wie sie sich die Mittel dazu verschaffen.

Ein hindostanischer Fürst ist nämlich der unumschränkte Herr über alles Eigenthum seiner Unterthanen. Er kann sie, wie er will, plündern und aus ihren Häusern verjagen. Es geht hier eben so zu wie in Siam. Sogar die Gärten werden durchsucht und die Blüthen an den Bäumen gezählt und aufgeschrieben. Kommt dann die Zeit der Reife heran, so muß der Eigenthümer eben so viel Früchte

liefern, oder eine harte Strafe ausstehen. Ob sie abgefallen, oder von dem Sturm herabgeworfen worden sind, darum kümmert man sich nie. Deswegen werden auch im Innern von Hindostan wenig Obstgärten angetroffen und der Feldbau ganz vernachläßigt. Jedermann fürchtet sich reich zu seyn, oder für reich gehalten zu werden.

Einst reisete ich in dem Gebiet eines solchen Radschah oder Fürsten, der ein Vasall eines größeren Herrschers, des Nabos von Mysore war. Ich sah nichts als zerstörte Städte und Dörfer. Dieß wunderte mich, denn ich wußte von keinem Krieg in diesem Lande. Ich erkundigte mich bei den Bewohnern nach der Ursache dieser Verwüstung. Es ist das alles das Werk unsers gnädigsten Fürsten, antworteten sie mir. Er muß alle Jahr eine große Summe Geld an seinen Oberherrn bezahlen, und da seine ordentlichen Einkünfte nicht zureichen, so plündert er wechselsweise seine Städte und Dörfer. Erst vor einigen Wochen kam die Reihe an uns. Er erschien unversehens in der Nacht mit einer Schaar Soldaten, die unsere Mauern umzingelten, und ein Stück davon niederrissen. Nun zog er ein mit ihnen, drang in alle Häuser, nahm Geld, Silber, Gold, Lebensmittel, kurz alles was er fand,

mit. Am übelsten, fuhr einer der Redner fort, kam meine Familie weg, weil sie für die reichste gehalten wurde. Er nahm alles was er fand, und was nicht zu finden war, das mußten wir angeben und beischaffen. Jetzt zog er mit seinem Raub ab. Ein Feind meines Vaters aber lief ihm nach und entdeckte ihm, daß ein ganzes Feld Taback verschwiegen worden sei, den wir eingebracht hatten. Sogleich kehrte der Fürst wieder zurück, ließ meinen Vater unbarmherzig ausprügeln, und setzte ihm eine so unerschwingliche Geldstrafe, daß, um sie aufzubringen, meine zwei Schwestern mußten verkauft werden. —

Mich jammerten die armen Leute und ich bezeugte ihnen mein Beileid. Es ist freilich sehr schlimm, erwiederten sie; wenn uns aber nur der Radschah versprechen wollte, uns zwei Jahre in Ruhe zu lassen, so könnte noch alles gut gehen, und wir würden vielleicht so reich seyn als zuvor.

Also nicht zwei Jahre lang waren sie vor der Raubsucht des Fürsten ihres Eigenthums sicher; und doch ertrugen sie alles in Geduld, und dachten an keine Empörung. Viele aber, welche die Tyrannei ihres unwürdigen Despoten nicht länger ertragen konnten, packten ihre wenigen Habseligkeiten zusam-

men, und verließen ein Land, in welchem sie sich der Frucht ihrer Arbeit so gar nicht erfreuen konnten. Daher kommt es nun auch, daß in Hindostan viele der schönsten Landstriche öde liegen. — Die schlimmsten unter diesen Regenten sind die muhameddanischen; die indianischen herrschen mit etwas mehr Milde und Menschlichkeit. —

Von der Kleiderpracht der Großen bin ich auf das Elend des Volkes gekommen. Ich habe nun noch einiges über den Anzug des gemeinen Mannes zu sagen.

Die Kinder läßt man bis zum neunten oder zehnten Jahr nackt gehen. Werden die Knaben größer, so ist ihre ganze Bedeckung ein kleines Stück Leinwand, kein paarmal größer als die Hand, das sie mit einem Strick um den Leib befestigen. Erwachsene Personen bedecken sich mit einem paar Ellen Musselin. Der gemeine Mann geht beinahe immer in bloßem Kopf, und statt der Schuhe trägt er eine Art Sandalen. Die wohlhabenderen Bürger hingegen haben auf ihrem geschornen Kopf Turbane von allerlei Farben und Gestalten, ohne die sie nie ausgehen. Aus Höflichkeit wird bei uns Europäern der Kopf entblößt; aus Höflichkeit wird er bei den Hindostanern bedeckt. Erhält einer von ihnen zu

Haus einen Besuch, so läuft er eilends nach seinem Turban, ehe er sich sehen läßt; es wäre ihm nicht zu verzeihen, wenn er in bloßem Kopf erschiene. Nur bei Leichenbegängnissen, und wenn sie Familientrauer haben, legen sie den Turban ab.

Wer sich nicht wie der gemeine Mann kleiden will, der trägt auch eine Art Kamisol mit engen aber so langen Aermeln, daß man sie weit zurück schlagen muß. Ueber die Schultern werfen sie ein Stück Seidenzeug, oder schönen Musselin, womit sie sich gegen die Sonnenhitze schützen, und aus einem andern Stück Musselin machen sie sich eine Art Beinkleider, wie sie auch in Siam gewöhnlich sind. Ihre Füße stecken in einer Art Pantoffeln. Dieß alles macht aber nur ihren Alltagsstaat aus. An Festtagen und bei feierlichen Gelegenheiten tragen sie auch noch einen Talar wie die Fürsten, den sie Angui nennen.

Ich komme nun auf die Frauen. Gemeine Weiber umwickeln ihren Leib mit einigen Ellen Musselin, dieß ist ihre ganze Bedeckung. Gehen sie über die Straße, oder sprechen sie mit jemand, so legen sie ihre Hände kreuzweise über die Brust. Bei wohlhabendern Frauen sind die Stücken Musselin so lang, daß sie nicht nur den Leib, sondern auch

die Brust und den Kopf mit umwickeln, und noch einen langen Streifen an der Seite herabhangen lassen können. Der ganze Körper ist dann anständig bedeckt, und nichts sieht man blos, als Hände, Füße und einen Theil des Gesichts. Alle hindostanische Weiber gehen barfuß; sie achten dabei weder die Dornen, noch die spitzigen Steine, noch die brennende Hitze des Bodens. Die Gewohnheit macht ihnen alles leicht, und oft unternehmen sie zu Fuß leicht geschürzt sehr lange und beschwerliche Reisen.

An ihrem Kopf ist ihnen mehr gelegen, als an den Füßen. Sie salben ihre Haare mit wohlriechenden Wassern, und flechten sie sehr zierlich in Zöpfe. Keine schimpflichere Strafe kann einer hindostanischen Frau zuerkannt werden, als das Abschneiden der Haare. Vornehme Hindostanerinnen winden um dieselben Perlen und Rubinen; bei besondern Gelegenheiten leiht eine Familie der andern ihren Schmuck, und dann werden oft europäische Fürstinnen von ihnen verdunkelt. Sind es arme Personen, so vertreten schöne Glaskorallen die Stelle der Edelsteine.

Alle Hindostaner, sowohl Männer als Frauen, tragen Ohrengehänge, und bei den Weibern ist ge-

meiniglich das Ohrloch so groß, daß man drei Finger hineinlegen, und ganze Hände voll Schmuck daran hängen kann. Je größer die Ohren gezogen werden, desto schöner deuchten sie ihnen. Die wenigsten aber begnügen sich mit den Löchern in den Ohren; sie lassen sich auch die Nase durchstechen und behängen sie mit Ringen und Kostbarkeiten aller Art. Hierzu kommen dann noch zwei oder drei goldene Ketten, die ihnen über die Brust herabhangen, und goldene Armbänder, die oft über ein halb Pfund wiegen, und die nicht blos von den Frauen, sondern auch von den Männern getragen werden. Nächstdem ist kein Finger an der Hand, keine Zehe am Fuß ohne Ringe. Man hat berechnet, daß jährlich in Hindostan blos durch das Abreiben der edlen Metalle ein paar Millionen verloren gehen.

Die Eitelkeit der Hindostanerinnen läßt es hierbei noch nicht bewendet. Sie schminken sich auch Gesicht, Hals, Brust und Hände, nebst dem obern Theil der Füße, mit Saffran, wodurch sie ihre Reitze nicht wenig zu erhöhen glauben; auch verschönern sie ihr Gesicht durch eine schwarze Musche, die sie auf die Stirn kleben. Auf solche Art sind sie zum Entzücken schön, und verrücken gar manchem Eu-

ropäer so sehr den Kopf, daß er über sie seine Frau und seine Geliebte im Vaterland vergißt.

Pracht auf der einen Seite, Elend auf der andern wird man in Hindostan allenthalben gewahr. Reis in Wasser gekocht ist die tägliche, oft die einzige Nahrung des gemeinen Mannes. Hat er daneben auch eine Knoblauchzwiebel, eine Zitronenschale und ein Stückchen stinkendes Fleisch, so glaubt er Wunder was er für eine köstliche Mahlzeit macht.

Die Hindostaner können lange hungern und dürsten, auch bei der stärksten Arbeit oder auf Reisen. Wollen sie einen Marsch von zwei oder drei Tagen unternehmen, so binden sie ein Pfund gekochten Reis in einen Zipfel ihres Gewandes; in einen andern Zipfel knüpfen sie eine Hand voll Salz, und so legen sie muthig einen Weg von funfzig, sechzig Stund zurück, ohne einzukehren. Werden sie hungrig, so lagern sie sich an das Ufer eines Teiches, und nehmen eine Portion Reis aus ihrem Gewand. Ihre zusammengehaltenen Hände sind ihre Teller. Sie füllen dieselben halb mit Reis, der von ihrem Begleiter gesalzen und mit Wasser verdünnt wird. Eine andere Zurichtung bekommt die Mahlzeit nicht. Die Hände werden

nun vor den Mund gehalten und die Suppe herausgeschlürft, wie von einem Hund. So ist nun in einigen Minuten das ganze Mahl auf vier und zwanzig Stunden vorbei, und die Reise wird muthig fortgesetzt. Bricht die Nacht ein, so findet sich allenthalben ein Lager, bald neben einem Weg, bald hinter einer Hecke, oder auch auf einen Stein, oder an einer Mauer, woran sie sich lehnen und sitzend schlafen. Erhebt sich in der Nacht ein kühler Wind, der ihm beschwerlich fällt, so steht er auf, rafft einige dürre Blätter zusammen, schürt ein Feuer an, wärmt sich und schläft wieder ein. — Wird unterwegs sein Gewand schmutzig, so wäscht er es am nächsten Teich und trocknet es auf seinem Kopf.

So genügsame Menschen können nicht leicht unglücklich seyn, wenn ihnen nur das Nothdürftige gelassen wird. Auch leben die meisten vergnügter als die Despoten, die so gefühllos über sie herrschen. —

Hier trat die Mutter zur Thür herein, und zeigte der Gesellschaft an, daß ein hindostanisches Abendessen in dem Nebenzimmer auf sie warte. Die Kinder waren sehr begierig zu sehen, was das wohl wäre, und siehe da, sie fanden eine köstlich

zubereitete Reissuppe, nicht mit einem wilden, aber sehr fetten und schönen zahmen Huhn. Ei das mag doch besser schmecken, schrieen sie, als Reis aus dem Rockzipfel mit Wasser aus einem Weiher angerührt. Es lebe die europäische Küche!

Siebzehnter Abend.

Mangel an Gasthöfen und anderen Bequemlichkeiten für Reisende im Innern von Hindostan. Mangel an Straßen und Brücken. Robinson miethet einen Palankin und durchreiset das Karnatik. Das Dreschen und die weitere Zubereitung des Nellu. Uebernachtung in einem Ruhehaus. Der Alamarambaum. Ein Palankinträger wird von einer Brillenschlange gebissen. Wirkung des Bisses. Schlangenfänger in Hindostan. Die Talapatpalme, der Nellimaram- und Tamarindenbaum. Es begegnet ihnen ein Elephant mit vielen Reisenden beladen. Wie gefährlich es ist, dieses Thier zu necken. Anekdote von einem Schneider in Pondichery. Große Menge Affen in den Wäldern von Hindostan.

Von Madras aus bereisete ich alle Städte auf der Küste von Coromandel: Pondicherey, Cadalore, Trankebar, Karikal, Negapatnam

und andere. Dann wollte ich aber auch das Innere des Landes sehen, und machte hierzu die nöthigen Reiseanstalten. Ich versah mich mit einem Palankin und Trägern, ob ich mir gleich vorgenommen hatte, den größten Theil des Weges zu Fuß zu machen, wie ich es immer gewohnt war. Sehr gut wäre das auch in den kühlen Wintermonaten gegangen; im Sommer aber ist die Hitze in Hindostan für einen europäischen Fußgänger unerträglich, zumal wenn er seinen Proviant auf mehrere Tage mit sich schleppen soll, denn von Gasthöfen ist in diesem Lande gar nicht die Rede. Zur Bequemlichkeit der Wanderer sind zwar in weiten Entfernungen Ruhehäuser erbaut, worin sie Schutz gegen Sturm und Regen finden; auch ist immer in der Nähe ein Teich, worin sie sich baden und ihren Durst löschen können; dieß ist aber auch alles. Kein Tisch, kein Stuhl, keine Bank, noch viel weniger ein Bett ist da zu sehen, und jeder Reisende ist selbst sein Koch.

Es wird euch vielleicht wundern, daß ich keinen Wagen nahm? Aber in den meisten Gegenden von Hindostan hat man weder Wagen noch Fahrwege. In dem Innern des Landes sieht man kaum Fußsteige, und an manchen Orten sind diese so schmal und enge, so eingepreßt zwischen Hügeln, Anhöhen

und Gebüschen, daß kaum ein Palankin durchkommen kann, vielweniger eine Kutsche oder ein Wagen. Ueber die Flüsse sind selten Brücken und Steige geschlagen, worüber Reiter oder Fuhrwerke kommen können, auch könnten Pferde in den heißen Monaten schwerlich das ausstehen, was ein hindostanischer Palankinträger aushalten kann.

Aus diesen Ursachen werden zu Reisen die Palankine vorgezogen. Von vier Trägern werden sie auf die Schulter genommen, vier andere gehen hinter diesen her, um sie abzulösen, und laden das unentbehrlichste Gepäcke auf den Rücken.

Ich miethete meine Leute auf einen Monat, und hatte für diese lange Zeit dem Mann nicht mehr als einen Dukaten zu bezahlen. Nie hätte ich mit Kutschen und Pferd um einen so geringen Preis reisen können.

Meinen Weg nahm ich von Negapatnam aus nördlich durch das Karnatik; es liegt die schöne Handelsstadt Negapatnam an einem Arm des Cawerieflusses, der jährlich austritt, wie der Nil, und das Land weit umher mit seinem Schlamm befruchtet. Der Handel ist da außerordentlich lebhaft, und in manchem Jahr werden von Negapatnam aus nur allein gegen fünftausend Ballen Baum-

wollenzeuge verführt, die in Hindostan gewebt werden.

Zur Zeit meiner Abreise war der Nellu bereits eingeerntet. Es ist dieß der Name des Reises, ehe er abgehülset ist. In keiner Gegend von Hindostan wird er in solcher Menge gebaut, als in diesen südlichen Provinzen, die auch die Insel Ceylon damit versorgen. Sie verdanken diesen Reichthum vorzüglich den Caweri-Strom, der in zahlreichen Kanälen durch alle Thäler geleitet wird.

Man war damals mit dem Dreschen des Nellu beschäftiget, aber nicht mit Dreschflegel, wie in Deutschland, sondern mit Ochsen, die darauf herumgetrieben wurden, und die Körner aus dem Stroh traten. Man worfelte hierauf den Nellu, und reinigte ihn von Spreu, Sand und Staub. Nach dieser Arbeit wurde den Taglöhnern ihr Lohn an Nellu gereicht, und jeder bekam von vier und zwanzig Pfund ein Pfund statt baaren Geldes. Nächst dem mußten die Eigenthümer des Feldes dem Fürsten von jedem hundert Pfund, funfzig bis siebzig Pfund abgeben; es blieb ihnen also nur wenig für ihre Mühe beim Ackern, Säen und Pflanzen des Reises.

Wir sahen auch eine Menge Ochsen mit Einbringung des Nellu in die Magazine beschäftiget;

aber auch hierzu werden keine Wagen gebraucht. Man legt den Ochsen einen Tragsattel von Stroh auf den Rücken, und über diesen Sattel die Reissäcke. Sehr viel Reis wird auch durch Knechte und Taglöhner in die Magazine gebracht. Hier hat aber der Reis gefährliche Feinde an den Ratten, die sich durch die festesten Mauern einen Weg bahnen, und sie oft so tief untergraben, daß endlich das ganze Gebäude einstürzt.

Ehe man den Nellu genießen kann muß die äußere Hülse abgestoßen werden, und wenn dieß geschehen ist, heißt er Arisi, wovon unser deutsches Wort Reis kommt. Dieses Stoßen ist das Geschäfte der Weiber. Sie weichen den Nellu eine Nacht hindurch in Wasser ein, den andern Tag aber lassen sie ihn an einem guten Feuer so lange kochen, bis die Hülse aufspringt und sich leicht ablös't. Ist das geschehen, so wird er erst im Schatten und dann an der Sonne wieder getrocknet, und in den Stampftrog gebracht, wo die Hülsen mit einem armsdicken hölzernen Stampfer vollends abgestampft werden.

Solcher Reis ist, wie ich euch schon gesagt habe, die Hauptnahrung der Hindostaner, und ist um geringen Preis zu haben. Brod hingegen ist ein seltener und theurer Artikel.

Wir setzten die Reise fort und hielten unser erstes Nachtlager in einem schönen großen Ruhehaus, an dem Ufer eines ansehnlichen Teiches. Es bestand aus drei Mauern von Backsteinen mit einem Ziegeldache. Die vierte Seite war offen und ging nach Süden. Sie hatte ein Vordach, das auf Pfeilern ruhete. Eine Menge Reisender hatten schon Besitz davon genommen; indessen war doch auch noch für uns Platz genug übrig. Ich ließ sogleich unsere Töpfe, Teller, Becher, Löffel, Messer, Brod, Butter, Matten, Lichter, Leuchter, Fleisch, andere Eßwaaren und Getränke, die wir mitgebracht hatten, auspacken, und nun fingen meine Palankinträger, die zugleich meine Köche und Bediente waren, an, Feuer zu schüren, und das Abendessen zu bereiten. Ich machte indeß Bekanntschaft mit den übrigen Reisenden, wovon einige malaisch sprachen, und besah mit ihnen den Teich und die umliegende Gegend.

Bei jedem Ruhehaus ist ein solcher Teich, der gemeiniglich ein reguläres Viereck bildet. Auf allen vier Seiten steigt man auf dreißig bis funfzig steinernen Stufen zum Wasser hinab, von welchem uns aber ein gar übler Geruch entgegen duftete, denn diese Teiche dienen zu sehr mancherlei Ge-

brauch: zum Waschen des Körpers und der Kleider, zu Abtritten, und doch zugleich auch zum Kochen und zum Trinken. Die meisten sind mit Moder und Teichgras, Seelilien und andern Wasserpflanzen angefüllt, die in dem stinkenden Behälter wachsen. Die Indianer nehmen mit solchem unreinen Wasser vorlieb; die Europäer aber führen gemeiniglich ihr Trinkwasser in irdenen Krügen mit sich, die während der Reise an den Stangen des Palankins aufgehängt werden.

Ich muß bekennen, daß ich die erste Nacht auf meinem Lager von Baumblättern, mit einer Matte überdeckt, nicht sehr angenehm zubrachte. Ich konnte wenig schlafen, und sehnte mich sehr nach dem Morgenlicht. Es dämmerte erst gegen fünf Uhr. Kaum war es hell, so weckte ich meine Leute; es wurde ein frugales Frühstück eingenommen, und die Reise weiter fortgesetzt.

Die lieblichen Morgenstunden wollte ich nicht im Palankin zubringen. Ich nahm meine Flinte auf den Rücken und folgte ihm zu Fuß. Meine Träger gingen vier Stunden lang Vormittags, und eben so viel Nachmittags, aber in so schnellem Schritt, daß sie täglich über zehen Stund Wegs zurücklegten.

Gegen Mittag machten wir Halt unter einem ungeheuern Alamarambaum, auf welchem sich eine Menge Eichhörnchen lustig herumtrieben.

Der Alamaram ist einer der merkwürdigsten Bäume in Hindostan. Er gleicht an Wuchs und Dicke unserer Buche; seine Aeste treibt er aber mehr in die Breite als in die Höhe. Sind diese Aeste ausgewachsen, so kommt an dem Ende jedes Zweiges ein Büschel feiner Wurzeln zum Vorschein, die nach und nach an Stärke zunehmen, senkrecht gegen die Erde herabhangen, und immer länger werden, bis sie den Boden wirklich erreicht haben. Sie saugen sich sogleich in der Erde an und breiten sich aus. Aus jeder Wurzel wird ein neuer Stamm, der nach gewissen Jahren dem Mutterstamm an Stärke und Kraft wenig nachgibt. Zu seiner Zeit setzt jeder untere Zweig desselben wieder Wurzeln an, die sich in der Erde ansaugen, und so breitet ein einziger Baum sich nach und nach über mehr als zehen Morgen Land aus. Er gleicht alsdann einem ungeheuern Tempel, der auf einer Menge Säulen ruht, und nach allen Seiten weite Bogengänge sehen läßt. In seinem Schatten findet der müde Wanderer erquickende Kühlung, und segnet die wohlthätige Hand, die ihn pflanzte.

Wir nahmen unter diesem Baum unser Mittagmahl ein. Meine Indianer pflückten einige von den schönen ovalen und glänzend grünen Blättern ab, fügten sie mit steifen Grashalmen zusammen, und machten sich Teller daraus, auf welchen sie ihren Reis aßen. Nach der Mahlzeit legten wir uns alle hin, und hielten auf weichem Moos unsere Mittagsruhe.

Bald aber wurden wir durch ein lautes Geschrei aus unserm Schlummer geweckt. Es war einer von meinen Trägern von einer Brillenschlange in den Fuß gebissen worden, denn das Gestrippe unter den Alamarambäumen ist der gewöhnliche Aufenthalt von Schlangen, Nattern und andern giftigen Thieren. Vermuthlich hatte er sie im Schlaf mit dem Fuß verletzt und zum Zorn gereizt. Wir fuhren alle auf; meine Leute liefen nach ihren Knütteln, und schlugen das acht Fuß lange Ungeheuer todt.

Wir eilten jetzt unserm Patienten zu Hülfe. Schon äußerten sich die Wirkungen des Giftes. Er bekam nach fünf Minuten heftige Krämpfe, wurde sprachlos und steif; der Schaum stand ihm vor dem Munde, die Zähne knirschten, die Kinnladen wurden von dem Krampf so fest geschlossen, daß sie mit



Einer von Robinsons Begleitern wird von der Brillenschlange gebissen.

Gewalt mußten aufgebrochen werden, um ihm die Arzenei beizubringen, die ich für ihn in meiner kleinen Reiseapotheke in Bereitschaft hatte. Es war Eau de Luce, eines der wirksamsten Gegengifte bei dem Biß dieser Schlange. Ich gab ihm mehrmals sechzig und noch mehr Tropfen mit Wasser vermischt ein, und ließ auch einige Tropfen auf die Wunde fallen.

Mit Vergnügen wurde ich gewahr, daß die Krämpfe bald darauf etwas nachließen. Ich wiederholte jezt die Gabe, und fuhr damit fort, bis von den Zufällen nichts mehr zu verspüren war. In Zeit von drei Stunden war mein Patient zu unser aller großen Freude wieder hergestellt.

Bei allen Menschen soll aber der Biß der Brillenschlange nicht gleiche Wirkung hervorbringen. Bei den mehresten entsteht alsbald eine unüberwindliche Neigung zum Schlaf. Bei andern äußert sich Ueblichkeit, Betäubung des Kopfs, Schwindel, Ergießung des Blutes durch die Augen und den Mund. Stellt sich Schlafsucht ein, so muß der Patient durch Rütteln und Schütteln munter erhalten werden, sonst ist der Tod unvermeidlich.

So giftig auch der Biß der Brillenschlangen ist, so finden sich doch in Hindostan Leute, die sie fan-

gen, zahm machen, und zum Vergnügen des Publikums auf den Straßen tanzen lassen, oft ohne ihnen die Giftzähne auszubrechen. Sie pfeifen den Schlangen, und sogleich kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor.

Es wurde mir erzählt, daß einst zu Madras ein solcher Künstler seine Schlange tanzen ließ. Einer von den Zuschauern meinte, es seien ihr die Giftzähne ausgebrochen, und er könne mit dem Thier umgehen wie der Herr. Kaum berührte er sie aber, so wurde er gebissen, und mußte sterben.

Man behauptet, es können diese Schlangen den Knoblauchgeruch nicht leiden. Einst ließ ein Schlangenfänger eine Brillenschlange vor einer Hausthür tanzen. Ein Malayer warf ein Stück Knoblauch nach derselben; sogleich verlor sie alle Munterkeit, ließ den Kopf hangen, hörte auf zu tanzen, und war durch kein Pfeifen des Schlangenfängers mehr in Gang zu bringen. — So wurde mir diese Anekdote wenigstens erzählt; ich weiß nicht, ob sie sich auf Wahrheit gründet, denn andere Personen versicherten mir, es scheueten sich die Brillenschlangen weder vor Zwiebeln noch vor Knoblauch.

Es gibt in Hindostan neben den giftigen auch viele unschädliche Schlangen, oder doch solche, de-

ken-Biß nicht tödtlich ist. Es wächst in dem Lande eine Wurzel Aristolochia semper virens, wodurch man mit Gewißheit erfahren kann, ob man von einer giftigen Schlange gebissen worden ist, und von welcher Art die Schlange war. Ist nämlich die Wurzel im Munde bitter, so war das Thier nicht giftig; schmeckt sie aber süß oder sauer, oder salzig, so kam der Biß von einer giftigen Schlange und es müssen auf das schleunigste Vorkehrungen getroffen werden. Wir setzten unsere Reise zwischen Talapat und Kokospalmen, Nellimaram-Tamarinden und andern Bäumen fort.

Die Talapatpalme ist merkwürdig wegen ihrer großen, sieben bis neun Ellen langen Blätter, die zu Sonnenschirmen angewandt werden, denn in Indien ist der Gebrauch der Sonnenschirme so allgemein, daß auch der ärmste Indianer auf der Reise einen bei sich führt. Zu gemeinen Sonnenschirmen bedürfen die Talapatblätter keiner weitern Zubereitung; sie werden blos an der Spitze ein wenig abgeschnitten; die andern aber werden für Personen, die sie bezahlen können, besonders bearbeitet und verschönert.

Ein nicht minder schätzbarer Baum ist der Nellimaram, denn er hat die besondere Eigenschaft, fal-

-ziges und faules Wasser zu verbessern. Er trägt kleine runde Früchte, theils von der Größe einer Nuß, theils nur wie eine Haselnuß, aber ohne harte Schale. Sie sind ganz bitter; es schmeckt daher das Wasser, welches man darauf trinkt, süß wie Zucker. Sie fallen zum Theil unreif vom Baum; man sammelt sie dann, zerstößt sie, vermengt sie mit Oel, und macht daraus eine Salbe, die bei Schwindel und andern Kopfkrankheiten herrliche Dienste leistet. Die reifen Früchte werden eingesalzen, oder zerstoßen, mit Gewürzen vermengt und zur Erquickung der Kranken aufbewahrt.

Der Tamarindenbaum ist einer der höchsten und schattenreichsten Bäume, er trägt sehr angenehm säuerliche und abführende Früchte; seine Pflege aber erfordert Mühe, bis er ein wenig herangewachsen ist; deswegen wird er seltener als mancher andere Baum angetroffen.

Am folgenden Tag begegnete uns ein Elephant, auf welchem acht und zwanzig Menschen saßen. Sein Karnak oder Führer saß auf dem Hals, und leitete ihn mit einem spitzigen Haken, womit er ihn öfters so unfreundlich in den Kopf und Rüssel stach, daß das Blut davon herablief. Das geduldige Thier ertrug aber alles. Einer von meinen Trägern bekam

Lust ihn zu necken. Jetzt aber bewieß sich der Elephant nicht mehr so gelassen; er fing mit seinem Rüssel an zu blasen, wie auf einer Trompete, und fuhr auf ihn zu; kaum hatte der Spaßvogel noch Zeit, hinter ein Ruhehaus zu entfliehen, wo von dem Elephantenwärter Halt gemacht wurde.

Es war dieses schöne Thier gegen sechs Ellen hoch, und sechs und eine halbe Ellen lang. Auf Hals und Hintertheil saßen sieben Personen. Ueber dem Rücken lag ein Gehäuse, in welchem sieben Personen zur linken und sieben zur rechten Hand saßen. Ferner waren unter der Brust zwei Bretter angebracht, auf welchen wieder Platz für sechs Personen war. Bei dem Schwanz war auch noch eine Vorrichtung zwischen beiden Hinterfüßen gemacht, so daß noch eine Person zwar nicht sitzen aber doch stehen konnte.

Dieser große Elephant wurde theils mit Reis, theils mit Kokos- und Pisangblättern gefüttert. Ehe er diese Blätter verzehrte, schüttelte er sie immer erst sorgfältig aus, damit keine Käfer, Ameisen, Mäuse, Fliegen oder andere Thiere darin bleiben möchten. Vor den Ameisen besonders hütet er sich sehr, denn sein Rüssel ist im Innern so empfindlich, daß, wenn eine Ameise hinein kommt, die er

nicht sogleich wieder herausblasen kann, er so lange damit schlägt, bis er sie nicht mehr fühlt, oder todt niederfällt. Doch ich glaube euch diese Merkwürdigkeit schon erzählt zu haben.

Während der Elephant sein Futter zu sich nahm, glaubte mein vorwitziger Träger, ohne Bedenken wieder hinter dem Ruhehaus hervorkommen und sich zeigen zu können; kaum erblickte ihn aber das Thier, so raffte es Steine und Knochen auf, und schleuderte sie nach ihm; er mußte sich aufs schleunigste zum großen Vergnügen der ganzen Gesellschaft wieder flüchten, und durfte sich nicht mehr ehen lassen.

Der Elephant ist nicht bösartig; er läß mit sich spielen wie ein Kind, nur plagen darf man ihn nicht, denn Beleidigungen verzeiht er so wenig, als er Wohlthaten vergißt.

In der Stadt Pondichery ging ein Elephant täglich zur Tränke durch eine Straße, wo ein Schneider wohnte. Der Schneider lockte ihn mit einer Guiave, (einer Art Aepfel) die er in der Hand hielt, an sein Fenster. Der Elephant kam, streckte den Rüssel aus, und nahm den Apfel in Empfang, fand ihn auch, wie es schien, sehr gut, denn am folgenden Tag stellte er sich wieder ganz

uneingeladen am Fenster ein. Dieß gefiel dem Meister Schneider, er reichte ihn wieder einen schönen Apfel, und fuhr mit seiner Freigebigkeit eine ganze Woche lang fort. Dafür ließ sich auch der Elephant streicheln und geduldig mit sich spielen, und wurde jeden Tag zutraulicher und bekannter, so daß er sich gefallen ließ, seinen Apfel selbst unter einem ganzen Haufen Schneidersflecken hervor zu suchen, wohin er absichtlich versteckt worden war. Dieß alles wurde nicht übel genommen. Einst aber, da das Thier mit seinem Rüssel auf dem Tisch herum wühlte, fiel es dem Schneider ein, ihn mit seiner Nadel in die Nase zu stechen, und das verdroß ihn, denn an diesem Theil ist er außerordentlich empfindlich. Er fuhr zurück und sah den Grobian nicht mehr an, sondern setzte seinen Weg nach der Tränke fort. Als er sich satt getrunken hatte, füllte er seinen Rüssel mit Wasser, kam wieder vor das offene Fenster des Schneiders, und streckte ihn aus, als ob er sich einen Apfel ausbitten wollte. Der Schneider gedachte sich wieder einen Spaß zu machen, und hielt ihm die Nadel vor, in eben demselben Augenblick spritzte ihm aber der Elephant seine ganze Ladung Wasser ins Gesicht, und ging seiner Wege.

Man erzählte uns noch mehr dergleichen Züge von dem Elephanten, die mir nicht mehr im Gedächtniß sind.

Wir setzten unsere Reise fort durch einen Wald, in welchem eine Menge schöner, langgeschwänzter Affen, Mandi genannt, ihr lustiges Spiel trieben. Sie waren schwarzgrau auf dem Rücken und weiß am Bauch. Ueber den Augen hatten sie weit hervorragende schwarze Haare, die wie ein Schirm aussahen. Es war sehr unterhaltend ihr lustiges Springen und Jagen, und ihren freundlichen Umgang unter einander mit anzusehen. Mit ganz unglaublicher Geschwindigkeit kletterten sie von der Erde auf den Gipfel der höchsten Bäume, stürzten sich dann wieder auf die untern Aeste und auf die Erde herab, zerbrachen Zweige, sprangen bisweilen von dem Gipfel des einen Baumes auf den andern, kamen uns in einigen Minuten ganz aus den Augen, und ehe wir es uns versahen, waren sie wieder da.

Ich ließ Halt machen, um einige Erfrischungen zu genießen. Sogleich waren wir von einer Menge Mandi umgeben, die uns anbettelten wie Hunde. Indeß ich diesem oder jenem einen Brocken zuwarf, schlichen sich zwei oder drei andere von hinten heran,

nahmen mir die besten Bissen vor dem Mund weg und flüchteten sich damit schnell wie der Blitz auf einen Baum.

Als es nichts mehr zu naschen gab, trieben sie ihre Spiele unter sich fort. Einige tobten auf den Bäumen hin und her, andere setzten sich in einen Kreis um einen Baumstamm, einem Anführer gegenüber, den sie mit komischem Respekt zu verehren schienen. Ich war geneigt, sie für Staatsräthe zu halten, die sich mit ihm über politische Angelegenheiten berathschlagten. Andere trieben mancherlei kurzweilige Schwänke mit ihren Jungen. Neben dem Mann saß seine Gemahlin mit ihrem Kind in dem Arm. Sie gab ihm die Brust, drückte es an ihr Herz, sah es mit Wohlgefallen an, und streichelte ihm den Kopf. Andere machten sich eine Wohnung zurecht, legten sich nieder, oder brachten ihre Familie zur Ruhe.

Während wir so da saßen, kam eine Mutter mit ihrem Aeffchen von einem Baum herab und schlich sich mit neugierigem Vorwitz zu uns heran. Ich griff nach meiner Flinte; sogleich ließ die Mama einen lauten Schrei hören. Das Junge sprang ihr auf den Rücken, klammerte sich fest, die Mutter

kletterte mit ihm einen Baum hinauf, und in einem Augenblick waren uns beide aus den Augen.

Die Affen werden in den hindostanischen Waldungen in so großer Menge angetroffen, weil die Indianer ihnen nicht leicht nach dem Leben trachten. Sie errichten ihnen im Gegentheil Tempel und erweisen ihnen göttliche Verehrung.

Achtzehnter Abend.

Mangus- und Cujavebäume. Große Züge Ochsen. Weiße Ochsen. Bissot- oder Buckelochsen. Indianische Kasten oder Stämme. Verachtung gegen die Parias. Abentheuer in einer hindostanischen Waldung. Der redende Kopf auf dem Grab. Seine Geschichte. Die hindostanischen Wittwen lassen sich mit ihren Männern lebendig begraben oder verbrennen. Feierlichkeiten dabei. Der bengalische Tyger. Erlegung eines Tygers. Gefahren dabei. Vorsicht der Reisenden gegen seine nächtlichen Angriffe.

Wir reiseten immer nordwärts zwischen Palmen-, Mangus-, Cujave- und andern Bäumen. Unter den Mangus sahen wir manche Stämme, die achtzehn Fuß im Umfang hatten, und über vierzig Fuß hoch waren. Sie tragen länglicht runde, an der Seite ein wenig vertiefte goldgelbe Früchte, größer als ein Gänseey, von einem angenehmen sauersüßen

Geschmack. Sie waren eben damals reif und wurden eingesammelt. Noch beliebtere Früchte trägt der Cujavebaum. Sie gleichen einem Reinettenapfel, sind citronengelb, und haben einen lieblichen Erdbeergeschmack. Das Fleisch ist theils roth, theils weiß. Es sind die Cujaven sehr gesund, und zur Versendung nach Europa werden allerlei gute Teige und Compoten daraus verfertigt. Am merkwürdigsten schien mir aber seiner ungeheuern Früchte wegen der Jaccusbaum. Seine Früchte gleichen einem ganz ausgewachsenen großen länglichen Kürbis. Die äußere Haut ist netzförmig und mit Stacheln besetzt. Das Fleisch hat einen Apfelgeruch; es ist süß aber doch nicht unangenehm, und so markicht, daß es mit einem Löffel vorgelegt werden muß. Manche solche Frucht wiegt über einen halben Zentner. Bei einem so großen Gewicht würden die stärksten Aeste nicht stark genug seyn, sie zu tragen; auch wachsen die Jaks nicht aus den Aesten, sondern unmittelbar aus dem Stamm. Selten aber trägt ein Baum über acht Stück, wovon jedes gern mit einem Gulden nach unserer Münze bezahlt wird.

Einst da wir in einem kleinen Palmenhain rasteten, sahen wir einen Zug von mehr als funfzig tausend Ochsen mit allerlei Vorräthen für ein Heer

im Carnatik beladen uns entgegen kommen. Kein Thier ist in Indien zahlreicher, als die gemeinen Ochsen; auch kann man den schönsten für fünf bis sechs Gulden haben. Ihre große Vermehrung scheint daher zu rühren, daß es den Indianern nicht erlaubt ist, sie zu tödten und zu speisen. Nur der geringsten Klasse unter ihnen, die für unehrlich gehalten wird, ist der Genuß des Rindfleisches zugestanden. Von diesem zahlreichen Zug Ochsen sollte, wie man uns versicherte, kein einziger wieder zurückkehren; alle sollten im südlichen Theil von Hindostan verkauft und von Christen und Muhamedanern verzehrt werden.

Nächst diesen gemeinen Ochsen hat man aber in dem Lande noch einige andere Arten, unter welchen besonders die weißen sehr geschätzt werden. Sie kommen von der malabarischen Küste und aus dem Marattenstaat und sind noch einmal so groß als unsere europäischen Ochsen. Sie werden als Last- und Zugthiere gebraucht, besonders dienen sie zum Transport der Baumwolle, wovon sie ungeheure Säcke auf jeder Seite hangen haben. Sie unterscheiden sich von den gemeinen Ochsen durch ihren munteren und raschen Schritt, denn sie gehen wie Pferde in beständigem Trab. Wird ein solcher

Ochs zur Anspann an indianische Kutschen gebraucht, so ist er geborgen, und sein Glück ist gemacht. Er wird gut gefüttert, vollkommen rein gehalten, und je nachdem er eine Rolle zu spielen hat, mehr oder minder prächtig geschmückt. Aufs wenigste werden seine Hörner mit einem Gehäuse von Messing überzogen, und um seinen Hals wird ein Halsgehänge von feinpolirten Stahlschienen gehängt; führt ihn aber sein guter Stern in den Stall eines Fürsten, dann wird unser Ochs zu einer Person von Wichtigkeit. Der Ueberzug seiner Hörner ist von massivem Gold, und eben so sein Halsgehänge, wenigstens ist es von gutem Silber; auch die Stränge sind mit Silber durchwirkt; es wird ihm auf alle Art geschmeichelt, und nichts fehlt ihm, als das Gefühl seiner Würde und Wichtigkeit.

Noch sieht man in Hindostan eine andere Art von Ochsen, nämlich die Bissots, die einen Höcker auf dem Rücken tragen. Man hat sie von allen Farben. Die ganz schwarzen werden aber am meisten geschätzt. Ihre Halskrause, — so nenne ich die Haut unter dem Hals — hängt wie ein großes Halstuch bis zur Erde herab. Sie sind von der Größe unserer europäischen Ochsen; aber mehr untersetzt, haben auch einen dickern Kopf und kürzere

Hörner. Sie werden ungemein zahm, und gewöhnen sich, den Menschen aus der Hand zu fressen, wie Hunde, auch lassen sie sich die Zunge in die Hand nehmen und allerlei Kurzweil mit sich treiben. Man gebraucht diese Thiere zum Reiten, und leitet sie mit einem Seil, das man ihnen durch die Nase zieht. Sie gehen sanfter als jedes andere Thier, nur ist es unangenehm, daß ihnen bisweilen einfällt, ihr geiferiges Maul an den Füßen des Reiters abzuwischen. Ein solcher Bissotochs läuft täglich seine zehn bis zwölf Stund, ohne daß man ihm Müdigkeit anmerkt.

Als der Zug Ochsen vorüber war, bestieg ich wieder meinen Palankin. Unser Weg führte uns durch ein großes Dorf, vor welchem funfzehn bis zwanzig Kerls mit Messern in der Hand um einen sterbenden Ochsen herumstanden, der hier gefallen war. Es waren P a r i a s, die mit Sehnsucht auf sein Ende warteten, denn so lange er lebte, durften sie nicht Hand an ihn legen, weil es, wie ich euch schon gesagt habe, von den Hindus für eine große Sünde gehalten wird, einen Ochsen oder eine Kuh zu tödten. Kaum aber hatte das Thier den letzten Athemzug gethan, so fielen die Parias über dasselbe her, zogen ihm die Haut ab, zerlegten ihn, und je-

der nahm ein großes Stück davon mit sich nach Haus.

Ich habe euch noch nicht gesagt, was diese Parias für Leute sind. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Hindus sich in Kasten oder Stämme theilen, die sich genau von einander abgesondert halten, sich nicht mit einander verheirathen, und nicht einmal mit einander essen. Der vornehmste unter diesen Stämmen ist die Kaste der Braminen, der verächtlichste die Parias, die für so unehrlich gehalten werden, als bei uns die Abdecker. Sie dürfen in keinem Dorf, in keiner Stadt unter den edlern Kasten wohnen, sondern müssen sich in einer Entfernung von einigen Flintenschüssen besonders anbauen. Begegnen sie unterwegs einem Edlen, so sind sie verbunden ihm auszuweichen und die Hand vor den Mund zu halten, damit sie ihn nicht mit ihrem Athem verunreinigen. Keinen Tempel, kein Haus der edlern Kasten dürfen sie betreten, und wäre es geschehen, so müßte das Haus oder der Tempel geräuchert und mit großen Kosten gereiniget werden.

Dafür wissen sie sich aber auch durch das ungebundenste Leben schadlos zu halten; sie essen was sie mögen, und trinken nach Herzenslust berauschende Getränke, die den höhern Kasten verboten sind.

Es herrscht in ihren Hütten im Ganzen eine eckelhafte Unreinlichkeit und ein unerträglicher Gestank. Indessen werden doch sehr niedliche Mädchen unter ihnen angetroffen, und im Ganzen sind die Parias eine kräftige Menschenklasse, die man deswegen auch gern in die Armeen aufnimmt und zu Offiziersstellen befördert. Oft trifft sichs dann, daß der stolze Bramine als gemeiner Soldat unter dem verachteten Paria steht, und ohne Murren sich von ihm muß prügeln lassen. Um keinen Preis wäre aber dessen ungeachtet der geprügelte Soldat zu bewegen mit seinem Hauptmann aus einer Schüssel zu essen; er hält sich noch immer für hundertmal besser als er.

Die Braminen sind größtentheils Priester, Gelehrte, Staatsbeamte; der edelste Stamm nach ihnen sind die Schatres, Fürsten, Soldaten; dann kommen die Banjanen oder Kaufleute, und endlich die Schutters oder Künstler, Handwerker und Landleute. Diese vier Hauptkasten werden wieder in 84 untere Rangordnungen eingetheilt; die Parias aber gehören zu keiner bestimmten Kaste.

Heirathet ein Bramine eine Frau aus der Kaste der Schatres, oder ißt er nur an ihrem Tisch,

oder genießt er Speisen, die sie zugerichtet hat, so geht sein Kastenrecht verloren; er hört auf Bramin zu seyn, und wird selbst ein Schatres. Aeße er mit einem Paria, so würde er ein Paria werden.

Man erzählte mir von einem Fürsten, der ein Mädchen liebte, die von einer höhern Kaste war als er, ob sie gleich unter seine Unterthanen gehörte. Er hätte sie gern geheirathet; aber sie wollte lieber nicht Fürstin seyn, als in eine geringere Kaste treten. Da beschloß nun der Fürst, sich ihrer mit List und Gewalt zu bemächtigen. Er ließ die ganze Familie in seinen Pallast fordern, so bald sie erschienen war, Wachen an alle Thüren stellen, damit niemand mehr entwischen konnte, und sie dann in seinen Speisesaal nöthigen, wo sie sich neben ihm niedersetzen und essen mußten. Von nun an gehörten sie in seine Kaste, und das Hinderniß, das seiner Liebe im Wege stand, war weggeräumt.

Ihr seht aus diesem Beispiel, daß eine hohe Kaste nicht immer mit hohem Rang verbunden ist. Wirklich lassen sich die Braminen von den Schatres und andern nicht selten als Bediente gebrauchen, und ich hatte selbst einen in Madras als Aufwärter.

Doch genug von den hindostanischen Kasten.

Am folgenden Tag hörten wir in einem Wald, durch den unser Weg uns führte, ein erbärmliches Kindergeschrei. Ich ließ halten, nahm meine Flinte unter den Arm, weil ich ein reissendes Thier besorgte, und ging mit einigen von meinen Leuten dem Geschrei nach. Ich sah ein Kind auf einem Rasenplatz sitzen; neben ihm ein frisch gegrabenes Grab, und auf dem Grab einen Kopf. Nicht weit davon lag ein todter Mensch. Ich trat näher — und siehe, der Kopf fing an zu reden. Eiskalter Schweiß lief mir über den Rücken; ich fühlte mich zurückgedrängt; ich wollte fliehen; aber mit kläglicher Stimme bat mich der Kopf zu bleiben, und sein Retter zu werden. Ich bin von einem Bösewicht lebendig begraben worden, sagte er; seine Absicht war, mir mit einem Stein vollends den Rest zu geben, ehe er mich einschaufelte, aber der Himmel hat es nicht gewollt. Grabet mich nur um Gotteswillen wieder aus, dann will ich alles erzählen. —

Dieser Wunsch wurde erfüllt. Mit einer Schaufel, die neben dem Grabhügel lag, ließ ich das Weib — dann eine Frau war es — wieder ausgraben, und beruhigte indessen ihr weinendes Kind.

Sie fiel auf die Kniee und dankte dem Himmel und mir, als sie sich wieder frei fühlte. Wir ersuchten sie, nun uns zu erklären, wie sie in dieses Grab gekommen sei, und sie erfüllte unsern Wunsch.

„Ich komme weit her, hub sie an, mit meinem Kind von den Ufern des Ganges, wo ich verheirathet war, und meinen guten Mann auf eine traurige Art verloren habe; mein Vaterland aber ist der südliche Theil von Hindostan. Ich wollte zurückkehren zu meiner Familie, da ich aber unbekannt war mit den Wegen in dieser Gegend, so erbot sich der Mann, den Sie dort liegen sehen, mich zu führen. Er schien es redlich zu meynen, und ich überließ mich seiner Leitung. Wir reiseten schon drei Tage mit einander, und er gab mir keine Ursache zu Mißtrauen. Jetzt entdeckte er aber unglücklicher Weise durch unsere Gespräche, daß ich einige Kostbarkeiten bei mir hatte, und nun bemeisterte sich seiner Seele der schreckliche Gedanke, mich zu plündern und zu tödten.

Diesen Morgen, während ich in einem Ruhehaus Reis zu unserm Frühstück bereitete, ging er in das nächste Dorf, wo er ein Geschäfte zu haben vorgab. Es scheint aber, er kaufte dort die Schaufel, die Sie da sehen, und grub damit ein Grab.

Ganz unbefangen kam er dann wieder zurück, frühstückte mit mir, und unterhielt mich ganz freundlich. Wir setzten bald darauf unsern Weg fort und er führte mich, ich weiß nicht mehr unter welchem Vorwand, von der Straße ab in den Wald, wo ich das offene Grab vor mir sah. — Was bedeutet dieses Grab, fragte ich ihn ein wenig betroffen? Es ist das deinige, fuhr er mich an, und in demselben Augenblick riß er mich auf den Boden nieder und plünderte mich aus. Ich hatte mein Kind auf dem Arm, und konnte mich nicht vertheidigen, jetzt aber, da er Anstalt machte mich zu erwürgen, warf ich es von mir, und wehrte mich muthig. Er hatte keine andere Waffen als die Schaufel und seine Hände. Jene konnte er nicht gebrauchen, so lange ich frei war. Er schleppte mich bei den Haaren in das Grab, gab mir einen Schlag und fing an Erde auf mich zu werfen. Sein Bemühen, mich liegend zu erhalten, war vergeblich; ich raffte mich wieder auf, bis er es endlich nach einem zweiten betäubenden Schlag dahin brachte, meine Füße mit einer solchen Sandlast zu beschweren, daß ich sie nicht mehr bewegen konnte. Jetzt ließ er mich sitzen und grub mich ein bis an den Hals, wie ich von Ihnen gefunden worden bin. Er lief dann nach jenem Stein, hob ihn

auf, und wollte mir vermuthlich vollends damit den Rest geben; auf einmal aber hörte ich einen Schrei, den er ausstieß, und sah, daß an seiner rechten Hand eine Natter hing, die er sich bemühete von sich zu schleudern. Ehe ihm das gelang, sank er ohnmächtig hin. Es mußte ein Viriam-Pambu gewesen seyn, denn es fing sogleich Nase, Mund, Augen und sein ganzer Körper an zu bluten, und blutete fort bis sein Leben ein Ende hatte. So sah ich nun meinen Mörder vor meinen Augen dahin sterben; meine Lage wurde aber dadurch nur wenig verbessert; denn meiner wartete nun das schreckliche Schicksal, in der hülflosen Lage, worin ich mich befand, mit meinem Kind zu verschmachten. Allein der Himmel hatte Erbarmen, und sandte Sie hieher zu meiner Rettung."

Dieß war die Erzählung des lebendig begrabenen Weibes. Sie schien eine Indianerin, und in ihrem Lande war es ehedem nichts seltenes, Weiber zu sehen, die mit ihren verstorbenen Männern lebendig begraben oder verbrannt wurden. Zwar gebot dieß kein Gesetz, aber es geschah freiwillig. Man setzte das Weib in das Grab, wie wir jene Frau gefunden hatten, gab ihr den Leichnam ihres Mannes in die Arme, und grub sie ein bis an den

Hals. Dann wurde ein Teppich über ihren Kopf gebreitet, um sie dem Anblick der Zuschauer zu entziehen. Zum letztenmal reichte man ihr in einer Muschel ein Getränke, wahrscheinlich Opium, und endlich wurde ihr der Hals zugeschnürt, ehe die Erde über ihren Kopf gehäuft wurde.

Julchen. Und auch lebendig verbrannt wurden die Frauen? Aber doch jetzt nicht mehr?

Robinson. Lebendig verbrannt. Es kommen aber in unsern Tagen dergleichen Fälle viel seltener vor, als ehedem, weil die Engländer und andere Europäer, die sich in Indien angesiedelt haben, es zu verhindern suchen, und auch die indianischen Damen sich geneigt fühlen, ihren verstorbenen Eheherren lieber einen andern Beweis ihrer Liebe zu geben. Ich wenigstens sah während meines Aufenthalts in Hindostan nie eine solche Ceremonie, man machte mir aber folgende Beschreibung davon.

Nach dem gewöhnlichsten Gebrauch wird die Frau nach dem Tode des Mannes, wenn es ein Bramine war, vor ihrem Haus auf eine Art von erhöhetem Armstuhl gesetzt, wobei ununterbrochen die Trommeln gerührt und die Trompeten geblasen werden. Das Weib ißt nun nichts mehr, kauet nur noch Betel und spricht öfters den Namen Gottes

aus. Sie ist angethan mit ihrem besten Schmuck. Verwandte und Freunde begleiten sie unter dem Klang musikalischer Instrumente zum Scheiterhaufen. Um die Unglückliche in muthiger Fassung zu erhalten, gibt man ihr gewisse Getränke mit Opium vermischt und sucht sie damit unempfindlich zu machen. Kommt sie endlich an den Ort ihrer Vollendung, so nimmt sie Abschied von ihren Verwandten, theilt ihren Schmuck unter sie aus, und umarmt sie zum letztenmal. Nachher geht sie dreimal um den brennenden Scheiterhaufen, und stürzt sich mitten in die Flammen. Sogleich wirbeln die Trommeln und die Trompeten schmettern, damit die Zuschauer das Jammergeschrei nicht hören, welches ein so schmerzhafter Tod solchen unglücklichen Schlachtopfern auspressen muß. Man vermehrt die Wirksamkeit des Feuers durch eine Menge Oehl, das man hineingießt, und so ist nun bald die Heldin in Asche verwandelt. Zum Andenken ihrer muthigen Aufopferung errichtet man an den Ort, wo der Scheiterhaufen stand, ein Denkmal oder eine Art Kapelle.

Ich glaube nicht, daß diese Todesart ganz so grausam ist, als man sie sich gemeiniglich vorstellt, denn wahrscheinlich verliert der Mensch mitten in einer solchen Feuerglut sogleich alle Besinnung, und

erstickt in der entsetzlichen Hitze. Man sieht ja wie schnell Insecten todt sind, die in ein Feuer oder in siedendes Wasser fallen. In Bengalen aber war ehedem der Tod solcher Weiber weit schrecklicher. Sie ließen sich auf dem Scheiterhaufen, ehe er angezündet wurde, an den Leichnam ihres Gatten fest anbinden. So hielten sie ihn umschlossen, bis das Feuer angelegt war, und erwarteten den langsamen und fürchterlichen Augenblick ihrer Vernichtung mit der kaltblütigsten Gleichgültigkeit. — Doch die Engländer haben dort, wie ich euch schon gesagt habe, diese barbarische Gewohnheit abgeschafft. —

Ich komme nach dieser Abschweifung wieder auf meine Indianerin. Wir erquickten sie mit Speise und Trank, und sahen mit Vergnügen, mit welcher Liebe sie ihr Kind herzte und küßte. Der Gedanke, es vor ihren Augen verschmachten oder von wilden Thieren zerrissen zu sehen, war ihr schrecklicher als ihr eigener Tod gewesen. Sie hatte, wie sie uns erzählte, schon auf eine so tragische Art ihren Gatten verloren. Er fuhr auf einem Boote durch die bengalischen Waldungen mit andern Indianern den Ganges herab. Während sie nun ihr Fahrzeug an dem Ufer angelegt hatten, und ihr Mittagsmahl bereiten wollten, erblickten sie zwischen

den Bäumen einen furchtbaren Tyger, der herangeschlichen kam. Sie ließen alles liegen und liefen nach dem Fahrzeug, kaum hatten sie es betreten, so stand das schreckliche Thier vor ihnen und legte die Tatze an, um in das Boot zu springen. Ein herzhafter Indianer ergriff eine Axt, um sie ihm abzuhauen; aber der Tyger war schneller als er; er packte ihn, riß ihn aus dem Boot, schleppte ihn fort und erwürgte ihn in dem Dickicht des Waldes, ehe man ihm zu Hülfe eilen konnte. Dieß war der Mann unserer Indianerin. Nach seinem Tode verließ sie Bengalen und kehrte mit ihrem Kind in die Heimath zurück.

Der bengalische Tyger hat die Größe eines kleinen Ochsen. Sein dicker, eckiger Kopf ist unverhältnißmäßig groß in Verhältniß seines Körpers; er hat funkelnde, runde, röthliche Augen, bedeckt mit einem Büschel dicker Haare; aus seinem weiten schnaubenden Rachen hängt eine lange Zunge dunkelroth, wie geronnenes Blut, die er bis zu den Augen zurückschlagen kann; alle seine Gliedmaßen sind stark und nervicht, und die Tatzen mit harten, gekrümmten, sehr scharfen Klauen besetzt. Man versichert, daß ein Pferd, wenn es ihn nur von

weitem sieht, am ganzen Körper erzittert, niedersinkt, und sich muthlos seinem Schicksal überläßt.

Aber nicht nur in Bengalen allein, auch in allen andern hindostanischen Waldungen hausen diese grimmigen Thiere. Wir erfuhren dieß auf unserer Reise. Als wir uns gegen Golconda hin den waldigen Gebirgen näherten, hörten wir, daß schon seit geraumer Zeit ein furchtbarer Tyger Schrecken in der ganzen Gegend verbreitete; Männer beweinten ihre Gattinnen, Frauen ihre Männer, Mütter ihre Söhne und Töchter. Er wurde täglich dreister; durch das Blutbad, welches er anrichtete, brachte er es endlich dahin, daß sich alle Bewohner der umliegenden Städte und Dörfer zu einem Feldzug wider ihn vereinigten. Es wurde ein Kommando guter Schützen ausgesandt, die seinen Aufenthalt ausmitteln sollten. Ich schloß mich ihnen an. Nach langem vergeblichen Suchen bemerkten wir das Ungeheuer unter einem Baum schlafend. Wir machten Halt und umstellten es so, daß kein Schuß fehlen konnte. Wir gaben nun auf ein Zeichen sämmtlich in einem Tempo eine Generalsalve auf den Tyger. Er zuckte und blieb unbeweglich liegen. Wir glaubten alle er sei todt, und traten näher, um ihn zu betrachten. Ein Unteroffizier, um seine Herzhaftig-

keit zu beweisen, bückte sich und nahm ihn bei den Ohren; in eben demselben Augenblick aber packte ihn der Tyger, in dem noch ein Funken Leben war, bei dem Schopf, und zog ihm die Haut von dem Kopf und dem Gesicht bis auf das Kinn herab; Augen, Nasen, Lippen, alles ging verloren. — Hierauf ließ er die Tatze sinken, machte noch eine kleine Bewegung und verschied.

So furchtbar macht sich der Tyger bis zum letzten Lebenshauch.

Ich muß bekennen, daß ich bei dem Geschrei des Unteroffiziers mit unserm ganzen Kommando Reißaus nahm, tröste mich aber mit dem Gedanken, daß auch wohl schwerlich ein anderer Jäger unter solchen Umständen Stand gehalten haben würde. Wir flüchteten uns hinter Bäume, um unsere Flinten wieder zu laden, und uns in Vertheidigungsstand zu setzen; unsere Vorsicht aber war unnütz, denn der Feind verhielt sich ganz ruhig, seitdem er todt war.

Vor den Angriffen dieses Thieres ist niemand sicher. Reisende können sich in den hindostanischen Waldungen in der Nacht nur durch Feuer gegen ihn schützen, das sie im Kreis um sich herum anschüren, und sorgsam unterhalten. Alle grimmigen

Thiere, und auch die Schlangen scheuen sich davor, und entfernen sich. Ich gebrauchte auf meiner Reise immer diese Vorsicht, und befand mich sehr wohl dabei.

Doch genug hiervon; ich fühle mich vom Reden ganz müde. Es sei mir also erlaubt, meine Erzählung erst morgen weiter fortzusetzen.

Die Zuhörer hätten recht gern noch länger zugehört, und standen ganz unmuthig von ihren Plätzen auf. Es wurden über Tisch tausend Fragen über die bengalischen Tyger vorgebracht, und Onkel Robinson hatte Mühe, sie alle zu beantworten.

Neunzehnter Abend.

Städte in Hindostan. Alligatoren in den Stadtgräben. Große Hitze. Tödtliche Winde. Der Zimmetbaum. Kampf des Mongus mit Schlangen. Feine Baumwollenarbeiten der Hindus mit schlechtem Werkzeug. Zuckerpflanzungen. Baumgärten. Palmbäume. Weiße Ameisen. Reise durch den Marattenstaat. Genügsamkeit der Maratten. Prachtliebe mancher indischen Nabobs. Beschreibung eines Jagdzugs derselben. Kampf eines Büffels mit einem Tyger. Ankunft in Agra und Delhi. Ehemalige Pracht der Großmogulen.

Unser Weg führte uns durch viele Städte und Dörfer. Unter ersteren waren manche groß und sehr stark bevölkert, alle mit Mauern von Backsteinen, Quadern oder auch bloßer Erde umgeben. In dem Königreich Mysore hat jedes Dorf seine Ringmauern nicht zum Schutz wider Feinde, wohl aber gegen

Räuber, die das Land durchstreifen. In der Mitte des Dorfes ist auch gemeiniglich ein Thurm, wohin sich die Einwohner flüchten, wenn etwa, ungeachtet ihrer Gegenwehr, die Mauern erstiegen werden.

Die Städte im Innern von Hindostan sind an Schönheit mit den Städten auf den Seeküsten nicht zu vergleichen. Meistens sind sie nur mit Ackerleuten und armen Handwerkern bevölkert, die schon zufrieden sind, wenn sie sich nur den nöthigen Lebensunterhalt erwerben. Und kommt einer oder der andere zu Vermögen, so hütet er sich, es merken zu lassen, damit er nicht die Habsucht seines Dispoten reitzen möge.

Viele Städte sind mit Gräben umgeben, in denen sich Alligatoren oder indianische Krokodille aufhalten. Ihr werdet euch aus meiner Reise nach Florida noch recht gut erinnern, was das für Thiere sind. Man könnte wirklich keine besseren Stadtwachen wählen, als solche Krokodille, nur ist zu bejammern, daß sie nicht selten diejenigen verzehren, die von ihnen vertheidiget werden sollen. Sie haußen auch in großen Flüssen, und man hat Beispiele, daß sie Menschen beim Ueberfahren auf den Booten angegriffen und herausgerissen haben. Besonders sind die Pferde in großer Gefahr. Dieß erfuhr einst, wie

man mir erzählte, ein Engländer, der in Südambaram ein sehr schönes gekauft hatte. Er ließ es beim Uebersetzen über einen Fluß an das Boot binden; es wurde ihm aber durch einen Allegator von dem Strick losgerissen, und jenseits des Stromes vor seinen Augen verzehrt. Bei vielen, wenn sie getödtet werden, finden sich im Magen goldene Armringe und anderes Geschmeide, zum deutlichen Beweiß, daß Indianer von ihnen verzehrt worden sind.

In ganz Hindostan ist die Jagd frei, jedermann kann schießen was für Wild, und so viel er will. Selten sucht man aber die Alligatoren auf, um seine Geschicklichkeit an ihnen zu üben. Man strebt lieber den Elephanten, Hirschen, Rehböcken, wilden Schweinen, Hasen, Repphühnern nach, denn dergleichen Wildpret gibt es genug in den großen hindostanischen Waldungen, von denen manche dreißig bis funfzig Stund lang sind. Es wurden auch von mir viele wilde Tauben, Turteltauben, Schnepfen, Wachteln und dergleichen Vögel geschossen. Es gibt noch anderes Wild in jenen ungeheuern Wäldern, nämlich Tyger, Löwen, Bären und Schakals oder Goldwölfe; die Jäger binden aber aus guten Gründen nicht gerne mit den größern Raubthieren an, und sind schon zufrieden, wenn diese Thiere

nicht Jagd auf sie machen. Indessen müssen sie doch öfters zu ihrer Vertheidigung Feuer auf dieselben geben; und wohl ihnen wenn der Schuß gelingt. Manchmal finden sich auch Waghälse, die es mit Löwen aufnehmen, und sie glücklich erlegen. Mit kaltem Muth und gutem Feuergewehr wird viel gegen sie ausgerichtet. Auch große Hunde fangen und zerreissen oft einen erwachsenen Löwen, wobei aber freilich gar mancher das Leben lassen muß, ehe es so weit kommt.

Wir setzten unsere Reise zwischen Baumwollen-, Indigo- und Tabakpflanzungen fort. Es trat jetzt der südöstliche Monsoon ein, und mit demselben kamen heftige Gewitter mit Sturmwinden, welche Bäume zu tausenden niederstürzten oder abbrachen. Gleich darauf folgte die unerträglichste Hitze, welche unsere Reise außerordentlich beschwerlich machte. Mehr noch als die Sonne ermattete uns ein glühender Landwind, der zwar nur ganz schwach wehete, aber unsern ganzen Körper austrocknete. Wir mußten Halt machen, so lange er blies, denn meine Träger behielten kaum Kraft genug, ihren Körper fortzuschleppen. Keiner von uns schwitzte, wir wurden trocken verbrannt. Für viele Menschen wird dieser Wind tödtlich, wenn sie plötzlich davon er-

griffen werden. Sie sinken oft bei Tische ohnmächtig hin, und wenn sich nicht noch zu rechter Zeit eine frische Seeluft einstellt, so erwachen sie nie wieder aus ihrer Betäubung. Deswegen verschliessen sich auch, so lange diese Winde wehen, die Indianer in das Innere ihrer Häuser, und schlafen oder vertreiben sich die Zeit mit Gesprächen. Die Europäer aber gehen noch weiter, und lassen das ganze Haus mit frischem Wasser besprengen. Selten wehen diese giftigen Landwinde lange nach einander fort. Gemeiniglich stellt sich gegen Mittag ein frischer Seewind ein, und dann athmet alles wieder neues Leben.

Je heisser die Tage in Hindostan sind, desto köstlicher sind die Nächte. Am wolkenlosen Himmel funkeln unzählige Sterne, und lassen in ihrem milden Licht jeden Gegenstand erkennen. Alles was gehen kann, geht dann spatzieren, und von vielen wird die ganze Nacht durchwacht, der heiße Tag aber dafür verschlafen.

Bei der großen Hitze die jetzt eintrat, kamen uns die dichten hindostanischen Waldungen wohl zu statten. Manche haben, wie gesagt, funfzig Stund Wegs im Durchschnitt. Die gemeinsten Bäume in denselben sind die Bambus; bisweilen trifft man

aber auch Zimmetbäume und Pfefferranken in denselben an, die sich um dicke Stämme herumwinden, wie ich es euch schon beschrieben habe. Der Zimmetbaum erlangt die Höhe unserer Pflaumenbäume, hat dünne Aeste, und gibt nur wenig Schatten. Am stärksten und von der besten Art wird er auf der Insel Ceylon gebaut, wo ganze Zimmetgärten angelegt sind. Ich will euch erzählen, wie diese Bäume geschält und die Rinde zum versenden zubereitet wird.

Der Zimmet, wie er in unsern Küchen gebraucht wird, ist nämlich nichts anders, als die Rinde junger Bäume. Die Stämmchen werden mit einem guten Gartenmesser abgeschnitten, so bald sie die Dicke eines spanischen Rohrs erreicht haben. Auch die Krone wird abgeschnitten so weit die Rinde grün ist und weggeworfen. So bleibt nun ungefähr ein zwei Ellen langer Stock. In diesen Stock wird rings umher ein Einschnitt gemacht; die Rinde wird auch in der Länge aufgeschnitten, mit dem Messer fleißig gestrichen, damit sie sich leichter ablöse und mit einem stumpfen eisernen Werkzeug vollends abgeschält. — Man spannt sie hierauf über einen Stock, und schabt die äußere schmutzige Schale mit einem Messer ab, worauf die Zimmetrinde von

außen so grün aussieht als von innen. Nun wird sie an die Sonne gelegt und getrocknet. Durch die Hitze rollt sie sich zusammen, und nimmt die hochbräunliche Farbe an. In solcher Gestalt liefert man den Zimmet in die Zimmethäuser, wo er gewogen und in Ballen gepackt wird. Aus dem Abfall distillirt man das bekannte Zimmetöl, wovon die Unze bei der ostindischen Gesellschaft 10 Thaler kostet. — Die letzte schmutzigste Arbeit, die mit dem Zimmet vorgenommen wird, ist das Rackern. Er wird nämlich, ehe er zu Schiff gebracht wird, in frische Kühhäute eingenäht, die sehr bald anfangen zu riechen und am Ende entsetzlich stinken. Es geschieht das, damit der Zimmet die Feuchtigkeit der See nicht anziehe und verderbe.

Meine Reisen durch die hindostanischen Waldungen waren ungemein langweilig, so angenehm mir auch ihre erquickenden Schatten waren. Ich fürchtete sie noch mehr wegen der unzähligen Schlangen und anderer giftiger Thiere, denen sie zum Aufenthalt dienen. Um uns einigermaßen gegen den Biß dieser Schlangen zu sichern, führten wir seit einiger Zeit einen zahmen Mongus bei uns, der sich als einen abgesagten Feind aller Schlangen beweißt. Wisset ihr was ein Mongus ist?

Er ist ein kleines vierfüßiges Tierchen, etwas größer als ein Eichhorn, mit einem Kopf wie ein Fuchs, starken, grau, schwarz und weiß gesprenkelten Haaren und einem langen Schwanz. Er geht des Tags auf den Raub aus, fängt Ratten, Mäuse, Vögel, Kröten, Frösche, Schlangen, Hühner. Im zahmen Zustand füttert man ihn mit rohem Schöpsenfleisch, das ganz frisch seyn muß, und mit süßer Milch. Auch Zucker nascht er sehr gern. Bisweilen scharrt er in der Erde, und sucht sich mancherlei Gewürme. Erblickt er eine Schlange, so thut er erst, als ob er mit ihr spielen wolle, und springt um sie herum. Auf einmal aber fährt er auf sie los, packt sie hinter dem Kopf am Hals, geht mit ihr um wie eine Furie, und schüttelt sie mit solcher Gewalt und Geschwindigkeit, daß sie ihn nicht beissen kann, dabei murrt er wie eine Katze; alle seine Haare sträuben sich, und man erkennt kein zahmes Thier mehr in ihm. Er läßt nicht eher nach, als bis die Schlange getödtet ist; dann frißt er ein Stück davon aus der Mitte heraus, und nun wird er wieder ruhig. — Auch über die größten und bösartigsten Schlangen macht er sich her, und wenn er bisweilen gebissen und vergiftet wird, so läuft er seitwärts ins Gras und frißt Kräuter, die ihm als

Gegengift dienen. In mehreren Fällen leistete uns dieses Thierchen gute Dienste.

Weit besseren Genuß als die traurigen Waldungen verschaffte uns das angebaute Land. Zwar war der Reis größtentheils schon eingeerndtet, einige Felder prangten aber doch noch mit reichen Saaten. An manchem Stengel zählten wir über 2000 Körner. Glaubt aber ja nicht, ungeachtet dieses üppigen Wachsthums, daß das Land so fleißig angebaut sei, wie bei uns. Ach nein! Große Strecken liegen öde, so fruchtbar auch immer der Boden seyn mag. Niemand will sich die Mühe geben ihn zu ackern und zu besäen, weil gewaltthätige Fürsten dem Landmann die Früchte seines Fleißes nicht genießen lassen.

Neben den Reisäckern sahen wir auch Baumwollenfelder; nirgends in ganz Indien wird aber, wie bei uns, Hanf und Flachs gebaut. Alle Wäsche der Indianer besteht aus Baumwollenleinwand. Die indianischen Frauen spinnen sie in außerordentlicher Feinheit, und die inländischen Weber weben aus dem Garn auf den elendesten Stühlen die herrlichsten oft mit goldenen und silbernen Blumen durchwirkten Zeuge. Es bestehen diese Stühle aus hölzernen Walzen, die auf vier Stücken Holz ruhen, die vor dem Haus unter einem Baum in die Erde

geschlagen sind. Durch zwei Stecken, die der Weber mit Stricken auf- und niederzieht, werden die Fäden der Kette abgesondert, um den Einschlag durchzuschießen.

Ein Theil der Felder ist auch mit Zuckerrohr bepflanzt, doch mehr in den südlichen als in den nördlichen Gegenden. Es wird daraus sehr guter Rohzucker gepreßt, der das Pfund zu einem halben Groschen verkauft wird. Man versteht aber nicht die Kunst, ihn zu läutern.

An Baumgärten fehlte es nirgends; doch waren sie weit seltener als in unserm Teutschland, und trugen weder Aepfel, noch Birnen, noch Pflaumen, noch Abrikosen, noch Pfirsiche; dafür lieferten sie aber reichlich eine Menge anderer schöner Früchte, wie ich sie euch schon beschrieben habe. Ueber alle Bäume erhob sich der gemeine Palmbaum. Er hat eine schwärzere Rinde als die Kokospalme, und ein faseriges, aber ungemein hartes Holz, das eine schöne Politur annimmt, und stark zum Bauen gebraucht wird.

So eisenfeste aber auch die Palmbäume sind, so werden sie doch von der weißen Kariaameise zerstört. Es ist diese Ameise ein dickes, fettes, eckelhaftes Insekt, das sich gerne in die Häuser ein-

schleicht, und oft Besitz davon nimmt, ehe sie noch ausgebaut sind. Ist man nicht sehr auf seiner Hut, so frißt sie das Stroh vom Dach, verwandelt das ganze Gebälke in Staub, und zernagt die stärksten Thüren so ganz, daß sie aussehen als ob sie von durchbrochener Arbeit wären.

Aus dem Saft des Palmbaums wird ein sehr geistiges und angenehmes Getränke bereitet, auch ein sehr starker Branntwein distillirt, der wie der Reisbranntwein Arrak heißt. Er wird aber nur unter den Indianern von den Parias, der niedrigsten Klasse unter ihnen, getrunken. Auch die europäischen Soldaten und Matrosen lassen sich denselben sehr gut schmecken.

Wir befanden uns jetzt in dem Staate der Maratten, die Religionsgenossen der Hindus sind, und näherten uns den ehemals so berühmten Städten Agra und Delhi.

Die Maratten waren vor 200 Jahren nur als wilde Räuberhorden bekannt. Sie schweiften auf ihren kleinen zärtlichen Pferden weit umher, und plünderten die Karavanen. Einer ihrer Fürsten, Sewadsch genannt, vergrößerte im vorvorigen Jahrhundert sein Gebiet auf Kosten des Großmoguls, der damals in Indien herrschte, und seine

Nachfolger wurden immer mächtiger, bis sie endlich ganz die Staaten des Großmoguls in ihre Gewalt brachten.

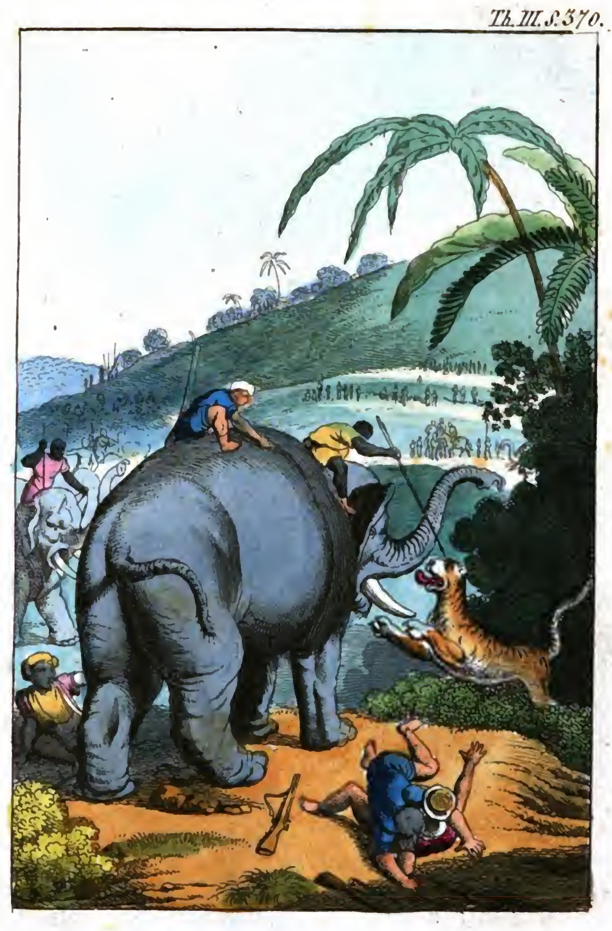
Die Maratten sind eine kriegerische Nation, und unter allen Hindus die zahlreichste. Ihre Hauptmacht besteht in der Reiterei; doch haben sie jetzt auch sehr gut geübtes Fußvolk. Sie sind einfach in ihren Sitten, nicht nur in den niedern, sondern auch in den höheren Ständen. Ein Stück rother oder anderer bunter Zeug zu einer Mütze, einige Ellen Kattun um den Leib, und im Winter grobe Tücher machen die ganze Kleidung bei Vornehmen und Geringen aus. Die europäischen Handelsleute führen daher keine sonderlich vortheilhafte Geschäfte mit ihnen. Selbst in fürstlichen Familien herrscht noch die größte Einfalt der Sitten. Wir sahen die Tochter eines mächtigen Marattenfürsten, wie sie an einem Flusse mit der Reinigung ihrer Wäsche, und ihre Schwester mit Brodbacken beschäftiget war. Ein anderer Fürst, von dem man uns erzählte, machte auf seinen Feldzügen sich stets sein Feuer selbst an.

Auch in der Wahl der Lebensmittel sind die Maratten sehr genügsam. Etwas Reis mit einer ledernen Wasserflasche ist gewöhnlich alles, was sie zu ihrer Nahrung im Kriege mit sich führen. Oft ist

eine Hand voll ausgeriebener Aehrenkörner hinlänglich, einen Maratten auf einen ganzen Tag zu sättigen. Bisweilen führt er auch noch Bang, oder wilden Hanf bei sich, den er wie Tabak raucht, und sich damit berauscht. Im Umgang sind die Maratten zuvorkommend, höflich, offen, auch in ihren Kriegszügen schonender als andere indische Heere. Ackerbau wird von ihnen nur wenig getrieben; desto fleißiger unterhalten sie aber erhebliche Stutereyen.

Um so auffallender ist dagegen die Pracht der indischen Nabobs oder Fürsten unter dem Schutz der Engländer an der Grenze von Tibet. Ich wohnte einmal der Jagdlust eines solchen Nabobs bei, und ich will euch erzählen, wie es dabei zuging.

Es wurden an dem bestimmten Tag 40,000 Menschen aufgeboten, die mit 150 Kanonen, 1500 Elephanten, 3000 Karren, und einer Menge Kameele, Pferde und Zugochsen ausrückten. Fünfhundert Träger trugen das Jagdgeräthe und die Frauen des Nabobs, die an dem Vergnügen Antheil nahmen. Im Ganzen waren gegen 20,000 Thiere bei dem Zug. Es wurden tausend Doppelflinten, eine Menge Pistolen und Speere mitgenommen. Tänzer, Schauspieler und Hofnarren blieben nicht vergessen.



Eine ostindische Jagd.



Bei der Jagd war es vorzüglich auf wilde Elephanten abgesehen. Das erste Wild aber, das den Schützen in den Weg kam, war ein Tyger, der sich vor ihnen in das Gebüsch eines engen Thals versteckte. Sogleich wurde das Thal mit zahmen Elephanten eingeschlossen. Einer der stärksten wurde von Jägern bestiegen, und nach dem Gebüsche getrieben. Der Tyger ließ ihn herankommen, und sprang mit fürchterlichem Gebrülle grimmig auf ihn los. Der Elephant fuhr zurück, und schüttelte alle seine Reiter ins Gebüsch ab. Es entstand ein Zetergeschrei. Doch der Tyger kümmerte sich nicht um die Gefallenen, sondern setzte seinen Kampf mit dem Elephanten fort. Schnell wurden jetzt noch mehr andere zur Unterstützung herbeigeholt. Sie gingen dem Tyger muthig zu Leibe, und er wurde glücklich aus dem Gebüsche herausgetrieben. Kaum ließ er sich im Freien blicken, so fiel er von hundert Kugeln getroffen, sterbend nieder, und alle Jäger schrieen, daß es in der ganzen Gegend wiederhallte Maiwa, Maiwa! So lautete ihr Siegesgeschrei.

Bald darauf wurde ein großer wilder Elephant entdeckt, und sogleich von vierhundert zahmen eingeschlossen. Er blieb stehen und sah sie verwundert an. Zwei von ihnen wurden zum Angriff gegen ihn

beordert. Sie gingen, von ihren Anführern geleitet, auf ihn los; allein er jagte sie beide in die Flucht. Mehr als hundert Schüsse wurden jetzt auf ihn abgefeuert. Viele Kugeln trafen, ohne daß er sich darum bekümmerte. Die meisten blieben in seiner dicken Haut stecken, und so schoß man eine gute halbe Stunde lang vergeblich. Mit Kugelbüchsen ging man ihm jetzt auf zehn Schritte weit zu Leib, und zielte ihm nach den Kopf. Hier that das Blei bessere Wirkung. Das Thier wurde betäubt. Ein Jäger erdreistete sich, sich ihm von hinten zu nähern, um ihm die Sehnen an den Hinterbeinen zu zerhauen; allein der Elephant drehete sich um, und tödtete mit einem einzigen Schlag seines Rüssels den vorwitzigen Feind. Nichts konnte das edle Thier bewegen zu fliehen. Es ließ auf sich schießen, und da durch die vielen Wunden und den Blutverlust seine Kräfte immer mehr abnahmen, ergab es sich sinkend in sein Schicksal. Alle drängten sich nun herbei und wollten zu Rittern an ihm werden. Einige versuchten an seinem Rüssel die Schärfe ihrer Schwerter; die andern zerhieben ihm die Sehnen an den Füßen. Er wehrte sich nicht länger und verschied unter leisem Stöhnen.

Die Jagd ging nun ihren Gang fort. In dem

Rohrdickicht an den Seen wurden eine Menge Thiere aufgejagt und erlegt. Weiterhin sahen wir eine Herde von mehr als hundert wilden Elephanten an einem Berg weiden. Sie wurden theils eingeschlossen, theils verfolgt; ein und zwanzig davon fing man lebendig; nach den Flüchtlingen, die durch das rasende Jagdgetöse erschreckt wurden, feuerte man mit Kanonen. Es ist unmöglich einen Begriff von dem ungeheuern Lärm, von dem Tumult zu geben, der durch das Schießen, Schreien, Brüllen der Elephanten und die allgemeine Verwirrung entstand, in die wir bisweilen durch die Angriffe der gereizten Thiere geriethen. Zwanzig Menschen blieben todt oder schwer verwundet auf dem Platz liegen. Auch viele zahme Elephanten trugen tödtliche Wunden davon, denn oft wurden sie von eingeschlossenen Tygern und Leoparden hitzig angefallen.

Unter acht Tygern, deren man sich bemächtigte, wurde einer lebendig eingefangen. Während er von einem Elephanten niedergeschlagen für todt da lag, warf man ein starkes Netz aus Stricken über ihn, aus dem er sich nicht mehr loswickeln konnte. Er wurde gefesselt und bestimmt, nach geendigter Jagdpartie mit einem Büffel zu kämpfen.

Zu dem Ende hegte man einen runden Platz mit starken Pfählen ein, und führte in denselben einen Büffel der größten Art. Auch der Tyger wurde eingelassen; aber durch die große Menschenmenge erschreckt, suchte er zu entkommen. Erst da er keinen Ausweg fand, fuhr er auf den Büffel los, der ihm aber die Hörner entgegen hielt, und sich kräftig vertheidigte. Der Tyger wiederholte seinen Angriff; allein der Büffel brachte ihm einen fürchterlichen Stoß bei, von dem er niederstürzte und sich todt stellte. Um ihn munter zu machen, wurde brennendes Stroh um ihn hergelegt und siedendes Wasser auf ihn gegossen. Jetzt sprang er wieder auf; der Büffel wurde gereitzt, und es begann ein neuer Kampf, dem sich der Tyger durch die Flucht entzog. Nun ängstigte man ihn mit angezündetem Stroh; eine Anzahl Lanzenträger rückten gegen ihn an, trieben ihn in die Enge, und stießen ihn mit ihren Speeren nieder.

So endete sich die Jagdlust des Nabobs und der Zug kehrte mit dem nämlichen Gepränge durch die eingefangenen oder getödteten Thiere verherrlichet nach dem Pallast zurück, vor welchem er sich trennte.

Ich komme wieder auf den Verlauf meiner Reise durch das gebirgige Land der Maratten. Es begegnete mir nichts merkwürdiges in diesem Lande, doch sah ich in den nördlichen Gegenden Schafe mit Fettschwänzen, die oft über zwölf Pfund wogen. Der Gang der Thiere wird dadurch ungemein langsam und schwer. Ich aß von ihrem Fleisch, das weich und von dem besten Geschmack war. Das Fett ihrer Schwänze wird geschmolzen aufbewahrt, und statt Butter zu den Speisen gebraucht. In manchen Gegenden traf ich auch das merkwürdige tibetanische Schaf an, das lange Haare, und zwischen denselben hart auf der Haut eine außerordentlich feine Wolle hat, aus welcher man die kostbarsten Schawls wirkt. Diese Tücher werden selbst an Ort und Stelle sehr theuer bezahlt, und manches kostet über zweihundert und funfzig Gulden.

Wir gelangten endlich in die vor Alters so berühmte Stadt Agra, die ehemalige Haupt- und Residenzstadt der Großmoguln, die jetzt größtentheils in Ruinen vor uns lag, denn in den schrecklichen Kriegen, die in dem vorigen Jahrhundert geführt wurden, war sie beinahe gänzlich zerstört worden. Zwar stand noch ein Theil ihrer hohen massiven Häuser; von ihren ehemaligen vielen Pallästen und

Prachtgebäuden, ihren achthundert öffentlichen Bädern, ihren achtzig Gasthäusern und ihren Waarenhallen, die voll kostbarer Kaufmannsgüter lagen, war wenig mehr zu sehen. Das kaiserliche Schloß hatte sonst zweitausend fünfhundert Ellen in Umfang; es war aus rothen Steinen aufgeführt, die Wände der Zimmer waren größtentheils mit Marmor, und der Boden bei einigen mit Gold belegt. Alle diese Pracht war verschwunden, und ich sah zu meinen Füßen wenig mehr als Schutthaufen oder halbeingestürzte Mauern. Alles erinnerte mich traurig an die Vergänglichkeit der menschlichen Größe.

Ich hielt mich nicht lange in dieser Stadt auf, und setzte meine Reise nach Delhi fort. Auch hier fand ich die betrübtesten Spuren der zerstörenden Kriege, die geführt wurden. In den letzten Zeiten war Delhi der Sitz des Großmoguls, in früheren, wie ich euch schon gesagt habe, war es Agra.

Die Großmogulen waren die größten und mächtigsten Fürsten in beiden Indien. Ihre Hofhaltung wurde mit einem Aufwand geführt, womit die Pracht der glänzendsten Höfe in Europa nicht zu vergleichen ist. Keiner kann sich an Reichthum mit dem des berühmten Aorong Seb vergleichen, der während seiner ein und funfzigjährigen Regierung uner-

meßliche Schätze anhäufte. Er hatte unter andern eine Sammlung von Thronen, wovon immer einer kostbarer als der andere war. Der herrlichste hieß der Pfauenthron, weil an demselben ein Pfau angebracht war, an dem der Spiegel und das Farbenspiel durch zahllose Smaragde, Rubinen, Diamanten und andere Edelsteine täuschend nachgeahmt war. Der Thron selbst bestand aus massivem Gold. Dieses einzige Prachtstück hatte einen Werth von fünf und siebzig Millionen Thaler, und wurde einem persischen König Schah Nadir zur Beute, der es bei seinem Einfall in Hindostan nebst allen andern Schätzen des Großmoguls abholte. Diese Schätze bestanden theils in baarem Geld, theils in Juwelen, goldenen und silbernen Gefäßen, kostbaren Zeugen, Zelten, Waffen aller Art. Zugleich führte er mit sich fort gegen tausend Elephanten, zehntausend Kameele, siebentausend Pferde, die aus den kaiserlichen Ställen genommen wurden. Alles zusammen betrug an Werth über vierhundert Millionen Thaler.

Die Pracht und der Reichthum der Großmoguln war ihr Verderben. In ihren Schatzkammern lagen über zweihundert Millionen Rupien an baarem Gelde, und zwar in besonders für den Schatz ge-

prägten schönen Münzsorten. (Eine Rupie beträgt über einen Gulden.) Ueber sechzig Millionen Rupien wurden da an Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphiren, Perlen, und über neunzehn Millionen an verarbeitetem Golde, allerlei Bildsäulen von Elephanten, Kameelen, Pferden vorstellend, verwahrt; goldene Geräthe, besonders Gefäße, besaßen sie beinahe für zwölf Millionen, porzellanene und kupferne Gefäße für mehr als drei Millionen, und dann noch mehr als funfzehn Millionen an Gold- und Silberzeugen, seidenen und baumwollenen Waaren aus Persien, der Türkei und Europa; der Werth ihrer Zelten, Tapeten, Teppiche wurde auf zehn Millionen geschätzt. Die Großmoguln hatten auch ansehnliche Bibliotheken; zu Delhi befand sich ein Büchersaal mit 80,000 geschriebenen Büchern, alle mit solcher Pracht gebunden, daß der Werth der Bände allein sechs Millionen überstieg. Das Geschütz in den Zeughäusern, die Säbel, Piken, Bogen, Pfeile, Kugeln, Pulver und andere Bedürfnisse, dann in den Sattelkammern die Sättel, Zäume, Steigbügel, Decken für Pferde und Elephanten, alle mit Gold, Silber und Perlen besetzt, sollen ungeheure Summen werth gewesen seyn. In den Marställen befanden sich bisweilen 12,000 Pferde

und gegen 1000 Elephanten, die Pferde meistens von der edelsten persischen und arabischen Abkunft. Die golddurchwirkten Decken der Elephanten bei feierlichen Aufzügen waren alle mit silbernen Glocken und goldenen Fransen geschmückt. Ihren Kopf zierten große mit Edelsteinen besetzte Platten von gediegenem Gold, gewöhnlich mit dem Bildnisse der Sonne; die Füße der Thiere waren mit goldenen Ringen geschmückt. Derjenige Elephant, der das Glück hatte, die indische Majestät zu tragen, war mit Gold und Edelsteinen auf das blendendste bedeckt, und auf seinem Rücken stand ein kostbarer Thronhimmel, unter welchem der Kaiser saß. Die Stangen waren von Silber, bisweilen von gediegenem Gold mit Edelsteinen besetzt; Vorhänge und Polster von gelbem Atlas mit Gold durchwirkt, und mit großen goldenen Fransen und Schleifen besetzt. Auf dem Halse des Thiers saß ein Kornak oder Führer, und zwischen ihm und dem Thronhimmel der Träger eines reichverzierten Sonnenschirms. Hinter dem Mogul befanden sich zwei seiner vornehmsten Diener mit Fliegenwedeln, und ein Tabackspfeifen-Träger.

Im siebzehnten Jahrhundert, wo das mogolische Reich in seinem größten Flor stand, unternahm der

Kaiser Aorang Seb, den ich euch schon genannt habe, eine Reise nach Kaschimir. Bei dieser Reise befanden sich an Kriegsvolk allein 45,000 Mann, worunter 30,000 Reiter waren, 170 Stück schweres Geschütz und eine Menge leichtes; alles blos zur Pracht und zur Bedeckung des Monarchen, denn man lebte in vollem Frieden. Dann folgten dem Zug eine Menge Elephanten, Kameele, Maulesel, prächtig aufgezäumte Pferde, ganze Heerden Büffel, Hunde, Löwen, Leoparde, die zur Jagd und zu Thierkämpfen bestimmt waren, um dem Mächtigen die Langeweile zu vertreiben und die Reisebeschwerden zu verkürzen; dann Käfige mit Adlern, Geyern und andern Raubvögeln zur Vogeljagd. Jedes Thier hatte einen oder mehrere Wärter. Eine Legion von Trägern folgte diesen Reihen mit den zerbrechlichen Waaren des Hofbedarfs, endlich ein zahlreicher Troß von Bagage mit Zelten und andern Bedürfnissen. Die Gezelte des Kaisers und der vornehmsten Befehlshaber bestanden größtentheils aus schönen mit dem Pinsel gemahlten Zeugen oder reichen Goldbrokaten, im Innern mit gold- und silbergestickten Atlas gefüttert, und mit einer Menge reichgestickter Teppiche und Ruhepolster auf dem Boden belegt. Wenn der Zug lagerte,

so befand sich in drei verschiedenen Zelten ein kostbarer Thronhimmel für den Kaiser. In seiner Nähe waren die Gezelte seiner Gemahlinnen, eben so reich verziert als die seinigen, und rings um dieselben die Zelten der Omrahs oder Befehlshaber, deren oft tausend waren. Dann erst folgte das übrige Lager mit Märkten zum Einkauf aller Bedürfnisse. Jagden und andere Vergnügen des Hofes machten, daß manche Reise, die in vierzehn Tagen hätte zurückgelegt werden können, wohl zwei Monate und noch länger dauerte.

Nicht minder blendend war die Pracht eines Moguls bei der Feier seines Geburtstages. An diesem Tage pflegte er sich in Gegenwart seines ganzen Hofstaates wägen zu lassen. Die Waagschalen waren mit gediegenem Golde belegt, und mit Rubinen und Türkissen besetzt; sie hingen an goldenen Ketten und seidenen Strängen. Der Waagebalken war mit Goldblech überzogen. Die ganze Feierlichkeit ging in einem Garten vor sich, und der Kaiser erschien dabei unter einer Last von Juwelen beinahe erliegend. Anstatt der gewöhnlichen Gewichte wurde Geld in die Waagschale gelegt; dann wurde er auch gegen Edelsteine, gegen Gold, und Silberstoffe und andere Waaren, endlich gegen Honig, Butter

und Getraide abgewogen. Alles, nur die Edelsteine nicht, wurde hierauf an die Hindus vertheilt, die sich mit Recht freuten, wenn ihr Regent um ein beträchtliches schwerer geworden war.

Ich mache euch eine ausführliche Beschreibung dieser Pracht, damit ihr desto lebendiger fühlet, wie wandelbar das Schicksal der Menschen ist, und wie leicht sie von dem höchsten Gipfel der Macht, der Ehre und des Reichthums zu dem tiefsten Elend herabsinken können. Wer hätte glauben sollen, daß die Nachfolger dieser Uebermüthigen, die nicht wußten wie sie die Güter der Erde üppig genug genießen sollten, bald ein paar Hände voll Reis zur Stillung ihres Hungers betteln würden! Und doch geschah es.

Schah Alum bestieg nämlich im Jahr 1760 den Thron seines Vaters, und erlebte seine lange Reihe tiefschmerzender Unfälle. Die Statthalter seines Reichs empörten sich, suchten sich unabhängig von ihm zu machen, und verjagten ihn von seinem Thron. Da suchte er Schutz bei den Engländern, die ihm einige Provinzen erhielten, und einen Gehalt auszahlten, zugleich aber die Herren über ihn spielten. Dies wollte ihm nicht gefallen; er suchte

wieder den Thron von Delhi zu besteigen; wurde aber bald ein Gefangener der Mongolen und dann der Maratten; die Engländer aber, die sein Abfall verdroß, nahmen ihn schon früher seine zwei letzten Provinzen, und verkauften sie an einen Nabob. Der Mogul irrte flüchtig von einem Fürsten zum andern, wenige wollten ihn aufnehmen, und nun trat der Fall ein, daß er in die tiefste Armuth gerieth, und seine Söhne Reis für ihn betteln mußten. Endlich nahm ihn der Marattenfürst von Udschin zum Schutzgenossen an, und so kam die Oberherrschaft über das mongolische Reich zuerst an die Maratten. Schah Alum schien jetzt wenigstens sicher leben zu können; allein sein Unglück hatte noch nicht den höchsten Grad erreicht, denn im Jahr 1787 wurde die Stadt Delhi, wo er sich aufhielt, von einem feindlichen Rohillafürsten eingenommen; Schah Alum gerieth in seine Gefangenschaft, und der grausame Sieger ließ dem unglücklichen Ueberwundenen beide Augen ausstechen. So starb nun Schah Alum, der sonst beneidete Herrscher über das große mogolische Reich, blind und im bittersten Elend, doch mit dem leidigen Trost, daß die thierische Greuelthat, die an ihm begangen wurde, nicht ungerächt blieb, denn gleich das folgende Jahr wurde

der Rohillafürst auf das Haupt geschlagen, und auf der Flucht getödtet.

Ich weilte nicht lange zu Delhi unter so vielen Greueln der Verwüstung, und eilte westlich durch die Staaten der Seikhs dem berühmten Persien zu.

